

## Gewalt erklären! Plädoyer für eine entdeckende Prozesssoziologie

Hoebel, Thomas; Knöbl, Wolfgang

Veröffentlichungsversion / Published Version  
Monographie / monograph

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hoebel, T., & Knöbl, W. (2019). *Gewalt erklären! Plädoyer für eine entdeckende Prozesssoziologie*. Hamburg: Hamburger Edition. <https://doi.org/10.38070/9783868549669>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-ND Lizenz (Namensnennung-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:  
<https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/deed.de>

### Terms of use:

This document is made available under a CC BY-ND Licence (Attribution-NoDerivatives). For more information see:  
<https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0>

Thomas Hoebel | Wolfgang Knöbl

# Gewalt erklären!

Plädoyer für eine  
entdeckende  
Prozesssoziologie

$A \rightarrow M \rightarrow (D_0 \rightarrow IS \rightarrow T_0 \rightarrow T_1)$

Thomas Hoebel | Wolfgang Knöbl

# **Gewalt erklären!**

Plädoyer für eine  
entdeckende  
Prozesssoziologie

Hamburger Edition



Der Text dieser Publikation erscheint unter einer Creative-Commons-Lizenz: CC BY-ND 4.0. Diese Lizenz erlaubt unter dem Vorbehalt der Namensnennung des Urhebers die Vervielfältigung und Verbreitung des Materials, gestattet aber keine Bearbeitung.

Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/deed.de>

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für das Originalmaterial.

Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH  
Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung  
Mittelweg 36  
20148 Hamburg  
[www.hamburger-edition.de](http://www.hamburger-edition.de)

© 2019 by Hamburger Edition  
ISBN 978-3-86854-335-3  
<https://doi.org/10.38070/9783868549669>

Umschlaggestaltung und Grafik: Wilfried Gandras  
Satz und E-Book Umsetzung: Dörlemann Satz, Lemförde

# Inhalt

<b>1. Gewalt erklären? – Zur Einführung</b>	<b>7</b>
Macron, die Gelbwesten und der Tod – oder: Die Alltäglichkeit und Problematik von Gewalterklärungen	9
Das Anliegen des Buches – und vier Thesen	13
Das wissenschaftstheoretische Desinteresse der Gewaltforschung ...	18
... und seine Gründe	24
Die Gewaltforschung als Ökologie – und ihre Heuristiken	33
<b>2. Konstruktion und Kausalität:     Prämissen systematischer Rekonstruktion</b>	<b>41</b>
Gegen eine vorschnelle Verabschiedung kausalen Erklärens	49
Für ein weites Verständnis von Erklären	56
<b>3. Kausale Heuristiken der Gewaltforschung – und ihre Probleme</b>	<b>61</b>
Motive – oder: Warum übt jemand Gewalt aus?	62
Situationen – oder: Wo und wann entsteht Gewalt?	80
Konstellationen – oder: Welche sozialen Bedingungen ermöglichen Gewalt?	101
Die Zirkularität der Heuristiken	124
<b>4. Der Mikro-Makro-Link als Sackgasse</b>	<b>127</b>
Mikro, Makro, Migräne	131
Sozialtheoretische Alternativen – gesucht, aber nicht gefunden	144

5.	Temporalität und Timing:	
	Grundzüge prozessualen Erklärens von Gewalt	157
	Sensibilisierende Konzepte prozessualen Erklärens von Gewalt: Transitivität, Generalität, Indexikalität und Historizität	158
	Voraussetzungen temporaler Analyse	176
	Entdeckende Prozesssoziologie als Methode – oder: Gewaltsoziologie jenseits von Mikro und Makro	182
6.	Gewalt erklären! Grenzen und Perspektiven	197
	Literatur	201
	Zu den Autoren	224

# 1. Gewalt erklären? Zur Einführung

Erklären gehört zur basalen Kommunikationsform des Alltags. Auf die Frage, warum wir etwas getan haben, erklären wir, warum. Auf die Frage, wie etwas funktioniert, folgt die Erklärung des Wie. Erklären umfasst Warum-, Wie- und Was-Fragen, und entgegen einer weit verbreiteten Ansicht sind Warum-Fragen nicht privilegierter als andere. Zudem können wir uns nicht auf ein bestimmtes Fragewort verlassen, um festzustellen, ob jetzt eine Erklärung gefragt ist. Was Erklärung meint und welche Aussagen als Erklärungen gelten, ist kontextbedingt und davon abhängig, mit welchen Problemstellungen die Beteiligten gerade befasst sind. Der Begriff des Erklärens hat also verschiedene Bedeutungshorizonte.<sup>1</sup>

Obwohl »Erklären« das Kerngeschäft wissenschaftlicher Disziplinen ist, bleibt in ihnen höchst umstritten, was damit genau gemeint sein soll. Nicht verwunderlich ist deshalb, dass sich auch die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung außerordentlich schwertut, ihren Untersuchungsgegenstand zu »erklären«. Dazu tragen nicht zuletzt bestimmte Besonderheiten dieses Forschungszweigs bei. Die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung ist noch recht jung, auch wenn sie seit einigen Jahren geradezu einen Boom erlebt.<sup>2</sup> Somit be-

- 
- 1 Stegmüller, Erklärung Begründung Kausalität, Bd. I, S. 110–112; Tilly, Why?
  - 2 Hartmann, »Violence. Constructing an Emerging Field of Sociology«; Hauffe/Hoebel, »Dynamiken soziologischer Gewaltforschung«; Hoebel/Malthaner, »Über dem Zenit«.

findet sie sich gegenwärtig in einer Phase des Testens, Kritisierens und Sortierens seiner Argumente und Ansätze, in der vieles möglich und nicht wenig fragwürdig erscheint. So verfolgen die beteiligten Wissenschaftlerinnen<sup>3</sup> ein breites Spektrum an Zielen, das von einem expliziten Erklärungsverzicht über die eher implizite Weigerung, Auskunft darüber zu geben, was mit »erklären« gemeint sein könnte, bis zu waghalsigen Konstruktionen reicht, die alle möglichen Aspekte sozialer Wirklichkeit in Haftung nehmen, um Gewalt zu »erklären« – vom Neoliberalismus über Diskriminierungsverhältnisse bis hin zu globalen Nord-Süd-Disparitäten.

Das zentrale Problem der gegenwärtigen sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung sehen wir somit darin, dass sie sich zu wenig mit ihren theoretischen Prämissen, Problemen und Perspektiven befasst und dabei versäumt, zur Frage der Erklärung klar Stellung zu beziehen. Ihr zentrales Problem besteht dagegen nicht darin, dass Gewalt, was auch immer der Begriff bezeichnen soll, per se unerklärlich ist. Ganz im Gegenteil. Auch wenn sich Regionen der Welt darin unterscheiden, welches Gewaltniveau in ihnen jeweils zu beobachten ist, handelt es sich bei Gewalt um ein alltägliches Phänomen. Sie ist damit nicht grundsätzlich anders zu behandeln als andere Alltagsphänomene auch. Gewalt scheint freilich ein Geheimnis in sich zu tragen, weil sie zumindest den Bürgern westlicher Staaten als absolute Ausnahme, als exotisches Phänomen, entgegentritt, sodass die Beschäftigung mit ihr – zumindest in der Öffentlichkeit – oftmals »obsessive« Züge trägt.<sup>4</sup> Das ist keine gute Basis für nüchterne Analysen. Gewalt als exotisch zu deklarieren, ist vielmehr Teil des Phänomens<sup>5</sup>, vermindert jedoch die Chancen, sie zu begreifen und zu erklären. Genau hier wollen wir ansetzen.

---

3 Wir verfolgen das Ziel gendergerechter Sprache, indem wir bei der Benennung spezifischer Akteurs- oder Personengruppen wahllos zwischen den grammatischen Geschlechtern springen.

4 Bessel, Violence. A Modern Obsession.

5 Die Art und Weise, wie ein soziales Phänomen für gewöhnlich beobachtet wird, konstituiert es erst als solches; Bogen / Woodward, »Saving the Phe-



Es besteht unserer Auffassung nach sowohl die Notwendigkeit als auch der Bedarf, sich explizit und systematisch mit der Erklärung von Gewalt zu befassen. Dazu gehört, sich mit Kausalzusammenhängen und dem Begriff der Kausalität zu beschäftigen. Die Gewaltforschung hat die Güte und die Grenzen ihrer explanatorischen Behauptungen bislang nur allzu selten ausgelotet. Der Frage, wie sich diese Lücke schließen ließe, widmet sich das vorliegende Buch, womit es auch den Anspruch erhebt, der Debatte um Gewalt neue Impulse zu geben.

## Macron, die Gelbwesten und der Tod – oder: Die Alltäglichkeit und Problematik von Gewalterklärungen

Im Herbst und Winter 2018/19 protestiert die Bewegung der *gilets jaunes* gegen Gesetzgebungspläne der französischen Zentralregierung.<sup>6</sup> Die Pläne betreffen u. a. die Besteuerung von Kraftstoffen. An einem Samstag im November sind schätzungsweise 290 000 Mitstreitende an über 2000 Orten aktiv, z. B. bauen sie Straßensperren. In Pont-de-Beauvoisin stirbt die 63 Jahre alte Demonstrantin Chantal bei einem Unfall an einer solchen Barrikade, als ein panisch reagierender Autofahrer sie überfährt. Nur wenige Stunden später beteiligt sich auch ihre Tochter Alexandrine, die zunächst nicht zu den Protestierenden gehört hat, an der Blockade. Auf Nachfragen von Journalisten erläutert sie, dass die französische Regierung Emmanuel Macrons mitverantwortlich sei für den Tod ihrer Mutter. Ohne »diese Politik«

---

nomena«; dies., »Observations, Theories and the Evolution of the Human Spirit«; siehe für ein Plädoyer, Gewalt als beobachterabhängige Konstruktionsleitung zu begreifen: Koloma Beck, »The Eye of the Beholder«.

6 Die Bewegung verdankt ihre Bezeichnung den gelben Warnwesten, die die Beteiligten bei ihren Kundgebungen überstreifen.

hätte Chantal gar nicht protestieren müssen und wäre nicht verunglückt.<sup>7</sup>

Alexandrine begründet ihre eigene Beteiligung an den Protesten mit einem Narrativ, das vier Ereignisse miteinander verkettet und kontrafaktisch angelegt ist:

- (A) Wenn die französische Regierung nicht solch ablehnungswürdige Gesetzgebungspläne gehabt hätte, wäre Chantal nicht protestieren gegangen.
- (B) Wäre Chantal nicht protestieren gegangen, hätte sie sich nicht an der Straßensperre in Pont-de-Beauvoisin aufgehalten.
- (C) Hätte sie sich nicht an der Straßensperre in Pont-de-Beauvoisin aufgehalten, wäre sie dort nicht von einem Auto überfahren und getötet worden.
- (D) Wäre sie dort nicht von einem Auto überfahren worden, würde sich Alexandrine nun nicht auch selbst an den Protesten beteiligen.

Das Narrativ gibt Aufschluss darüber, wie Alexandrine die Situation definiert, in der sie sich befindet, als sie von Journalistinnen befragt wird. Es ist zugleich eine alltagspraktische Erklärung (»account«), mit der sie sich und anderen erläutert, warum sie so handelt, wie sie es gerade tut.<sup>8</sup> Sie gibt – einen kausalen Zusammenhang herstellend zwischen der Regierungspolitik und dem Tod ihrer Mutter – eine aus ihrer Sicht plausible Antwort, warum sie nun selbst zur Aktivistin geworden ist.

Es ist bemerkenswert, dass Alexandrines Account dieselbe temporale Struktur hat, die sich auch in wissenschaftlichen Argumenten findet, welche die kausale Transitivität von Ereignissen zu belegen versuchen, um einen bestimmten Vorgang oder einen bestimmten

---

7 »Gilets jaunes: Il ne faut pas se laisser déborder par le chagrin et la colère: réagit la fille de la manifestante tuée en Savoie«, *Franceinfo*, 17. 11. 2018; Leo Klimm/Nadia Pantel, 2018 (19. November): Notruf aus den Dörfern, *Süddeutsche Zeitung*, 19. 11. 2018, S. 12.

8 Garfinkel, *Studies in Ethnomethodology*, S. 7–10; Scott/Lyman, »Praktische Erklärungen«.

Sachverhalt zu erklären. Denn in beiden Fällen wird behauptet, dass die *Verursachung* eines Vorgangs bzw. eines Sachverhalts in der besonderen Sequenzialität eines Geschehens liegt. Die Erklärung besteht dann – abstrakt formuliert – darin, für eine Kausalkette zu argumentieren, die bei drei gegebenen Ereignissen a, b und c die Form hat, dass b ohne a nicht stattgefunden hätte und c nicht ohne b. In dieser Perspektive wäre dann – und das ist mit »transitiv« gemeint – a eine Ursache dafür, dass c passiert ist.<sup>9</sup>

Nehmen wir einmal gedankenexperimentell an, alles hätte sich tatsächlich so zugetragen, wie es Alexandrines Narrativ nahelegt. Sie würde sich nicht an den Protesten beteiligen, wäre ihre Mutter Chantal nicht an einer Barrikade gestorben (D), was wiederum nicht passiert wäre, hätte diese sich nicht an der Sperre aufgehalten (C), weil sie protestieren gegangen ist (B), da die Regierung Macron Pläne hat, deren Zielsetzung sie wie viele andere ablehnt (A). Wir haben hier nun allerdings nicht nur eine kausale Erklärung dafür vorliegen, dass Alexandrine zur Aktivistin geworden ist. Da das Argument auf einer transitiven Ereigniskette aufruht, haben wir zugleich noch miterklärt, warum ihre Mutter Chantal tot ist. Sie ist wegen der geplanten Gesetzgebung gestorben! Die Transitivität der Ereignisse vorausgesetzt, hätten wir somit eine Erklärung vorliegen, die es erlauben würde, den Tod der Demonstrantin als Resultat staatlichen Handelns zu deuten. Darüber hinaus hätten wir eine Erklärung, die in relativ eleganter Form an einem konkreten Fall auf gleich drei zentrale Herausforderungen reagiert, mit denen sich die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung seit Jahren herumplagt: Zu diesen Herausforderungen zählt *erstens* die Frage nach dem Zusammenhang von Kausalität und Erklärung. Sie wird, wie soeben beschrieben, in Alexandrines Narrativ durch die Annahme der Transitivität zwischen Ereignissen beantwortet, d. h. dadurch, dass bestimmte Ereignisse und Vorgänge wiederum ganz bestimmte andere Ereignisse und Vorgänge kausal

---

<sup>9</sup> Keil, »Making Causal Counterfactuals More Singular«, S. 181–182; Lewis, »Causation«, S. 563.

bedingen. Dazu zählt *zweitens* die Frage nach dem Zusammenhang von gewaltsamen Mikroereignissen und Makroeinbettungen. Der Tod von Chantal, ein konkretes Gewaltereignis an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit, ist durch seine Einbettung in einen großen gesellschaftsweiten Protest gegen die französische Regierungspolitik zu erklären. Schließlich und *drittens* zählt dazu die Frage, welchen Stellenwert die Zeitdimension des Sozialen für die Gewalterklärung hat. Stimmt Alexandrines Narrativ, dann sind sowohl der Tod ihrer Mutter als auch ihr eigenes politisches Engagement die Konsequenz einer besonderen Verkettung von Ereignissen, die in einem bestimmten zeitlichen Zusammenhang gesehen werden müssen, deren zeitliche Distanz also nicht beliebig sein kann.

Alexandrines Narrativ weist – das klingt schon an – eine bestimmte Struktur auf, die derjenigen nicht unähnlich ist, die sich auch in sozialwissenschaftlichen Ansätzen findet, die beanspruchen Gewalt zu erklären. Und wie wir später noch sehen werden, lassen sich gegen nicht wenige dieser wissenschaftlichen Erklärungsansätze ähnliche Einwände vorbringen wie gegen den Account Alexandrines. Zwei solcher Einwände liegen ja nahe: (1) Die Erklärung von Chantals Tod als kausales Resultat staatlicher Gewalt unterstellt eine kausale Transitivität der Ereignisse, nimmt also gewissermaßen eine lückenlos geschlossene Ereigniskette zwischen der Regierungspolitik und dem tödlichen Vorfall an der Barrikade an. Eine derart transitive Verursachung ist aber in der sozialen Realität kaum zu belegen, zumal wir mit der Anforderung konfrontiert sind zu beweisen, dass C nicht aufgetreten wäre, hätte es A nicht gegeben – und zwar wenn alles andere so gewesen wäre, wie es war! Aber dieses »wenn alles andere so gewesen wäre« ist eben im realen Leben und außerhalb von Laborbedingungen kaum plausibel einzuholen.<sup>10</sup> (2) Der von Alexandrine gegebene Account verwischt den Unterschied zwischen Verursachung (»causation«) und kausaler Abhängigkeit (»causal dependence«).<sup>11</sup> Er

---

10 Keil, »Making Causal Counterfactuals More Singular«, S. 184.

11 Lewis, »Causation«, S. 563.

besteht darin, dass wir, wenn C zu großer Wahrscheinlichkeit nicht passiert wäre, falls es A nicht gegeben hätte, zwar weiter an der Aussage festhalten können, dass die französische Regierungspolitik Chantals Tod verursacht habe. Das ist jedoch nicht gleichbedeutend mit der Aussage, dass C von A kausal abhängig ist, es C ohne A also tatsächlich nicht gegeben hätte. Chantal hätte schließlich auch aus anderen Gründen an der Barrikade sein können, z. B. um ihren protestierenden Nachbarn im Sinne eines bloßen Freundschaftsdienstes Erfrischungen vorbeizubringen, womit deutlich sein sollte, dass C auch von einem anderen Ereignis als A kausal hätte verursacht werden können.

Wie sich zeigen wird, lassen sich ähnliche Kritikpunkte, wie wir sie hier gegen Alexandrines Account exemplarisch darstellen, durchaus auch gegen viele der derzeit verbreiteten wissenschaftlichen Erklärungsversuche von Gewalt formulieren. Die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung – so nochmals unsere Ausgangsthese – leidet darunter, dass sie bislang zu wenig darüber reflektiert hat, was »Erklären« überhaupt heißen kann und soll und was als eine gute und überzeugende Erklärung firmieren kann und was nicht.

## Das Anliegen des Buches – und vier Thesen

Erklärung ist das zentrale Stichwort zur Charakterisierung der Problemstellung, um die sich das vorliegende Buch dreht. Unsere erste und schon genannte These ist, dass es in der sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung einen zu »lockeren« Umgang mit Accounts gibt, die offen beanspruchen oder auch nur verkappt den Eindruck erwecken, gewaltgezeichnete Phänomene zu erklären, dabei aber oftmals vernachlässigen, Prämissen und Probleme eines solchen Erklärens zu erörtern. Zuspitzend formuliert: *Es gibt keine nennenswerte wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung mit Prämissen, Problemen und Perspektiven der Erklärung von Gewalt.* Einige Ausnahmen bestätigen die Regel. Sie stehen jedoch vereinzelt und bilden keinen systematischen

Debattenzusammenhang.<sup>12</sup> Das Gros der sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung tendiert also dazu, ihren Gegenstand so in den Blick zu nehmen bzw. das Phänomen der Gewalt so zu theoretisieren, dass dabei die zugrunde liegenden Kausalannahmen weitgehend im Dunkeln bleiben – mit negativen Folgen für die Überzeugungskraft und Plausibilität ihrer Argumente. Statt die eigenen wissenschaftstheoretischen Prämissen hinsichtlich ihrer Haltbarkeit zu reflektieren, verwenden die Beteiligten für gewöhnlich ihre Energie darauf, die materiellen Defizite konkurrierender Ansätze zu erläutern, um die eigene Position als überlegen darzustellen. Das bedeutet im Umkehrschluss allerdings auch, dass wir in der jüngeren Gewaltforschung höchst unterschiedliche Aussagen finden, die ihre Urheberinnen und Urheber mehr oder minder umstandslos als valide Erklärungen von Gewalt ausflaggen, ohne dass der Status dieser Aussagen je geklärt worden wäre.

Damit verbunden ist unsere zweite These, nämlich *dass die Rekonstruktion und Kritik von mehr oder weniger verkappten Kausalannahmen in sozialwissenschaftlichen Accounts über Gewalt sowohl theoretische als auch methodologische Potenziale für eine explizit erklärende Gewaltforschung erschließt*. Das ist deshalb so wichtig, weil nach unserem Eindruck die soziologische Gewaltforschung gegenwärtig Gefahr läuft, theoretisch zu stagnieren. Die momentane Hegemonie eines recht heterogenen Situationismus, der mitunter durch eine interaktionszentrierte Mikrosoziologie der Gewalt dominiert ist,<sup>13</sup> neigt sich ihrem Ende zu.<sup>14</sup> Gleichzeitig ist keine ähnlich integrativ angelegte und in

---

12 In chronologischer Reihenfolge zählen dazu Hüttermann, »Dichte Beschreibung« oder Ursachenforschung der Gewalt?«; Schinkel, *Aspects of Violence*; Koloma Beck, »The Eye of the Beholder«; Sutterlüty, »Kollektive Gewalt und urbane Riots«; ders., »Fallstricke situationistischer Gewaltforschung«; Jung / Reimann / Sutterlüty, »Narrative der Gewalt. Eine Einleitung«; Loetz, »Gewalt in der Geschichte der Menschheit«. Wir werden immer wieder auf die betreffenden Studien eingehen.

13 Hauffe / Hoebel, »Dynamiken soziologischer Gewaltforschung«.

14 Knöbl, »Jenseits des situationistischen Paradigmas der Gewaltforschung«; Hoebel / Malthaner, »Über dem Zenit«.

vieler Hinsicht inspirierende Perspektive mit allgemeinthoretischem Anspruch erkennbar, die darauf abzielt, zentrale Erklärungsprobleme der Branche zu bearbeiten.

Wichtige und theoretisch ambitionierte Arbeiten verweisen somit aktuell nicht wirklich aufeinander. Gewiss, ihre Autorinnen und Autoren, ihre Anhänger und Verteidigerinnen rezensieren und kritisieren sich wechselseitig. Unausgeleuchtet und somit nicht theoretisiert bleiben aber zentrale Fragen, denen sich eine jede empirische Forschung und nicht zuletzt die Gewaltforschung, stellen müsste. Dazu zählen maßgeblich solche, die sich in Alexandrines Account angedeutet finden, nämlich Fragen

- (1) nach dem Zusammenhang von Kausalität und Erklärung,
- (2) nach dem empirischen Verhältnis zwischen einzelnen Ereignissen und dem sie um- und übergreifenden Geschehen, das die Forschung für gewöhnlich mithilfe der Mikro-Makro-Semantik beschreibt,
- (3) nach der explanatorischen Relevanz nicht nur von sachlichen Kalkülen und sozialen Beziehungen, sondern von Temporalität und Prozessualität.

Indem wir uns von diesen Fragen leiten lassen, beansprucht die vorliegende Schrift nicht, neue Theorien zur Analyse von Gewalt zu generieren. Auch glauben wir nicht, dass uns *die* Lösung explanatorischer Probleme in der aktuellen Gewaltforschung gelingt. Wir sind aber überzeugt, dass durch systematische Rekonstruktion bestehender gewaltsoziologischer Ansätze einige Schneisen durch die Forschungslandschaft geschlagen werden können, die trotz situationistischer Hegemonie recht unübersichtlich (geworden) ist. Ebenso sind wir überzeugt davon, dass wir über die Kritik bestehender Ansätze in plausibler Form für eine bestimmte Zugangsweise auf Gewaltphänomene plädieren können – für eine prozessoziologische, wie wir zeigen möchten.

Wer hier jedoch erwartet, dass wir das mittlerweile recht groß gewordene Feld der sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung bis in seine Verästelungen hinein untersuchen, den möchten wir an dieser Stelle bereits enttäuschen. Diese Aufgabe würde eine einzelne Auto-

rin, auch ein Autorenduo, weit überfordern. Auch gehen wir nicht den Weg, die Gewaltforschung von einem bestimmten sozialtheoretischen Standpunkt aus zu rekonstruieren und zu bewerten, wie es einst Niklas Luhmann in ähnlich verfahrenere Lage mithilfe der Theorie sozialer Systeme für die Verwaltungswissenschaft unternahm.<sup>15</sup> Und ebenso wenig werden wir versuchen, den Leserinnen eine eigene idiosynkratische wissenschaftstheoretische Position zum Problemkontext von »Erklären« und »Kausalität« aufzudrängen. Der Leitgedanke unserer Darstellung ist ein anderer. Ausgehend von der Annahme, dass uns die Verursachung sozialer Sachverhalte und Vorgänge analytisch zugänglich ist, fragen wir danach, wie die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung sich gegenwärtig mit der Verursachung ihres Untersuchungsgegenstands befasst, welche Probleme hierbei auftreten – und was sie daraus lernen kann.

Das vorliegende Buch zielt somit im Kern darauf ab, der soziologischen Gewaltforschung ihre explanatorischen Abwege, Lücken und Leerstellen zu spiegeln, insbesondere mit Blick auf oftmals unausgesprochene Kausalannahmen, die einflussreichen Studien in der Gewaltforschung zugrunde liegen. Wir möchten durch exemplarische Analysen aufzeigen und plausibel machen, an welchen Stellen sich derzeit wissenschaftstheoretische Problemlagen der Gewaltforschung auffinden lassen und welche Lösungsstrategien sich abzeichnen, was nach einer Sackgasse aussieht und was nach einem aussichtsreichen Pfad. Das soll dann die Basis bilden, um Vorschläge für überzeugendere Erklärungen von Gewalt machen zu können – und mag im besten Falle dazu beitragen, die drohende theoretische und methodologische Stagnation in der gegenwärtigen Gewaltforschung zu überwinden.

Das Schlüsselkonzept, das wir einerseits nutzen, um einschlägige Ansätze der sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung systematisch zu rekonstruieren, ist das der Heuristik – wobei wir maßgeblich von

---

<sup>15</sup> Luhmann, Theorie der Verwaltungswissenschaft; ders., Schriften zur Organisation, Bd. I, hier insbesondere die Texte in Teil I »Elemente einer allgemeinen Theorie der Verwaltung«.



Andrew Abbott und John Levi Martin inspiriert sind.<sup>16</sup> Mithilfe dieses Konzepts formulieren wir unsere dritte These, nämlich *dass in der gegenwärtigen Gewaltforschung im Wesentlichen nur drei deutlich unterscheidbare Heuristiken, die wir mit den Stichworten »Motive«, »Situationen« und »Konstellationen« bezeichnen, zu finden sind*, die alle beanspruchen, auf eine spezifische Weise erklärende Aussagen über ihren Gegenstand zu formulieren, auch wenn die betreffenden Autorinnen und Autoren ihr Tun selbst nicht immer klar explizieren. Jede dieser Heuristiken führt jedoch für sich genommen auf explanatorische Abwege, womit wir bei einer vierten These angelangt sind, nämlich *dass die Alternative zu den drei genannten Heuristiken nicht in Mikro-Makro-Modellen, sondern in prozessualen Ansätzen liegt*.

Doch der Reihe nach. In diesem Kapitel erörtern wir zunächst noch unsere Behauptung, dass die Gewaltforschung weitgehend wissenschaftstheoretisch desinteressiert ist – wofür wir drei Gründe sehen. Daraufhin erläutern wir, dass die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung maßgeblich um Heuristiken herum strukturiert ist, nicht um Begriffe, wie man vermuten könnte. Schließlich skizzieren wir zum Zweck einer ersten Annäherung die drei genannten Heuristiken, die im Kern *kausale Heuristiken* sind. Im Anschluss daran stellen wir den Aufbau des Buches vor, der sich wesentlich durch einen Fokus auf diese drei kausalen Heuristiken ergibt.

---

16 Abbott, *Methods of Discovery*; Martin, *Social Structures*.

## Das wissenschaftstheoretische Desinteresse der Gewaltforschung...

Methodologie sei zu wichtig, um sie den Methodologen zu überlassen, hat Howard S. Becker einmal treffend formuliert.<sup>17</sup> Dieser Satz, der (wie Becker selbst einräumt) vordergründig nach einem abgedroschenen Klischee klingt, könnte für die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung wahrer nicht sein. Er umreißt in pointierter Form, was sie weitgehend versäumt. Das Maß an wissenschaftstheoretisch informierten Reflektionen über Art, Anspruch und Güte analytischer Aussagen ist hier recht gering.

Die Vermutung liegt nahe, dass das in der sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung weit verbreitete Desinteresse an wissenschaftstheoretischen Fragen damit zusammenhängt, dass sie eine recht junge Unternehmung ist. Noch vor wenigen Jahrzehnten hätte man sich einigermaßen schwergetan, ambitionierte sozialwissenschaftliche Arbeiten zur Geschichte und Gegenwart der Gewalt zu finden. Zwar war die Geschichtswissenschaft stets bestrebt und letztlich auch erfolgreich darin, bestimmte Formen von Gewalt zu erfassen – die Analyse von kriegerischen Auseinandersetzungen, ihrer Vor- und Nachgeschichte, zählte immer schon zum Kernbestand historiografischen Arbeitens. Gleiches gilt aber nicht für die sogenannten systematischen Sozialwissenschaften. Sie haben sich bis in die 1980er Jahre hinein kaum je ausführlicher mit Gewalt beschäftigt, sieht man ab von der politikwissenschaftlichen Teildisziplin der Internationalen Beziehungen, von der Soziologie abweichenden Verhaltens und von vereinzelt Monografien. Ein wesentlicher Grund hierfür lag darin, dass sogenannte Makrogewalt, d. h. Phänomene von unmittelbar politischer Bedeutung, die von gewaltsam verlaufenden Protesten über Pogrome bis hin zu Genoziden und Kriegen reichen, als Ausnahmen in einem letztlich reibungslos und deshalb

---

17 Becker, »On Methodology«, S. 3.

irgendwie auf Gewaltlosigkeit hinstrebenden Modernisierungsge-  
schehen galt.<sup>18</sup>

Die Vernachlässigung von Gewalt, die in den Sozialwissenschaften lange vorherrschte, hat mittlerweile ein Ende gefunden. Zunächst einige wenige, dann immer zahlreicher werdende Forscherinnen aus Anthropologie, Politikwissenschaft und Soziologie haben das Thema Gewalt vor etwa drei bis vier Jahrzehnten für sich entdeckt, jüngere Generationen folgen inzwischen nach. Ein erster zentraler Wendepunkt liegt in den 1990er Jahren. Es handelt sich um die vor allem in der deutschsprachigen Diskussion zu beobachtende Wendung hin zur Phänomenologie oder zur Analyse der Situation, die sich in Studien und Programmschriften von Autorinnen und Autoren wie Birgitta Nedelmann, Heinrich Popitz, Wolfgang Sofsky und Trutz von Trotha sowie in verschiedenen Aufsätzen von Jan Philipp Reemtsma vollzog und heute als Beginn der »Neueren Gewaltsoziologie« bezeichnet wird.<sup>19</sup> Die hierunter fallenden Arbeiten waren maßgeblich durch Heinrich Popitz' Studie »Phänomene der Macht« inspiriert<sup>20</sup> und forderten mit Nachdruck, Gewalt in ihrem konkreten Vollzug zu erforschen. Dazu zählen maßgeblich ihre jeweilige Situiertheit und ihre somatische Qualität.<sup>21</sup> Die Neuere Gewaltsoziologie sah ihre Aufgabe darin, möglichst viele »mikrologische Studien«<sup>22</sup> über Gewalt vorzulegen, geleitet durch die Frage, »was passiert«, wenn sich Menschen Gewalt »antun« und/oder diese Gewalt auch »erleiden.«<sup>23</sup> »Was passiert im Massaker, in der Schlacht, beim Aufruhr usw.?«<sup>24</sup> Damit wendeten sich die einschlägigen Autorinnen ins-

---

18 Vgl. hierzu Joas/Knöbl, *Kriegsverdrängung*.

19 Koloma Beck, »Welterzeugung«.

20 Popitz, *Phänomene der Macht*.

21 Für die folgenden Absätze übernehmen wir einige Formulierungen aus Hoebel/Malthaner, »Über dem Zenit«, S. 4–7.

22 Joas/Sofsky/Bude u. a., »Soziologie ist eine Überlebenswissenschaft«, S. 83.

23 Von Trotha, »Zur Soziologie der Gewalt«, S. 26.

24 Joas/Sofsky/Bude u. a., »Soziologie ist eine Überlebenswissenschaft«, S. 83.

besondere gegen eine Forschungshaltung und -richtung, die Gewalt in erster Linie korrelationsstatistisch analysierte und die bis dato durchaus dominant war.

Jene vor allem in der Kriminologie und in der Soziologie abweichenden Verhaltens üblichen Korrelationsanalysen hatten es sich zur Aufgabe gemacht, das Vorkommen von (unterschiedlichen Formen von) Gewalt in Zusammenhang zu bringen mit bestimmten Variablen, etwa mit Armut, sozialer Ungleichheit, dem Geschlecht von Opfern und Tätern, rassistisch bedingten Mustern der Wohnsegregation etc. Mittels ausgefeilter statistischer Verfahren sollten Gewaltphänomene gewissermaßen immer genauer in bestimmte datengestützte soziale, ökonomische und kulturelle Kontexte gestellt werden. Dabei wurde stets auch – und zu Recht – behauptet, dass Korrelationen zwischen Gewalt einerseits und besagten Variablen andererseits noch nichts über Kausalitäten besagen. Wer als Forscherin etwa feststellen sollte, dass es in einem Stadtviertel einen engen Zusammenhang zwischen hohen Mordraten und der in diesem Viertel grassierenden Armut gibt, kann deswegen keinesfalls schon behaupten, dass Armut hohe Mordraten kausal verursachen würde. Es läge ein Fehlschluss vor, weil es empirisch gesehen viele arme Stadtviertel auf der Welt gibt, in denen die Mordraten jedoch höchst unterschiedlich sind. Der Zusammenhang zwischen Gewalt und Armut ist viel zu kompliziert, als dass er durch eine derart simple Kausalaussage erklärt werden könnte.

Die Neuere Gewaltsoziologie zeigte sich gleichwohl misstrauisch. Kritisiert wurde erstens, dass aus den Korrelationsanalysen – notwendigerweise – keine besonders relevanten Einsichten über Wirkungszusammenhänge erwachsen, obwohl für gewöhnlich auch diejenigen, die mit solchen statistischen Verfahren arbeiten, zumindest insgeheim dann doch ätiologische Ambitionen hegen und in Wahrheit die Ursachen von Gewalt offenlegen wollen. Wozu würde man sonst diesen ganzen statistischen Aufwand mit der Einbeziehung von immer mehr und immer komplexeren Variablen in die Korrelationsanalysen betreiben, wenn man dem Gewaltphänomen nicht auch ätiologisch näherkommen wollte? Aber Erklärungen ergeben

sich eben nicht schon automatisch aus der Feststellung von statistischen Zusammenhängen, was dann auch die zunehmende Frustration mit dieser Art der Forschungsausrichtung verständlich macht. Noch sehr viel stärker im Zentrum der Kritik stand aber, zweitens, ein ganz anderer Aspekt, der darauf abhob, dass mit diesen statistischen Verfahren merkwürdigerweise vor allem die abhängige Variable, die Gewalt, zunehmend in den Hintergrund rückte. Die statistischen Verfahren in der Gewaltanalyse hatten ja vor allem dazu geführt, dass man immer feiner und genauer die unabhängigen Variablen (eben Armut, Ungleichheit, Gender etc.) zu operationalisieren suchte, was durchaus auch gelang; was aber darüber vernachlässigt wurde, war ein genauer Blick auf die abhängige Variable, nämlich die je unterschiedlichen Formen von Gewalt. Wie Gewalt aussah, was genau in der Gewaltsituation passierte – darüber konnten diejenigen, die statistisch arbeiteten, kaum Auskunft geben.

Wer als Reaktion auf diese nach unserer Auffassung durchaus berechtigte Kritik jedoch das Erscheinen einer Vielzahl an empirischen Studien erwartete, die der phänomenologisch-mikrosoziologischen Programmatik folgen und zu einer allgemeinen soziologischen Theorie der Gewalt beitragen würden, sah sich jedoch enttäuscht. Die Neuere Gewaltsoziologie verharrte bis in die 2000er Jahre hinein in einer Art Ankündigungsmodus.<sup>25</sup> Nur sporadisch und mit einiger Verzögerung entstanden empirische Studien, die sich das gewaltphänomenologische Forschungsprogramm mehr oder weniger explizit zu eigen machten.<sup>26</sup> Zudem blieb die Resonanz der Neueren Gewaltsoziologie überwiegend auf den deutschsprachigen Raum beschränkt.<sup>27</sup>

Einen zweiten zentralen Wendepunkt gab es dann im Jahr 2008 mit dem Erscheinen der Monografie »Vertrauen und Gewalt« von Jan

---

25 Vgl. Reemtsma, »Die Natur der Gewalt als Problem der Soziologie«, S. 4.

26 Etwa Christ, Die Dynamik des Tötens; Koloma Beck, The Normality of Civil War.

27 Es ist bezeichnend, dass Popitz' impulsgebende Studie »Phänomene der Macht« erst kürzlich in einer englischen Übersetzung erschienen ist. Vgl. Popitz, Phenomena of Power.

Philipp Reemtsma.<sup>28</sup> Es handelt sich um eine Studie, in der Reemtsma zwar hauptsächlich der Frage nachgeht, wie die Moderne (als soziale Ordnung) trotz regelmäßiger Enttäuschungen das normative Postulat und die Selbstbeschreibung der Gewaltabstinenz reproduziert, die jedoch überwiegend aufgrund der von Reemtsma vorgeschlagenen Typologie von den drei Formen physischer Gewalt (lozierend, raptiv, autotelisch) rezipiert wird. Vergleichsweise wenig beachtet werden demgegenüber Reemtsmas kurze, aber prägnante Ausführungen zur Möglichkeit sozialwissenschaftlicher Gewalterklärung – seine geradezu spektakulär daher kommende Abwehr des sozialwissenschaftlichen »Erklärungsbegehrens«, das seiner Meinung nach zumindest bei manchen Formen der Gewalt ganz prinzipiell ins Leere laufen muss. Die Neuere Gewaltsoziologie hätte daran anknüpfen müssen, legte Reemtsma es doch nahe, die wissenschaftstheoretischen Prämissen sozialwissenschaftlicher Erklärungsversuche zur Gewaltthematik grundlegend zu problematisieren. Genau dieser Schritt unterbleibt jedoch, weswegen Reemtsmas Buch zwar weithin zitiert und vielfach übersetzt, aber eben nicht nennenswert forschungsleitend wird.<sup>29</sup>

Ganz anders verhält es sich mit der Studie »Violence. A Micro-Sociological Theory« von Randall Collins<sup>30</sup>, die ebenfalls 2008 im US-amerikanischen Original die Buchläden erreicht (und 2011 als »Dynamik der Gewalt. Eine mikrosoziologische Theorie« auch auf Deutsch erscheint<sup>31</sup>). Collins argumentiert, dass die Erklärung von Gewalt im Mikrobereich des Geschehens liegt, also dort, wo sie konkret stattfindet. Es muss in der unmittelbaren Situation des Aufeinandertreffens von Akteuren einen kritischen Moment geben, in dem einer, mehrere oder alle der Antagonisten in der Lage ist bzw.

---

28 Reemtsma, *Vertrauen und Gewalt*. Vgl. dazu auch Knöbl, »Collins im Kontext«.

29 Unser Dank geht hier an Ingwer Schwensen, Hamburger Institut für Sozialforschung, der die wissenschaftliche Rezeption von »Vertrauen und Gewalt« für uns zu seinem zehnjährigen Erscheinen recherchiert hat.

30 Collins, *Violence*.

31 Ders., *Dynamik der Gewalt*.

sind, die in konfrontativen Interaktionen entstehende Anspannung oder sogar Angst zu umgehen, zu überwinden und/oder für eine Attacke auszunutzen. »Hintergrundfaktoren« wie Armut, Rassismus, familiäre Probleme, selbst erlittene Misshandlungen oder Frustration seien demgegenüber höchstens zweitrangig, sofern sie überhaupt Erklärungswert für Gewalt beanspruchen können.<sup>32</sup> Auch Collins wendet sich somit explizit gegen korrelationsstatistische Erklärungsstrategien, bietet aber im Gegensatz zu Reemtsma ein kausalanalytisches Modell zur Gewalterklärung an, das er wissenschaftstheoretisch freilich nicht explizit verortet. Es ist deshalb ebenso überraschend wie symptomatisch für den Zustand der sozialwissenschaftlichen Gewalrforschung, dass Collins' »Dynamik der Gewalt« geradezu einen empirischen Forschungsboom auslöst.<sup>33</sup> Es gab in der Folge kaum jemanden, der sich in soziologischer Perspektive ernsthaft mit Gewalt beschäftigte und nicht in irgendeiner Form zu Collins' Monografie Stellung bezog – und sei es en passant mit einem passenden Zitat. Diverse Aufsätze von Collins flankierten diesen Boom.<sup>34</sup> Aus »einer mikrosoziologischen Theorie« entwickelte sich recht zügig die (Collins'sche) Mikrosoziologie der Gewalt.

---

32 Ebd., S. 36–43.

33 Siehe nur Bramsen, »How Civil Resistance Succeeds (or Not)«; dies./Poder, »Theorizing Three Basic Emotional Dynamics of Conflicts«; Gross, »Vigilante Violence and ›Forward Panic‹ in Johannesburg's Townships«; Hoebel, »Organisierte Plötzlichkeit. Eine prozesssoziologische Erklärung«; Jackson-Jacobs, »Constructing Physical Fights«; Klusemann, »Atrocities and Confrontational Tension«; ders., »Massacres as Process«; Nassauer, »Theoretische Überlegungen zur Entstehung von Gewalt in Protesten«; dies., »From Peaceful Marches to Violent Clashes«; Tiratelli, »Reclaiming the Everyday«; Weenink, »Frenzied Attacks«; Windisch/Simi/Blee/DeMichele, »Understanding the Micro-Situational Dynamics of White Supremacist Violence in the United States«.

34 Vgl. dazu etwa Collins, »Micro and Macro Causes of Violence«; ders., »The Micro-Sociology of Violence«; ders., »The Invention and Diffusion of Social Techniques of Violence«; ders., »Zur Mikrosoziologie von Massentötungen bei Amokläufen«; ders., »Emotional Dynamics of Violent Situations«; ders., »Einfahrten und Ausfahrten des Tunnels der Gewalt«.

## ... und seine Gründe

Die relative Prominenz der erklärend angelegten Mikrosoziologie der Gewalt darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass die jüngere sozialwissenschaftliche Gewaltforschung sich *gerade nicht* um das Problem herum konstituiert, Gewalt zu erklären und gleichsam reflexiv Voraussetzungen und Grenzen eines solchen Erklärens auszuloten. Für sich genommen ist die Vermutung, dass das weitgehende wissenschaftstheoretische Desinteresse im Feld der sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung mit ihrem Alter zusammenhängt, womöglich zu oberflächlich. Sie legt jedoch die richtige Spur. Denn beide Wendepunkte, die wir benannt haben, sind mit jeweils wissenschaftstheoretischen Blindstellen verknüpft, die seither die Gewaltforschung prägen sollten. Es handelt sich darum, dass (1) die Neuere Gewaltforschung gemeinhin zwar dezidiert ursachenkritisch argumentiert, das Problem des Erklärens jedoch umschiffet, und (2) die insbesondere von Collins beeinflusste Mikrosoziologie der Gewalt zwar dezidiert erklären will, das Erklären selbst aber als unproblematisch behandelt. Damit jedoch nicht genug. An den beiden Wendepunkten hat sich zusätzlich ein bemerkenswertes Debattenmuster aufgebaut, nämlich (3) das Oszillieren zwischen einem engen und einem weiten Begriff von Gewalt. Die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung hält sich dadurch mit unfruchtbaren konzeptuellen Debatten auf, anstatt sich mit der wissenschaftstheoretischen Güte ihrer Analysen zu befassen.

Ad 1) *Neuere Gewaltsoziologie vs. Ursachenforschung* – Die Neuere Gewaltsoziologie profilierte sich mit ihrer Kritik an korrelationsstatistischen Gewaltstudien dezidiert als Antithese zu einer »Soziologie der Ursachen von Gewalt« oder – synonym – zu einer »Gewaltursachenforschung«. Einschlägig ist dabei Trutz von Trothas Aufsatz »Zur Soziologie der Gewalt« aus dem Jahr 1997, der zu einer Art Programmschrift der Neueren Gewaltsoziologie werden sollte. Von Trotha wendet sich darin mit Vehemenz dagegen, Gewalt »ursachenreduktionistisch« zu erklären. Er meint damit im Kern die von uns gerade schon skizzierte Variablensoziologie – eine »biedere Faktoren-Sozio-



logie«, schreibt er provokant –, die mithilfe von statistischen Verfahren nach dem gewichteten Einfluss soziodemografischer Merkmale, biografischer Erfahrungen und mentaler Dispositionen auf das Verhalten von Gewalttätern und Tätergruppen sucht.

Von Trothas Formulierung »Ursachenreduktionismus« scheint auf den ersten Blick unproblematisch, ist jedoch exemplarisch dafür, dass er zwar wissenschaftstheoretisch argumentiert, ohne sich allerdings mit Positionen einschlägiger wissenschaftstheoretischer Autoren zu befassen. Die These, dass ätiologische Studien Gewalt ursachenreduktionistisch behandeln und behandeln, kann zweifellos Spontanplausibilität beanspruchen. Im Kern jedoch bleibt unklar, was von Trotha hier konkret unter Reduktionismus versteht. Er moniert an der betreffenden Stelle zwar eine »Entsubjektivierung des Handelnden«, der durch korrelationsstatistische Verfahren aus konkreten Situationen des Handelns und Erlebens gewissermaßen herausgeschnitten werde.<sup>35</sup> Erläuternde Ausführungen sind jedoch Fehlanzeige. Verweise auf die klassischen und bis heute gleichsam einschlägig und kontrovers diskutierten Arbeiten von Ernest Nagel wären ja möglich gewesen, unterblieben aber charakteristischerweise.<sup>36</sup> Wir können also nur spekulieren, was mit dem Vorwurf des Ursachenreduktionismus gemeint sein könnte. Vermutlich zielte von Trotha auf eine Art »methodologischen Reduktionismus«, weil die »Gewaltursachenforschung« eben den konkreten Vollzug von Gewalt ignoriert.<sup>37</sup> Eher unwahrscheinlich ist, dass von Trotha eine Art ontologischer Reduktion auf eine einzige zentrale Ursache im Auge hatte und kritisierte. Schließlich charakterisierte er selbst die »Gewaltursa-

---

35 Dadurch habe die »Gewaltursachenforschung«, so von Trotha, zudem ein politisches, moralisches und ethisches Problem, weil Entsubjektivierung im Kern die Verantwortung von Einzelnen für ihr Handeln ausblendete (von Trotha, »Zur Soziologie der Gewalt«, hier S. 19).

36 Nagel, »The Logic of Reduction in the Sciences«; ders., *The Structure of Science*.

37 Hoyningen-Huene, »On the Way to a Theory of Antireductionist Arguments«, S. 291.

chenforschung« zuvor als eine Suche nach Ursachenbündeln und multikausalen Erklärungen – wenngleich sie dann, so sein Vorwurf, oftmals mit grob verallgemeinernden Begriffen wie Individualisierung oder Desintegration operiere, um die Ursachenbündel auf eine zentrale Erklärung zuzuspitzen.<sup>38</sup>

Dieser Verzicht auf eine genauere und ausführlichere wissenschaftstheoretische Erörterung ist deshalb so problematisch, weil von Trotha einige Absätze weiter für »dichte Beschreibungen« plädiert, um Gewalt zu analysieren. Er bezieht sich dafür auf das Konzept des Anthropologen Clifford Geertz<sup>39</sup>, der damit eine möglichst mikroskopische Ethnografie bezeichnet, die auf der Basis eines semiotischen Kulturbegriffs wie ansonsten andere Ethnografien auch (1) interpretierend verfährt, (2) sich dabei für Deutungsmuster und ihren Wandel interessiert und (3) darauf abzielt, diesen Mustern ihre Vergänglichkeit zu nehmen und sie zu konservieren.<sup>40</sup> In dieser Linie charakterisiert von Trotha dichtes Beschreiben maßgeblich als »deutendes Verstehen«, das nach den angemessenen Begriffen forscht, um den »relevanten Sinn« eines zu analysierenden Geschehens zu be-

---

38 Von Trotha, »Zur Soziologie der Gewalt«, S. 18–19.

39 Geertz, »Dichte Beschreibung«.

40 In materialer Hinsicht kann von Trotha zu diesem Zeitpunkt (1997) vor allem auf dichte Beschreibungen von Gewaltphänomenen durch Wolfgang Sofsky verweisen, um seinen methodologischen Vorschlag zu begründen. Allerdings kritisiert er an Sofsky – insbesondere an dessen »Traktat über die Gewalt« – zugleich, dass die hier gebräuchliche Bildsprache (»Blutrausch«, »tobsüchtige Raserei« oder »Furor des Kampfes«) uns eher von der Wirklichkeit der Gewalt entferne, anstatt sie sinndeutend-soziologisch zu verstehen. Damit verbunden moniert von Trotha (zusammen mit seinem Ko-Autor Michael Schwab-Trapp), dass es Sofsky an theoretischer Offenheit fehle, die dichtes Beschreiben ausmache. Sofskys Text sei in dieser Perspektive nicht dicht, sondern »dünn«, da er mit der theoretischen Vorannahme arbeite, es gebe anthropologische Konstanten, aus der sich Logiken der Gewalt speisten; Sofsky, Traktat über die Gewalt; von Trotha/Schwab-Trapp, »Logiken der Gewalt«.

greifen.<sup>41</sup> Wiederum bemüht von Trotha das Reduktionsargument, behauptet er doch, dichtes Beschreiben sei vor allem »antireduktionistisch«. Es bleibt den Leserinnen und Lesern jedoch nur der Umkehrschluss, um zu erfahren, was »reduktionistisch« hier meinen könnte. So wird es sich vermutlich darum handeln, dass in den durch von Trotha kritisierten Arbeiten Gewalt eben nicht »anschauungsge-sättigt«, nicht »mikroskopisch« und nicht »das soziale Geschehen bis in seine relevanten allgemeineren Zusammenhänge« verfolgend untersucht werde.<sup>42</sup> Meint »antireduktionistisch«, wie das nicht selten in der qualitativen Sozialforschung verfochten wird, aber auch, dass man es durch jenes einschlägige Sich-Stützen auf das Verfahren des dichten Beschreibens gleichsam ablehnt, Gewalt zu *erklären*, weil sich jedes menschliche Handeln, auch Gewalthandeln, der Erklärung entzieht? Von Trotha erinnert in einer Fußnote nur knapp an die Chicagoer Schule der Soziologie, die Erklärung und Ethnografie nicht als Gegensatz behandelte.<sup>43</sup> Und so lässt sich wiederum nur vermuten, dass von Trotha Erklärungen von Gewalt nicht grundsätzlich an-ficht. Eine dezidierte, womöglich sogar wissenschaftstheoretisch elaborierte Position blieb er jedoch hier und in anderen Schriften schuldig.

Eine intensive und systematische Diskussion, ob der genaue Blick auf die Gewalt überhaupt mit klaren Erklärungsansprüchen einhergeht bzw. einhergehen darf und was in diesem Zusammenhang eigentlich »Erklärung« bedeutet, ist also 1997 durch von Trotha nicht geführt worden. Und sie ist bis heute ein Desiderat der Neueren Gewaltsoziologie geblieben. Symptomatisch hierfür ist die Rezeption von Reemtsmas Studie *Vertrauen und Gewalt*. Das Spektakuläre an seinem Buch ist nicht allein, dass er den maßgeblich von Zygmunt Bauman initiierten Diskussionsstrang über den Zusammenhang von Moderne und Massengewalt fortsetzt, wie es der Untertitel des

---

41 Von Trotha, »Zur Soziologie der Gewalt«, S. 23.

42 Ebd., S. 20–21.

43 Ebd., S. 23, Fn 24.

Buches ausweist.<sup>44</sup> Besonders bemerkenswert ist vielmehr, dass Reemtsma – wir haben es schon erwähnt – an zentralen Stellen seines Buches die Erklärungsfrage aufgreift, um sie sofort wieder abzuweisen. Er verwahrt sich deutlich gegen die in den Sozialwissenschaften zumeist übliche Ursachensuche und insofern dann auch gegen jenes zumeist vorhandene soziologische »Erklärungsbegehren«<sup>45</sup>, eine Position, die freilich nur dann plausibel ist, wenn man auf der Basis eines gewissermaßen orthodox-naturwissenschaftlichen Erklärungsmodells bzw. Wissenschaftsverständnisses von invarianten Ursache-Wirkungs-Verhältnissen argumentiert. Wie immer man auch Reemtsmas Stellungnahme wertet, ob zustimmend oder eher kritisch, dieser bezog in wissenschaftstheoretischer Hinsicht jedenfalls klar Position, begab sich aber damit gewissermaßen ins Nirgendwo, weil niemand da war, der überhaupt bereit gewesen wäre, darüber ernsthaft und systematisch zu diskutieren. Obwohl Reemtsmas Buch vielfach rezipiert wurde, fand der hier angesprochene Aspekt keine allzu große Aufmerksamkeit, und zwar, so unser Eindruck, aufgrund fehlender Anschlussfähigkeit und Diskussionswilligkeit bei den im Felde der Gewaltforschung arbeitenden Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftlern.

Ad 2) *Erklärung als unproblematisches Konzept* – Reemtsmas Lauf ins Nirgendwo erwies sich umso misslicher, als fast zeitgleich Collins seine Studie *Dynamik der Gewalt* vorlegte. Was die Erklärung von Gewalt betrifft, bezog Collins eine ganz andere Position als Reemtsma, behauptete er doch, er wüsste, wie Gewalt zu erklären sei.

---

<sup>44</sup> Bauman trieb ganz wesentlich die zeitdiagnostische Frage nach dem Verhältnis von Gewalt und Moderne um; Bauman, »Modernity and Ambivalence«; ders., *Dialektik der Ordnung*; ders., *Moderne und Ambivalenz*; siehe zu der sich anschließenden Debatte den Sammelband Miller / Soeffner (Hg.), *Modernität und Barbarei*. In dieser Tradition stehen neben Reemtsma, *Vertrauen und Gewalt*, einige weitere Studien, etwa Traverso, *Auschwitz denken*; Sémelin, *Säubern und Vernichten*; Mann, *Die dunkle Seite der Demokratie*.

<sup>45</sup> Reemtsma, »Erklärungsbegehren«.

Nur, Collins' Buch kam aus den USA, den deutschen Diskussionskontext kannte Collins nicht wirklich, und auf Reemtsmas Einwände gegen das sozialwissenschaftliche Erklärungsbegehren konnte er schon deshalb nicht eingehen, weil beide Bücher fast gleichzeitig erschienen und nicht zueinander sprachen. Somit entstand die merkwürdige Situation, die derjenigen der beiden Königskinder ähnelte, die nicht zusammenkommen konnten, weder um sich zu lieben noch – und das wäre vermutlich im Falle von Collins und Reemtsma der Fall gewesen – um sich zu streiten.

Im Licht von Reemtsmas These eines (aus seiner Sicht) problematischen Erklärungsbegehrens betrachtet sticht insbesondere ins Auge, dass Collins Erklären als unproblematisches Konzept behandelt, was dann auch für die Studien gilt, die sich auf *Dynamik der Gewalt* stützen sollten. Collins problematisiert zwar sogenannte Hintergrunderklärungen von Gewalt, die sich nicht um ihren konkreten Vollzug scheren.<sup>46</sup> Gleichzeitig sieht er es als gegeben an, dass bekannt ist, was eine Erklärung methodologisch auszeichnet. Collins bezieht wie viele andere keine Stellung zu der wissenschaftstheoretischen Frage, was als eine überzeugende Erklärung gelten kann und was nicht. Die zuvor schon von ihm in verschiedenen Publikationen ausgearbeitete und vorgestellte, maßgeblich emotionssoziologisch argumentierende Theorie der Interaktionsritualketten<sup>47</sup> konnte er – zwar mit einigen Abstrichen, aber doch ohne allzu große Probleme – auf Gewaltphänomene beziehen, ohne dass er sich wissenschaftstheoretischen Fragen stellen musste, die Reemtsma energisch, aber vergeblich auf die Tagesordnung hatte setzen wollen. Und die von Collins beeinflussten und mikrosoziologisch arbeitenden Gewaltforscherinnen und -forscher fühlten und fühlen sich durch Reemtsma ebenso wenig herausgefordert.

Ad 3) *Analytisch unfruchtbare Begriffsoszillation* – Einen dritten Grund für das in der sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung weit

---

<sup>46</sup> Collins, *Dynamik der Gewalt*, S. 36, 204–205.

<sup>47</sup> Ders., *Interaction Ritual Chains*; ders., »Über die mikrosozialen Grundlagen der Makrosoziologie«.

verbreitete Desinteresse an wissenschaftstheoretischen Problemen sehen wir darin, dass die kritische Aufmerksamkeit zu sehr auf dem Sinn und Unsinn von Gewaltbegriffen liegt, nicht auf der Güte empirisch-analytischer Aussagen.<sup>48</sup> Nachdem es in den vergangenen Jahren zunächst eine konzeptuelle Verschiebung hin zu einem engen, vornehmlich somatisch fundierten Gewaltbegriff gegeben hat, melden sich nun verstärkt wieder Stimmen, die monieren, dass dadurch strukturell und symbolisch vermittelte Phänomene der Gewalt unbeachtet blieben.<sup>49</sup> So hat Peter Imbusch jüngst dafür plädiert, das Konzept der »strukturellen Gewalt« wiederzubeleben,<sup>50</sup> das der norwegische Friedens- und Konfliktforscher Johan Galtung bereits in den 1960er und 1970er Jahren entwickelt hatte.<sup>51</sup> Imbusch hält strukturelle Gewalt für einen »unterschätzten« Begriff und schlägt deshalb vor, dass man ihn zu gesellschaftsanalytischen Zwecken »ordentlich ausbuchstabiert« und »empirisch präzisiert«. <sup>52</sup> Er erlaube, über mikroskopische Studien körperlicher Attacken hinaus solche Formen von Gewalt zu analysieren, in denen sich indirekte und komplexe Kausalitäten offenbaren.<sup>53</sup>

Die Debatte ist jedoch zirkulär und führt zu ihrem Ausgangspunkt zurück. Denn wirklich neue Argumente kann Imbusch nicht beibringen.<sup>54</sup> Die längst bekannte Kritik am Begriff struktureller Gewalt trifft weiterhin zu. Wir konzentrieren uns auf drei Punkte.

Erstens gibt in den Sozialwissenschaften überzeugende Argumente dafür, dass man *theoretisch-konzeptionell* zwischen Macht, legiti-

---

48 Siehe zu der Unterscheidung, dass Begriffe sinnvoll, nur Aussagen aber wahr sein können, Popper, »Von den Quellen unseres Wissens und unserer Unwissenheit«.

49 Christ, »Gewaltforschung – Ein Überblick«.

50 Imbusch, »Strukturelle Gewalt«.

51 Galtung, Strukturelle Gewalt.

52 Imbusch, »Strukturelle Gewalt«, S. 42.

53 Ebd.

54 Die folgenden Ausführungen stützen sich auf Knöbl, »Collins im Kontext«, S. 32–35.

mer und nichtlegitimer Herrschaft einerseits und Gewalt andererseits unterscheiden sollte (wofür wir längst elaborierte Theorien haben)<sup>55</sup>, und es gibt gute *empirische* Studien, die Ungerechtigkeit, Entfremdung oder Ausbeutung zum Thema gemacht haben.<sup>56</sup> Was angesichts dieser Sachlage der Begriff der »strukturellen Gewalt« neu erbringen oder eröffnen soll, ist deshalb unklar. Nicht jede Herrschaft basiert auf Gewalt, Gewaltanwendung ist oftmals nur eine Ultima Ratio und nicht der Normalfall von Herrschaft. Insofern würde man durch den Begriff »strukturelle Gewalt« Unterscheidungen einebnen und einziehen, die in der Vergangenheit vielfach ihre Fruchtbarkeit erwiesen haben.

Zweitens überzeugt die von Imbusch erneuerte These, wonach strukturelle und – mit ihr einhergehend – symbolische Gewalt häufig physische nach sich zieht und *deshalb* der Gewaltbegriff ausgeweitet werden müsse, nicht.<sup>57</sup> Niemand wird bestreiten, dass der Holocaust etwas mit dem Antisemitismus zu tun hatte. Aber der Antisemitismus hat eine lange schlechte Tradition in diversen Weltregionen, ohne dass es deshalb zu einer planmäßig und rassistisch motivierten Vernichtung von Juden gekommen wäre wie in Europa während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Zwischen Denken, Sprechen und Schreiben einerseits und physischen, auf körperliche Verletzung abzielenden Handlungen andererseits, zwischen Motiven und Taten besteht bekanntlich oft eine weite Kluft – und genau diese Kluft ist es doch, die theoretisch interessant ist, wenn etwa Soziologinnen fragen, unter welchen Umständen aus antisemitischen Haltungen oder Einstellungen antisemitische Taten werden oder misogynie Sprache in Vergewaltigungen mündet. Der Versuch, alles als Gewalt zu titulieren, auch die symbolisch strukturierten Sprechakte, läuft allzu schnell Gefahr, die Kluft zwischen Reden und Handeln zu übersehen oder

---

55 Siehe eben etwa Popitz, Phänomene der Macht.

56 Vgl. als Beispiele höchst unterschiedlicher Art etwa Moore, Ungerechtigkeit; Terpe, Ungerechtigkeit und Duldung; Wilson, The Truly Disadvantaged.

57 Imbusch, »Strukturelle Gewalt«, S. 39.

mindestens zu unterschätzen.<sup>58</sup> Mithin wird unklar, wie sich bei Verwendung eines derart breiten Gewaltbegriffs überhaupt noch Erklärungsleistungen erbringen lassen und ob man hierbei nicht allzu schnell tautologisch argumentiert, weil man jene »strukturelle Gewalt« (im Sinn von Ungerechtigkeit, Ungleichheit oder Armut) als durch Ungerechtigkeit, Ungleichheit oder Armut bedingt erklärt.

Drittens lassen sich Begriffsverwendungen wie »strukturelle« oder »symbolische Gewalt« auch nicht dadurch rechtfertigen, dass man fragt, ob ein körperbezogener Gewaltbegriff, wie er derzeit recht üblich ist, nicht zu eng sei, z. B. um Phänomene wie etwa Mobbing oder Bossing zu erklären – sodass man einen weiter gefassten Gewaltbegriff bräuchte. Das Problematische solchen Fragens ist die zugrunde liegende Prämisse, dass es in den Sozialwissenschaften in erster Linie darum gehe, essenzialistische Begriffsdefinitionen zu liefern, nach dem Motto, Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler hätten zu klären, was »die Familie« wirklich sei, was »der Staat«, was eben »die Gewalt« – als ließe sich ihre jeweilige Gestalt von einem archimedischen Beobachtungsstandpunkt mit den passenden begrifflichen Mitteln ein für allemal und somit ahistorisch fixieren. Das unterschlägt jedoch gleichsam die Heterogenität von Beobachtungsstandpunkten, ihren fortwährenden strukturellen wie semantischen Wandel. Begriffe können die Wirklichkeit erschließen, *einen* Aspekt davon zum Thema machen, sie jedoch nicht definieren. Forschungsergebnisse (und ihre Kritik) geben dann Auskunft darüber, welche fruchtbaren Einsichten mit den genutzten oder auch erst im Forschungsprozess selbst entwickelten Begriffen gewonnen wurden.

---

58 Ähnlich hat Frithjof Nungesser jüngst das beliebte, in Wahrheit aber ziemlich unklare Konzept der »symbolischen Gewalt« von Pierre Bourdieu kritisiert. Bourdieu springe in seiner Argumentation ständig zwischen Begriffen wie »symbolische Gewalt«, »symbolische Herrschaft« und »symbolische Macht« hin und her und verleihe symbolischer Gewalt darüber hinaus intentionalen Charakter, ohne das nennenswert zu reflektieren; vgl. Nungesser, »Ein pleonastisches Oxymoron«, S. 13.



## Die Gewaltforschung als Ökologie – und ihre Heuristiken

In analytischer Hinsicht ist eine oszillierende Begriffsarbeit unfruchtbar, um empirisch etwas über Gewalt zu erfahren. Autoren wie Imbusch schwebt letztlich vor, an einem möglichst definitiven Konzept von (struktureller Gewalt) zu arbeiten, das in sich containergleich mannigfaltige empirische Eventualitäten aufnehmen kann – »ordentlich ausbuchstabiert« und »empirisch präzisiert«<sup>59</sup>. Zusammen mit den beiden oben genannten Blindstellen der Neueren Gewaltforschung, nämlich die Unfähigkeit bzw. der Unwille, das jeweilige Erklärungsverständnis zu explizieren bzw. den Erklärungsbegriff zu problematisieren, lenkt diese an sich problematische Begriffsarbeit das Augenmerk jedoch immerhin darauf, dass die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung momentan nicht um Begriffe herum strukturiert ist, sondern um *Heuristiken*. Gemeint ist damit, um es vorwegzunehmen, die Tatsache, dass in der Gewaltforschung sehr unterschiedliche Zugriffe auf den zu erklärenden Gegenstand existieren, wobei die prinzipielle Unterschiedlichkeit aber kaum je zum Thema wird – mit all den oben schon angedeuteten drohenden Folgen der theoretischen Stagnation eines ganzen Forschungszweiges.

Für das hier genutzte Konzept der Heuristik lehnen wir uns an jüngere Überlegungen von Andrew Abbott und John Levi Martin an. Sie dienen uns dazu, die je verschiedenen Zugriffsweisen in der Gewaltforschung zu verstehen. Mit dem Konzept der Heuristik fasst Abbott »Methoden des (sozialwissenschaftlichen) Entdeckens«, die entlang weniger Ausgangsentscheidungen und Leitunterscheidungen funktionieren,<sup>60</sup> wobei Martin zusätzlich hervorhebt, dass sie sozioökologische Voraussetzungen haben und folglich nur kontextabhän-

---

59 Imbusch, »Strukturelle Gewalt«, S. 42.

60 Abbott, *Methods of Discovery*, S. 80–109; Martin, *Social Structures*, S. 18–19.

gig gelten.<sup>61</sup> Damit ist gemeint, dass das, was in einer ökologischen Nische funktioniert, sich in einer anderen Nische als völlig unverständlich, unfruchtbar und wirkungslos erweisen mag. Es handelt sich somit um mehr oder weniger manifeste Instruktionen und »Faustregeln«<sup>62</sup>, mit deren Hilfe Sozialforscherinnen und Sozialforscher herausfinden, was an der Stelle, für die sie sich interessieren, vor sich geht.<sup>63</sup> Solche Instruktionen und Faustregeln erlauben es, einen rätselhaften Sachverhalt oder Vorgang in seiner Gestalt zu begreifen und eine Idee zu entwickeln, um das sich stellende Problem bearbeiten zu können.<sup>64</sup> Das ist für gewöhnlich jedoch nur unter der Bedingung sachlicher und sozialer Anschlussfähigkeit zu haben, wie Martin mit Blick auf die »ökologische Rationalität« dieser Heuristiken betont.<sup>65</sup> Die mithilfe der Instruktionen vollzogenen Deutungen müssen für die in der wissenschaftlichen Community Tätigen nachvollziehbar sein, was aber eben auch bedeutet, dass das, was in der ökologischen Nische etwa der Familiensoziologie als fruchtbar und sinnvoll begriffen wird, deswegen noch lange nicht von Organisationssoziologinnen goutiert werden muss.

In dieser Perspektive ist die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung selbst eine Ökologie mit einem begrenzten Set an Heuristiken. Sie vermitteln den Forschenden ein Grundverständnis über die gangbaren Forschungsstrategien, selbst wenn sie wissen, dass die je eigene Strategie mitnichten von allen für gut befunden, sondern vielleicht sogar scharf kritisiert wird, selbst wenn klar ist, dass diese scheinbar so unterschiedlichen Heuristiken nicht selten vieles teilen.

---

61 Ebd., S. 16–20.

62 Ebd., S. 19.

63 Abbott, *Methods of Discovery*, S. 88.

64 Ebd., S. 85.

65 Martin, *Social Structures*, S. 18–19; Martin entlehnt hier ein Konzept aus der kognitiven Psychologie zur Untersuchung begrenzter Rationalitäten; Todd / Gigerenzer, »Précis of Simple Heuristics that Make us Smart«, S. 728.

Drei zentrale Merkmale definieren unserer Auffassung nach die momentane Ökologie der Gewaltforschung. Dazu zählt erstens, dass eher sensibilisierende als definitive Konzepte forschungsleitend sind. Die Unterscheidung stammt bekanntlich von Herbert Blumer, der dafür geworben hat, eher mit sensibilisierenden als mit definitiven Konzepten zu arbeiten, um zu möglichst exakten, jedoch unhintergebar historischen Aussagen über einen interessierenden Wirklichkeitsausschnitt zu gelangen.<sup>66</sup> Sensibilisierende Konzepte sind bewusst vage und kommen mit wenigen theoretischen Vorüberlegungen über ein Phänomen aus. Dadurch zwingen sie Forschende förmlich dazu, ihr Vorverständnis in mehr oder weniger engem empirischen Kontakt mit dem untersuchten Phänomen zu überprüfen. Das Ziel ist, die Konzepte in der Auseinandersetzung mit dem Untersuchungsbereich so weit zu konkretisieren, dass sie in nachvollziehbarer Weise analytische Aussagekraft über das studierte Phänomen gewinnen.<sup>67</sup>

Nach unserem Eindruck folgen die meisten theoretischen Innovationen der jüngeren Gewaltforschung der Blumer'schen Linie, auch wenn sie sich dabei nicht direkt auf ihn beziehen. Gemeint ist vor allem, dass sie mit einem recht vagen, gar nicht (bzw. eben nicht!) in detail ausbuchstabierten Gewaltverständnis arbeiten und auf diese Weise zu instruktiven empirischen Einsichten gelangen, die sie dann mehr oder weniger stark generalisieren. Collins entwickelt seine Mikrosoziologie von einem recht vagen Konzept von »Gewaltsituationen« her. So moniert Willem Schinkel zu Recht, dass er die theoretische Frage umgeht, Gewalt zu definieren.<sup>68</sup> Gleichzeitig formuliert aber Collins eine ebenso instruktive wie kritikwürdige Theorie, die gewaltsame Attacken vom Problem der Konfrontationsanspannung (bis hin zu Angst) in konfliktiven Interaktionen her erklärt. Und wie wir weiter unten sehen werden, verhalten sich auch andere Autorin-

---

66 Blumer, »What is Wrong with Social Theory?«.

67 Kelle / Kluge, Vom Einzelfall zum Typus, S. 29–30.

68 Schinkel, Aspects of Violence.

nen und Autoren im ökologischen Raum der Gewaltforschung nicht sehr viel anders, wenn sie ihre eher vagen Konzepte einführen und testen, selbst wenn sie mit Ansätzen aus dem Interpretativen Paradigma<sup>69</sup> wenig »am Hut haben«.

Zweitens verfährt die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung zunehmend reflexiv und entwickelt ein Gespür dafür, dass es sich bei Gewalt um eine »deskriptive Vokabel«<sup>70</sup> mit indexikalem Charakter handelt. Das Phänomen, das zwischen den Führungszeichen mit dem Begriff bezeichnet ist, hängt maßgeblich vom epistemischen Standpunkt der Person und der Situation, in der sie sich befindet, ab. Das Konzept der Indexikalität<sup>71</sup> macht im Kern auf die Kontextgebundenheit von sprachlichen und nichtsprachlichen Äußerungen aufmerksam, die Menschen in ihren Begegnungen tätigen – worauf wir im fünften Kapitel noch genauer eingehen werden.<sup>72</sup> Auch wenn der Begriff wiederum aus dem Interpretativen Paradigma stammt, so teilen die meisten Autorinnen in der Gewaltforschung, auch diejenigen, die etwa dem Rational-Choice-Ansatz verpflichtet sind, wohl die Ansicht, dass Gewalt nicht etwas ist, auf das man begrifflich problemlos zugreifen könnte. Freilich sind die Positionen, die in dieser

---

69 Die Rede vom »Interpretativen Paradigma« brachte die gemeinsame Opposition von Forschern vor allem in der Theorietradition des symbolischen Interaktionismus zum Ausdruck, die sich gegen den noch in den 1960er Jahren dominierenden normativistischen Funktionalismus à la Talcott Parsons richtete und gegen die Vorstellung, dass Akteure in der Regel Normen wie Daten hinnehmen und dementsprechend automatisiert – also ohne eigene Interpretation – handeln (vgl. Wilson, »Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung«, S. 55–62.

70 Cicourel, Sprache in der sozialen Interaktion, S. 38.

71 Bergmann, »Ethnomethodologische Konversationsanalyse«, S. 13; ders., Ethnomethodologie und Konversationsanalyse, S. 34–43; ders., »Die kategoriale Herstellung von Ethnizität – Ethnomethodologische Überlegungen zur Ethnizitätsforschung«, S. 160–161; Garfinkel/Sacks, »On Formal Structures of Practical Actions«.

72 Das ist im Kern eine linguistische Einsicht: Bar-Hillel, »Indexical Expressions«.

Begriffsfrage eingenommen werden können, höchst kontrovers. Das Spektrum ist also groß, und so findet sich – aus der Perspektive des Rational-Choice-Ansatzes – am anderen Ende des Spektrums beispielsweise eine Position, wie sie von Teresa Koloma Beck<sup>73</sup> vertreten wird und in ihrer Formulierung »Dreieck der Gewalt«<sup>74</sup> zum Ausdruck kommt. Koloma Beck skizziert damit im Kern die Grundzüge einer reflexiven Methodologie der Gewaltforschung, insistiert sie doch darauf, dass Gewalt alles andere als ein empirisch evidentes Phänomen sei, sondern ein kontextabhängiges. Welche Sachverhalte und Vorgänge als Gewalt gelten, ist historisch kontingent.<sup>75</sup>

In die beobachtende und beschreibende Konstruktion von Wechselwirkungen des Antuns und Erleidens, die als Gewalt gelten, fließen drittens Kausalannahmen ein. Das ist nun, so unsere These, das zentrale Kriterium, anhand dessen sich das Set an Heuristiken, mit dem die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung momentan hantiert, in sich differenziert. Es dürfte kaum verwundern, dass die jeweils getroffene begriffliche Vorentscheidung von Fragen, wie etwa, was als Gewalt gilt, wie sie beschrieben werden kann und mit welchen weiteren Phänomenen sie temporär oder dauerhaft verknüpft ist, notwendig zu unterschiedlichen Erklärungsansätzen führt. Gegenwärtig bleibt jedoch weitgehend unausgelotet, welche Kausalitätsverständ-

---

73 Koloma Beck, »The Eye of the Beholder«; dies., *The Normality of Civil War*, S. 62–64.

74 Dies., *The Normality of Civil War*, S. 63.

75 Siehe dazu auch jüngst Loetz, »Gewalt in der Geschichte der Menschheit«. Auch bei Loetz wird im Kern für eine trianguläre Perspektive geworben, die es nicht denjenigen, die Gewalt ausüben, überlässt zu bestimmen, was sie gerade tun – sodass es somit auch für die Forschung nicht ausreicht, die Deutungen und Accounts oder die Dispositionen und Biografien von Tätern zu rekonstruieren. Triangulär meint vielmehr, die Perspektiven von Angreifern, von attackierten Opfern sowie – und das ist der Clou – von engagierten oder interessierten Dritten in eine Bedeutungsanalyse von Gewalt einzubeziehen, die gleichsam an einem realen Geschehen ansetzt; vgl. Koloma Beck, »The Eye of the Beholder«, S. 351; Hoebel / Koloma Beck, »Theorizing Violence«.

nisse in die jeweiligen Ansätze eingewoben sind und welche Kausalannahmen triftiger sind als andere. So werden dann nicht selten konkurrierende Erklärungen für Gewalt angeboten, bei denen nicht klar ist, auf welcher Ebene sie miteinander konkurrieren, ob sie sich nicht auch ergänzen oder – im Gegenteil – vollkommen widersprechen, ob sie wirklich neu sind oder nur etwas neu formulieren etc.

Unser Vorschlag ist, dass die systematische Rekonstruktion der Heuristiken, die sich, so noch einmal unsere These, im Kern ganz wesentlich durch ihre Kausalannahmen voneinander unterscheiden, ein zentraler Schritt in Richtung Explikation analytischer Prämissen und wissenschaftstheoretischer Differenzen ist – und somit auch in Richtung einer auch in kausaler Hinsicht reflexiven Gewaltforschung. Wir sehen im Kern drei solcher Heuristiken, die wir mit den Schlagworten »Motive«, »Situationen« und »Konstellationen« voneinander unterscheiden. Sie bezeichnen zugespitzt, wo jeweils der Primat des Erklärens von Gewalt liegt.

*Erste Heuristik: Motive – oder: warum übt jemand Gewalt aus?* Die Neuere Gewaltforschung verschrieb sich – das haben wir bereits betont – einem genauen Blick auf die Phänomene der Gewalt, sodass es nicht überraschen kann, dass auch die Frage der Motive und Absichten der Täterinnen nochmals genauer unter die Lupe genommen wurde. Gerade die selbst ernannten Innovateure der Gewaltforschung waren jedoch bemüht, herkömmliche Motiverklärungen von Gewalt zu hinterfragen, weil diese mit dem mittlerweile akkumulierten empirischen Material zu Gewaltphänomenen nicht mehr so einfach in Zusammenhang gebracht werden konnten. Neue, heterodoxe Zugriffe auf die Motivfrage schienen deshalb notwendig zu sein. Eine Studie, die hier recht prominent ist, stammt jedoch gerade nicht aus dem phänomenologischen Lager. Es handelt sich um die Arbeit »The Logic of Violence in Civil War« von Stathis Kalyvas, der die kausale Relevanz von zwar kontextabhängigen, jedoch als stabil erachteten Handlungsabsichten betonte und damit übliche Erklärungsmuster von Massengewalt, welche die religiösen, ethnischen, politischen etc. Absichten der Konfliktbeteiligten in den Vordergrund rückten, zurückwies. Es stellt sich gleichwohl die Frage, welchen Status Motiver-

klärungen überhaupt haben können angesichts der Tatsache, dass Motivlagen von Akteuren ganz generell schwer zugänglich sind – eine Position, die eben Jan Philipp Reemtsma dazu führte, mit Blick auf Gewalt vom »Erklärungsbegehren« abzusehen, welche aber ihrerseits zu bestimmten Problemen führt und ganz konsequent auch nicht durchzuhalten ist.

*Zweite Heuristik: Situationen – oder: Wo und wann entsteht Gewalt?* Der Fluchtpunkt unserer Argumentation ist hier, dass im Unterschied zu einer etwa bei Kalyvas zu findenden Position, welche (oftmals methodologisch-individualistisch) die Handlungsrelevanz von Motiven, (ex-ante-)Motivationen und stabilen Handlungsabsichten hervorhebt, eine radikale Mikrosoziologie der Gewalt, wie sie etwa von Randall Collins verfochten wird, die lokale Kausalität in Konfrontationssituationen betont. Der Preis ist hier jedoch eine merkwürdig einseitige Interaktionszentrierung, die ihrerseits zu kritischen Nachfragen hinsichtlich der Erklärungskraft eines solchen Vorgehens einlädt<sup>76</sup> – ein Preis, den auch die ebenfalls situationistisch argumentierende Lee Ann Fujii zahlen muss, selbst wenn ihre Argumentation ganz anders angelegt ist als diejenige von Collins.

*Dritte Heuristik: Konstellationen – oder: Welche sozialen Bedingungen ermöglichen Gewalt?* Rund um diese Heuristik sammeln sich Studien, die explizit die Motive der Gewaltakteure ausblenden oder in den Hintergrund schieben, aber gleichzeitig auch von der Mikrofokussierung auf Gewaltphänomene wegkommen wollen, teilt man dort doch nicht zu Unrecht den Verdacht, dass der gewissermaßen zu detailgetreue Blick auf die Gewalt die Prägekraft der Kontexte ignoriert, in die diese Gewalt eben auch eingebettet ist. Dazu zählen historische Studien im Anschluss an Timothy Snyders und Jörg Baberowskis »Gewalträume«-These, eher gegenwartsorientierte Arbeiten zu »Gewaltmärkten«, aber auch Stefan Kühls »Ganz normale Organisationen«, die im Kern – akteursunabhängig – Bedingungskonstellation

---

<sup>76</sup> Siehe für einen systematischen Überblick über die diversen Einwände Hoebel / Malthaner, »Über dem Zenit«, S. 9–11.

massenhafter Gewalt analysieren. Wie man jedoch sehen wird, gelingt es den genannten Autoren letztlich nicht, den postulierten analytischen Motivverzicht durchzuhalten, womit sie von ihrem ursprünglichen Erklärungsmodell zumindest implizit immer wieder auch massiv abrücken müssen.

Die soeben skizzierten wissenschaftlichen Heuristiken sind historisch oft recht zufällig entstanden, ihr genauer Entstehungszeitpunkt ist deshalb auch nicht immer genau auszumachen. Aber wir streben auch keine historische Rekonstruktion der Debatte an, sondern eine kritisch-systematische. Dazu legen wir im nächsten Kapitel »Konstruktion und Kausalität« zunächst unsere eigenen Prämissen offen, die uns bei der Rekonstruktion leiten. Im umfangreichen dritten Kapitel dann (»Kausale Heuristiken der Gewaltforschung – und ihre Probleme«) werden wir die drei unterschiedlichen Heuristiken, die in der aktuellen sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung zu finden sind, ausführlicher betrachten und zeigen, mit welchen zum Teil fragwürdigen Kausalitätskonstruktionen und -anmutungen Autoren ihre Narrative aufbauen, um vermeintlich plausible Erklärungen anzubieten. Wie sich jedoch zeigt, stößt man in den jeweiligen Heuristiken am Ende immer auf bestimmte Schwierigkeiten, welche die Forscherinnen dann irgendwie dazu zwingen, sich konkurrierenden Heuristiken zuzuwenden, womit sie nur wieder auf neue Probleme treffen. Dieser Zirkularität der Heuristiken scheint man nicht entkommen zu können, zumindest dann nicht, wenn man in der weit verbreiteten Kategorienunterscheidung zwischen Mikro- und Makroebene arbeitet. Das wird der Gegenstand des vierten Kapitels sein (»Der Mikro-Makro-Link als Sackgasse«). Im fünften Kapitel schließlich (»Temporalität und Timing: Grundzüge prozessualen Erklärens von Gewalt«) wollen wir deshalb den Vorschlag machen, diese Mikro-Makro-Unterscheidungen hinter sich zu lassen, um auf ein prozessuales Erklären einzuschwenken. Im abschließenden sechsten Kapitel wird es dann darum gehen, nochmals über die Grenzen und Perspektiven einer Gewaltforschung zu reflektieren, die auf Erklärungsansprüche nicht verzichten will.



## 2. Konstruktion und Kausalität: Prämissen systematischer Rekonstruktion

Die Sozialwissenschaften haben, zurückhaltend formuliert, ein kontroverses Verhältnis zu Fragen der Kausalität. Martyn Hammersley hat jüngst eindrücklich gezeigt, dass sich die Sozialforschung entlang dieser Frage im Grunde einmal gründlich »auf links gezogen hat«<sup>1</sup>: In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beruhten Forschungsansätze, die heute für gewöhnlich als quantitativ gelten, dezidiert auf der Prämisse, keine Kausalbeziehungen untersuchen zu wollen – es auch nicht zu können. Florian Znaniecki, Alfred Lindesmith und Robert Maclver, die wir heute als qualitativ arbeitende Sozialforscher bezeichnen würden, zielten dagegen darauf ab, der Kausalität sozialer Phänomene mithilfe von Fallstudiendesigns auf die Spur zu kommen. Sie hielten es ebenso für unmöglich, Kausalitäten statistisch zu ermitteln. Heute finden wir dagegen eine genau umgekehrte Situation vor. Kausalanalysen fallen heute nahezu selbstverständlich in die Domäne der quantitativ verfahrenen Sozialforschung, während qualitativ arbeitende Forschende diesbezüglich oftmals zögerlich bis ablehnend sind.<sup>2</sup>

Gerade in der Neueren Gewaltsoziologie in Deutschland ist, das haben wir im einleitenden Kapitel skizziert, eine skeptische Haltung

---

1 Hammersley, *The Limits of Social Science*.

2 Baur, »Kausalität und Interpretativität«.

zu sozialwissenschaftlichen Kausalanalysen weit verbreitet, selbst wenn eine systematische Reflektion dieser Haltung fehlt. Das sticht umso mehr hervor, als an anderer Stelle diese Reflexivität durchaus gegeben ist.<sup>3</sup> Anstatt immer schon – und zwar von Anfang an – zu unterstellen, man wisse doch, was Gewalt genau ist, stellen die Protagonistinnen der Neueren Gewaltforschung diese Frage in den Mittelpunkt ihrer Analysen. Es handelt sich ihnen zufolge um eine empirische Frage, für die eine (zu entwickelnde) allgemeine Theorie der Gewalt die begrifflichen Mittel entwickeln soll. Die Skepsis an der »Gewaltursachenforschung« mündet dabei in die Forderung, nicht primär Warum-, sondern Wie-Fragen zu formulieren, die dem »prozessualen und konstitutiven Charakter menschlichen Handelns« Rechnung tragen und den Erfahrungen der Geschehensbeteiligten Vorrang vor der daran anschließenden soziologischen Analyse einräumen.<sup>4</sup>

Die zweifellos vorhandene Reflexivität der Neueren Gewaltforschung macht jedoch vor zwei methodologischen Fragen Halt, die genuin das Problem betreffen, Gewalt zu erklären und Voraussetzungen und Grenzen eines solchen Erklärens aufzuhellen. Geklärt wurde gerade nicht die *erste methodologische Frage*, nämlich welche analytischen Alternativen es zu korrelationsstatischen Verfahren der Gewaltforschung überhaupt gibt – Alternativen, die eben nicht davon absehen dürfen, wie sich Gewalt konkret vollzieht. Von Trotha kritisiert an einer Ätiologie der Gewalt zu Recht, dass sie gar keine genuine Soziologie der Gewalt sei, weil sie sich nicht damit auseinandersetze, wie Gewalt auftrete. Eine im eigentlichen Sinn soziologische Gewaltforschung müsse »statt dessen« mit dieser Frage beginnen – »mit einer Phänomenologie der Gewalt«, die ihrer »Logik« nachspüre.<sup>5</sup> Aber was das genau heißen soll, bewegte sich in den Ar-

---

3 Koloma Beck / Schlichte, Theorien der Gewalt zur Einführung, S. 123.

4 Von Trotha, »Zur Soziologie der Gewalt«, S. 22; vgl. auch Katz, »From How to Why«.

5 Von Trotha, »Zur Soziologie der Gewalt«, S. 20–21.

beiten von Trothas ziemlich im Dunkeln. Einen konkurrenzfähigen Gegenvorschlag blieben er und seine Mitstreiter – wie gesehen – schuldig. Auch unterblieb, die Möglichkeiten und Grenzen des Beschreibens *und* Erklärens von Gewalt genauer auszuloten.

Der US-amerikanische Soziologe Andrew Abbott zeigt, wie man eine Diskussion, welche die Dichotomie zwischen bloßer Beschreibung einerseits und starker Erklärung andererseits hinter sich lässt, führen könnte. Er verliert zwar kein Wort über Gewalt, dennoch ist seine Argumentation für unsere Zwecke wissenschaftstheoretisch instruktiv. Etwa zur gleichen Zeit, als sich die Neuere Gewaltsoziologie im Lauf der 1990er Jahre zu profilieren beginnt, reitet Abbott so manche Attacke gegen variablensoziologische Verfahren – was in der deutschsprachigen Fachwelt allerdings lange weitgehend unbemerkt bleibt. Der Aufsatzband »Time Matters«<sup>6</sup>, mehr noch aber seine Monografie zu Methoden des (sozialwissenschaftlichen) Entdeckens, von der wir das Konzept der Heuristik beziehen,<sup>7</sup> dokumentieren die (vorläufigen) Ergebnisse dieser Attacken. Denn anders als von Trotha argumentiert Abbott nicht dafür, eine korrelationsstatistische Ursachenforschung (»Standard Causal Analysis« – SCA) durch lediglich beschreibende Methoden zu ersetzen. Abbott wirbt vielmehr für ein breites Verständnis sozialwissenschaftlichen Erklärens, das diverse Varianten zulässt. Die Pointe ist, dass ethnografische oder historische Beschreibungen ohne Weiteres als Erklärungsansätze verstanden werden können. Sie unterscheiden sich Abbott zufolge von der SCA nur auf methodischer Ebene, nicht kategorial. Während analytische Beschreibungen ohne ein festes Set an Verfahrensregeln darauf abzielen, ein soziales Phänomen *semantisch* aus seinem Ursprungskontext heraus in ein anderes pragmatisches Setting, die wissenschaftliche Debatte, zu übersetzen und es dabei gleichsam mehr oder weniger en passant zu erklären, handelt es sich bei der SCA um ein *syntaktisches* Erklärungsprogramm par excellence. Die hier gemachten Aussagen

---

6 Abbott, Time Matters.

7 Ders., Methods of Discovery.

streben Überzeugungskraft qua hoher methodischer Regeldichte und ergo Regelfolgsamkeit an.<sup>8</sup>

Dichtes Beschreiben schließt in der Abbott'schen Perspektive somit nicht aus, sich für die Verursachung eines sozialen Phänomens zu interessieren und Aussagen zu formulieren, die Kausalbeziehungen kenntlich machen. Passenderweise hat Jörg Hüttermann der Neueren Gewaltsoziologie bereits früh nachgewiesen, gar nicht so weit von der »Gewaltursachenforschung« entfernt zu sein.<sup>9</sup> Er hat dafür die Beiträge des Sammelbands analysiert, den von Trotha mit seinem schon genannten Aufsatz »Zur Soziologie der Gewalt« einleitet. Hüttermanns Ergebnis: Der Band, der von Trotha eigentlich als Plausibilisierung seiner Programmatik dienen soll, wimmelt von mehr oder weniger verkappten und durchaus unterschiedlichen Erklärungen von Gewalt, die in der Regel jedoch nicht ausgewiesen werden.

Narrativität ist sodann das Stichwort der zweiten *methodologischen Frage*, die sich aus von Trothas Aufsatz ergibt. Welche systematische Verbindung gehen Erzählen und Erklären ein, wenn Forschende sich damit beschäftigen, Gewalt zu untersuchen und ihre Untersuchungsergebnisse anschließend darzustellen? Von Trothas Überlegungen hierzu sind ambivalent, letztlich bleibt er jedoch eine Antwort schuldig. Das Problem lässt sich freilich nicht wegdrücken, weil

---

8 Neben semantischen und syntaktischen Erklärungsprogrammen unterscheidet Abbott zusätzlich noch eine *pragmatische* Variante, die darin besteht, Aussagen zu formulieren, und die es uns erlaubt, in den Untersuchungsbereich, über den wir die Aussage treffen, zu intervenieren (Abbott, *Methods of Discovery*, S. 9). Diese dritte Variante ist für uns an dieser Stelle erst einmal ohne Belang, wenngleich die »Gewalt-Berichte«, die von Trotha als reduktionistische Gewaltursachenforschung problematisiert, vielfach im öffentlichen Auftrag entstanden sind und Politikempfehlungen enthalten; von Trotha, »Zur Soziologie der Gewalt«, S. 16–17. Wir kommen im weiteren Verlauf des Kapitels noch einmal auf Abbotts Vorschlag zu sprechen.

9 Hüttermann, »Dichte Beschreibung« oder Ursachenforschung der Gewalt?«.

Narrativität ein allgegenwärtiges Phänomen ist.<sup>10</sup> Sie organisiert unsere Wahrnehmungen, unsere Erfahrungen und unsere sprachlich vermittelte Verständigung miteinander. In den indoeuropäischen Sprachen ist es im Alltag nur um den Preis drohender Kommunikationsabbrüche möglich, Sätze ohne Subjekt-Prädikat-(Objekt-)Struktur zu formulieren. Es handelt sich dabei um eine basale Erzählstruktur, deren Eigenschaft es ist, ein Subjekt zur Handlungsinstanz zu erheben und ihm mit Blick auf ein Objekt Handlungsträgerschaft zuzuschreiben.<sup>11</sup> »Alexandrine gibt ein Interview«. Diese Zuschreibung kann zugleich als Erklärung verstanden werden – spätestens dann, wenn jemand den Satz in Reaktion auf oder in Erwartung von Fragen der Art bildet, was passiert ist, wer das getan hat oder weshalb etwas geschehen ist.<sup>12</sup> »Warum steht Alexandrine nicht mit uns an der Barrikade?« – »Sie gibt gerade ein Interview«. In der Regel sind solche Sätze in ausgreifendere, mehrere Sätze umfassende Plots eingebettet, die einen Anfang und ein Ende setzen und einen bestimmten Geschehensverlauf schildern. »Alexandrine gibt gerade ein Interview. Die Reporter haben erfahren, dass sie sich an den Protesten beteiligt, weil ihre Mutter hier tödlich verletzt worden ist. Wegen der Pläne der Regierung, weißt du.« Es ist dabei ein Leichtes, die zeitliche Abfolge in den Schilderungen als Kausalbeziehung zwischen Ereignissen zu interpretieren, die wiederum ohne Handlungsträgerschaften nicht denkbar gewesen wären. Wir sind einleitend bereits darauf eingegangen. Hier geht es uns um den Punkt, dass die grundsätzliche narrative Anlage unserer sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten zur Konsequenz hat, dass in Beschreibungen allein aufgrund der allgemeinen Organisation unserer Sprache für gewöhnlich Kausalannahmen einfließen, durch die sie von denjenigen, die nach Erklärungen für etwas suchen, auch als solche verstanden werden können.<sup>13</sup>

---

10 Jung/Reimann/Sutterlüty, »Narrative der Gewalt. Eine Einleitung«, S. 10.

11 Ebd., S. 10–16.

12 Scott/Lyman, »Praktische Erklärungen«; Tilly, Why?

13 Jung/Reiman/Sutterlüty, »Narrative der Gewalt. Eine Einleitung«, S. 14.

Die Ambivalenz bei von Trotha und den Vertreterinnen und Vertretern der Neueren Gewaltsoziologie ist, dass sie zwar in besonderem Maß für methodologische Reflexivität werben, die ihren Ausgangspunkt in der Frage hat, wie wir ein Geschehen, das wir in einer ersten Annäherung für Gewalt halten, überhaupt als solches beschreiben können – und dabei gleichsam forschungsethischen Maßstäben Rechnung tragen. Dafür sind sie in der Tat hochsensibel. Die programmatische Reflexivität reicht jedoch nicht so weit, die vorgeschlagene Methode phänomenologischer Gewaltforschung – ein möglichst anschauungs-gesättigtes und antireduktionistisches dichtes Beschreiben, das auf ein deutendes Verstehen von Sinnzusammenhängen abzielt – dahingehend zu diskutieren, ob und inwiefern solche Beschreibungen es im Zuge der indoeuropäischen Sprachgestaltung überhaupt ermöglichen, *ohne* Kausalzuordnungen zu formulieren. Beschreiben (im Sinn eines deutenden Verstehens) und Erklären lassen sich wie dargelegt nicht so ohne Weiteres voneinander trennen, sie sind vielmehr miteinander verwoben. So lenkt Thomas Hausmann das Augenmerk vor allem auf ihre temporale Verkettung im Forschungsprozess. »Einerseits ist Verstehen (im Sinne des ›etwas verstehen‹) eine Voraussetzung des Erklärens [...]; andererseits ist aber auch umgekehrt das Erklären eine Voraussetzung des Verstehens (im Sinne des ›verstehen, warum‹).«<sup>14</sup> Analytische Erzählungen haben dabei im Unterschied zu Alltagsnarrativen die Stärke, auch solche Aspekte eines Geschehens fassen zu können, für die diejenigen, die daran beteiligt sind, z. B. selbst unaufmerksam sind oder keine Darstellungsmöglichkeiten haben – die in einem weiten Sinn und aus diversen Gründen im Verlauf der Ereignisse selbst unerkannt und unbestimmt bleiben. Sie sind wissenschaftlich dann besonders fruchtbar, wenn ihre Verfasserinnen explizieren, ob Ereignisse lediglich aufeinander folgen oder ob sie eine kausale Verbindung zueinander haben – und worin diese Verbindung empirisch besteht.<sup>15</sup>

---

14 Hausmann, Erklären und Verstehen, S. 233.

15 Dietz, »Prozesse erzählen – oder was die Soziologie von der Erzähltheorie lernen kann«, S. 33; siehe dazu ferner Aminzade, »Historical Sociology

Von Trotha suggeriert, dass wir durch ein deutendes Verstehen, das sich methodenreflexiv mit dem interessierenden Geschehen befasst, in der Lage sind, eine wie auch immer »reduktionistische« Ursachenbeschreibung der betreffenden Vorgänge zu vermeiden. Das trifft jedoch nur zum Teil zu, entgeht ihm doch, dass diese Reflektion des eigenen Vorgehens (und seiner Voraussetzungen und Vorannahmen) nicht erst bei der Deutung eines Geschehens einsetzt, sondern sich generell auch auf die Ebene basaler Sprachorganisation beziehen muss. Narrativität konstituiert sich per se – wie bereits skizziert – (1) durch identifizierbare Handlungsinstanzen, (2) durch zeitliche Anfangs- und Endpunkte sowie zwischenzeitliche Ereignisverläufe sowie (3) durch Kausalbeziehungen zwischen Ereignissen.<sup>16</sup> Wenn es somit stimmt, dass sie dadurch ein ubiquitäres Element gesellschaftlicher Kommunikation ist, dann erscheint es nahezu aussichtslos, Beschreiben und Erklären als Gegensatz zu behandeln. Fruchtbarer ist dagegen die Annahme, dass dort, wo jemand das mit Blick auf seine Sinnhaftigkeit weitgehend »schweigsame« soziale Geschehen bespricht,<sup>17</sup> narrativ vermittelte Vorstellungen über seine Verursachung einfließen.

Stimmt man nun den beiden von uns herauspräparierten Fragestellungen zu, die sich aus von Trothas Analyse und frühem Aufsatz aus dem Jahre 1997 ergeben, und teilt man gleichzeitig zumindest in Grundzügen unsere kurze Diskussion dieser Fragen, dann folgt daraus, dass zentrale Erkenntnisfortschritte für die Gewaltforschung darin liegen, sich bewusst zu machen, wie variantenreich sie »ihren Gegenstand« bereits erklärt, es aber womöglich nötig ist, einige dieser

---

and Time«, S. 458; Griffin, »Narrative, Event-Structure Analysis, and Causal Interpretation in Historical Sociology«, S. 1100; Tilly, »The Trouble with Stories«, S. 262–263.

16 Jung/Reiman/Sutterlüty., »Narrative der Gewalt. Eine Einleitung«, S. 12–15.

17 Siehe dazu Hirschauer, »Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen«; Vollmer, »Schweigsame soziale Prozesse, historische Ereignisse, flüchtige Teilnehmer und sozialer Wandel«; ders., »Silences in Sociological Theorising«.

Varianten zu modifizieren oder sogar einige mangels Überzeugungskraft ganz zu verabschieden. Es ist deshalb nötig, systematisch zu analysieren, welche explanatorischen Kausalannahmen in die narrativen Konstruktionen des sozialen Geschehens einfließen, wie sie uns von den Autorinnen und Autoren der sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung dargeboten werden.

Konstruktion und Kausalität fungieren für uns im weiteren Verlauf als sensibilisierende Konzepte, um die Möglichkeit einer Gewaltforschung auszuloten, die einen reflexiven Umgang mit Kausalität pflegt. Vor allem dient uns die Unterscheidung im nächsten Kapitel maßgeblich dazu, drei zentrale Heuristiken der Gewaltforschung zu unterscheiden, die jeweils bestimmte Kausalannahmen mitführen, ohne dass diese immer thematisiert werden. Zuvor jedoch legen wir unsere eigenen Prämissen offen, entlang derer wir mithilfe der Konzepte »Konstruktion« und »Kausalität« argumentieren.

Deutlich geworden ist bereits, dass wir *erstens* die Auffassung vertreten, dass uns das Problem der Narrativität zwingt, das Problem der Kausalität zum Thema zu machen. So befürworten wir *zweitens* einen weiten Erklärungsbegriff, wie wir ihn etwa bei Andrew Abbott finden. Wenn wir »Erklärung« sagen, optieren wir somit nicht apriori für das deduktiv-nomologische Hempel-Oppenheim-Schema, das oft hinter diesem Erklärungsbegehren vermutet wird. Um uns von kausaltheoretischen Reduktionismen auf linear-ahistorische Gesetze abzusetzen, sprechen wir deshalb zunächst einmal konsequent von Vorgängen der Verursachung, nicht von invarianten Ursache-Wirkung-Kopplungen, wie es jenes Schema nahelegt.

*Drittens* schließlich nehmen wir eine epistemologische Haltung zu der uns umgebenden Welt ein, die wir in Anlehnung an Anton Friedrich Koch als hermeneutischen Realismus begreifen.<sup>18</sup> Unsere Position ist, dass eine reale Welt unabhängig davon existiert, wie wir sie deuten, dass diese Realität aber nicht unabhängig davon existiert, dass wir sie deuten. Wir existieren in ihr zusammen mit anderen, die

---

18 Koch, Hermeneutischer Realismus.



sie ebenfalls interpretieren. Forschungspraktisch gewendet ergibt sich daraus eine analytische Perspektive, die im Kern eine übersetzende ist. Erkenntnis basiert wesentlich darauf, die uns umgebende Realität zu lesen und in unsere Wortsprachen zu übersetzen, sodass wir sie gleichsam durch unser übersetzendes Lesen als solche konstruieren. Jede Frage, was mit Blick auf ein konkretes Geschehen der Fall ist, beantworten diejenigen, die eine solche Frage bearbeiten, somit mit einer vorläufigen Konstruktion, die sich letztlich gegen andere Konstruktionen bewähren muss. Das übersetzende Lesen als Realitätszugang ist im Kern ein »Casing«, um den treffenden Begriff von Charles C. Ragin zu verwenden.<sup>19</sup> Ragin hebt damit hervor, dass wir in der Sozialforschung – und auf diese bezieht er sich – das, was der Fall ist, nicht einfach vorfinden, sondern ein Phänomen zu dem machen, als das wir es schließlich begreifen. Was der Fall ist, hängt davon ab, wie wir vorgehen, um etwas als Fall zu behandeln. Kausalannahmen sind für gewöhnlich Teil dieser Konstruktion. In das Casing fließen narrativ bestimmte Prämissen über die Verursachung des interessierenden Phänomens ein – über sein Causing.

## Gegen eine vorschnelle Verabschiedung kausalen Erklärens

»Beschreiben« und »Erklären« lassen sich nur mit argumentativer Mühe als Gegensatz behandeln. Die Neuere Gewaltsoziologie hat – wie soeben erläutert – zumindest implizit immer wieder versucht, einen solchen Gegensatz nahezulegen. Überzeugend war und ist das nicht, allein deshalb nicht, weil dieser vermeintliche Gegensatz auf einem merkwürdig eingeschränkten Verständnis von kausaler Er-

---

19 Ragin, »Casing« and the Process of Social Inquiry«; siehe dazu auch Wagenknecht / Pflüger, »Making Cases. On the Processuality of Casings in Social Research«.

klärung beruht. Schon Wolfgang Stegmüller, der großen Sympathie gegenüber den erkenntnistheoretischen Prämissen etwa der qualitativen Sozialforschung gewiss unverdächtig, hat bekanntlich mindestens neun Bedeutungshorizonte von »Erklärung« identifiziert und – nebenbei bemerkt – zugleich allen Versuchen, einen gemeinsamen Nenner zu finden, eine direkte Absage erteilt.<sup>20</sup> Zwar denken Philosophen und empirisch arbeitende Wissenschaftler, schreibt Stegmüller<sup>21</sup>, beim Thema »Erklärung« wohl als Erstes an (1) eine kausale Erklärung von Vorgängen oder Tatsachen. Das wäre jedoch nicht erschöpfend. Weitere Bedeutungen sind (2) die Erläuterung eines Wortes, (3) die Interpretation eines Textes, (4) die Korrektur einer für falsch gehaltenen Interpretation, (5) die Beseitigung einer Diskrepanz zwischen Glauben und Wahrnehmung, (6) die moralische Rechtfertigung, (7) die detaillierte Schilderung, (8) die Darstellung, wie man etwas macht, und schließlich (9) die Funktionserklärung, die »näher verwandt« mit Kausalerklärungen von Vorgängen oder Tatsachen ist (mit der Position 1 also), wie Stegmüller extra hervorhebt.<sup>22</sup> Funktionserklärungen beziehen sich auf die inneren Wirkungszusammenhänge komplexer Gebilde, deren »verhältnismäßig umfangreiche Darstellung« in der Regel Kausalerklärungen einschliesse. En passant charakterisiert Stegmüller dabei die grundsätzliche Form funktionalen Erklärens, die ihm zufolge darin besteht, einzelne Tatsachen und Vorgänge als regelmäßige Manifestationen eines komplexen Gebildes zu schildern, die wiederum zu seinem Funktionieren beitragen.<sup>23</sup>

---

20 Stegmüller, Erklärung Begründung Kausalität, Bd. I, S. 110–112.

21 Ebd., S. 110.

22 Ebd., S. 112.

23 Vgl. Stinchcombe, Constructing Social Theories, S. 80–100. Lesenswert im Übrigen dazu die harschen Kritiken an Stinchcombes Funktionalismusargument aus konfliktsoziologischer (Randall Collins) und methodologisch-individualistischer Perspektive (Jon Elster) sowie insbesondere Stinchcombes Repliken (Collins, »Sociology-Building«; Stinchcombe, »Reply to Collins«; Elster, »Funktionalistische Erklärung in der Soziologie«; Stinchcombe, »Is the Prisoners' Dilemma all of Sociology?«).

Die Differenz von funktionalen und kausalen Perspektiven, die in Stegmüllers Bedeutungsanalyse anklingt, markiert einen weiteren zentralen Diskussionsstrang, der das kontroverse Verhältnis der Sozialwissenschaften zu Fragen der Kausalität belegt. Die zunehmende Skepsis gegenüber Kausalaussagen ist kein Privileg interpretativer Ansätze der Sozialforschung, die der zu Beginn dieses Kapitels zitierte Martyn Hammersley in seiner Studie vor Augen hat.<sup>24</sup> Funktionalistische Ansätze tun sich in der Kritik an Kausalerklärungen ebenso hervor – und das zunächst oftmals in engerem Kontakt mit wissenschaftsphilosophischen und -theoretischen Argumenten. Im Interpretativen Paradigma erfahren Kausalerklärungen in erster Linie deswegen Ablehnung, weil Vertreterinnen etwa des Symbolischen Interaktionismus oder der Ethnomethodologie sie mehr oder weniger explizit mit der deduktiv-nomologischen Forschungslogik entlang des Hempel-Oppenheim-Schemas identifizieren, das ihnen als der leibhaftige »Gottseibeius« gilt. Die funktionalistische Kritik an Kausalanalysen entzündet sich hingegen vor allem daran, dass der Kausalitätsbegriff notorisch schwierig zu definieren und Kausalbeziehungen jenseits von Laborbedingungen allemal schwer zu bestimmen sind. Und diese Kritik hat eine recht lange Vorgeschichte.

Als Vertreter einer am Modell der Naturwissenschaften orientierten Wissenschaftsphilosophie beobachtet Ernst Mach erstmals bereits 1905, dass von den Begriffen »Ursache« und »Wirkung« in den Naturwissenschaften immer seltener Gebrauch gemacht wird. Es mangle ihnen an Schärfe, sie seien nur sehr vorläufig und bezeichneten einen Sachverhalt äußerst unvollständig. »Sobald es gelingt, die Elemente der Ereignisse durch meßbare Größen zu charakterisieren, was bei Räumlichem und Zeitlichem sich unmittelbar, bei anderen sinnlichen Elementen aber doch auf Umwegen ergibt, läßt sich die Abhängigkeit der Elemente voneinander durch den Funktionsbegriff viel vollständiger und präziser darstellen, als durch so wenig be-

---

24 Hammersley, *The Limits of Social Science*, S. 19.

stimmte Begriffe wie Ursache und Wirkung«, schreibt Mach auch noch fünfzehn Jahre später.<sup>25</sup>

Mach formuliert eine Position, die sich in dieser Zeit durchaus auch in anderen theoretischen Lagern findet. In sehr viel systematischerer Form als Mach plädiert etwa Ernst Cassirer in seinem 1910 erschienenen Buch *Substanzbegriff und Funktionsbegriff* für ein relationales Funktionsdenken,<sup>26</sup> das sowohl der natur- als auch der kulturwissenschaftlichen Begriffsbildung wirklichkeitsnähere Analysemöglichkeiten eröffne als das bislang übliche Kausaldenken.<sup>27</sup> Insbesondere hätte das Denken in *funktionalen* Beziehungen gegenüber *kausalen* den Vorteil, dass »Mannigfaltigkeiten, die für die Anschauung schlechthin ungleichartig sind [...], in eins gesetzt werden [könnten], wenn und sofern sie Beispiele und Ausprägungen derselben Regeln der Verknüpfung darboten«. <sup>28</sup> Cassirer behauptet deshalb und im Anschluss daran, dass Kausalität nur eine mögliche Relation von Elementen unter vielen sei, Relationen damit nicht per se als kausal bestimmt werden könnten und müssten.<sup>29</sup>

In der jüngeren Soziologie ist es vor allem Niklas Luhmann, der dezidiert kausalitätskritisch argumentierte. Luhmann, der Cassirer früh gelesen hat<sup>30</sup>, teilt die Vorbehalte gegenüber Vorstellungen gleichsam invarianter und gesetzesmäßiger Kausalität, die in ihrer basalsten Form durch Feststellungen der Art »A bewirkt B« auftritt.<sup>31</sup> Jede Wirkung habe unendlich viele Ursachen, jede Ursache unendlich viele Wirkungen, gibt Luhmann zu bedenken. »Dazu kommt, daß jede Ursache in unendlicher Weise mit anderen kombiniert oder durch andere ersetzt werden kann, woraus sich entsprechend vielfältige Unterschiede im Bereich der Wirkungen ergeben. Schließlich

---

25 Mach, Erkenntnis und Irrtum, S. 278.

26 Cassirer, Substanzbegriff und Funktionsbegriff, S. 19 ff.

27 Ebd., S. 241 ff.

28 Ebd., S. 270–271.

29 Ebd., S. 335.

30 Müller, »Ernst Cassirer (1874–1945)«.

31 Luhmann, »Funktion und Kausalität«, S. 11.

kann jeder Kausalprozeß sowohl in sich selbst unendlich geteilt als auch in unendliche Fernen verfolgt werden.«<sup>32</sup> Er steuert deshalb in Absetzung vom üblichen Kausaldenken auf einen methodischen Äquivalenzfunktionalismus zu, für den die Theorie sozialer Systeme die geradezu »berufene« sachliche Ergänzung sei, wie Luhmann schreibt.<sup>33</sup> Äquivalenzfunktionalistisches Denken geht weder von invarianten Systemrelationen noch von substanziellen Bestandsvoraussetzungen komplexer sozialer Gebilde aus. Es dient vielmehr dazu, in vergleichender und kontrafaktischer Absicht empirische Möglichkeiten der Relation von Systemelementen zu durchdenken. Dazu zählen auch *mögliche* Kausalbeziehungen. Es soll jedoch auch davor schützen, Systemrelationen per se für Kausalbeziehungen zu halten. Der Äquivalenzfunktionalismus »verwendet diejenigen Ursachen oder Wirkungen, die aus lebenspraktischen oder theoretischen Gründen einen Brennpunkt des Interesses bilden, als funktionale Bezugsgesichtspunkte, das heißt: Er benutzt sie als konstanten Ausgangspunkt für die Frage nach äquivalenten Kausalbeziehungen. Setzt man eine Wirkung als Bezugsproblem an, ordnet sich in bezug darauf ein bestimmtes Ursachenfeld.«<sup>34</sup> Die äquivalenzfunktionalistische Methode schließt – um es nochmals zu wiederholen – Kausalitäten somit nicht aus, systemtheoretisch betrachtet ist Kausalität jedoch allenfalls ein Anwendungsfall für das Denken in funktionalen Möglichkeiten. Das gilt gleichermaßen für die funktionale Analyse individuellen oder kollektiven Handelns. Natürlich könne man dieses Handeln kausal auslegen oder zurechnen. Man müsse sich aber klarmachen, dass man den Sinn dieses Handelns dabei nur aus seinem Verhältnis zu anderen Möglichkeiten interpretieren könne.<sup>35</sup> Luhmann ist an dieser Stelle alles andere als zuversichtlich, dadurch die kausale Verursachung dieses Handelns dingfest machen zu können.

---

32 Ebd., S. 16.

33 Luhmann, »Funktionale Methode und Systemtheorie, S. 38.

34 Ders., »Funktion und Kausalität«, S. 17.

35 Ebd., S. 26.

Die hier kurz referierte Skepsis sowohl von interpretativen Ansätzen gegenüber einer nomologisch-deduktiven Forschungslogik als auch von funktionalen Ansätzen gegenüber invarianten Ursache-Wirkung-Relationen hat zweifellos gute Gründe. Wie von Trothas Ablehnung eines »Ursachenreduktionismus« steht diese Skepsis jedoch kaum noch in Kontakt mit Diskussionen über Kausalität und Kausalerklärungen, die in der Philosophie und der Wissenschaftstheorie seit einigen Jahrzehnten immer intensiver und durchaus affirmativ geführt werden.<sup>36</sup> Von einer Verabschiedung des Kausalitätsbegriffs und einer breiten Zurückweisung der Idee der kausalen Erklärung kann dort überhaupt nicht die Rede sein.<sup>37</sup> Besonders auffällig ist in all diesen von der Soziologie nur selten zur Kenntnis genommenen Debatten der weitgehende Verzicht auf einen nomologischen Kausalbegriff. Demzufolge ist es also nicht zwingend erforderlich, auf Gesetze und All-Aussagen zurückzugreifen, um über Kausalität nachzudenken<sup>38</sup>, wie vor allem Donald Davidson, ein herausragender Vertreter der analytischen Philosophie, immer wieder hervorgehoben hat.<sup>39</sup> Die Alternativen sind durchaus zahlreich,<sup>40</sup> wobei sich wohl singularistische Kausalitätstheorien am weitesten von Gesetzesvorstellungen entfernen. Sie lenken das Augenmerk auf

---

36 Keil, Handeln und Verursachen, S. 3. Vgl. jüngst auch – aus ganz anderen Wissenschaftsdisziplinen kommend: Pearl/MacKenzie, *The Book of Why*.

37 So hat schon Robert Musil gegenüber Mach eingewendet, dass es irgendetwas geben müsse, das über bloß funktionelle Abhängigkeiten hinausweise. Mach – so seine Kritik – würde nur logische Notwendigkeiten sehen und darüber reale Abhängigkeiten ignorieren (Musil, *Beitrag zur Beurteilung der Lehren Machs und Studien zur Technik und Psychophysik*, S. 88).

38 Little, »On the Scope and Limits of Generalizations in the Social Sciences«.

39 Davidson, »Hempels Auffassung der Erklärung von Handlungen«.

40 Rainer Schützeichel unterscheidet dazu allein zwischen probabilistischen, kontrafaktischen, singularistischen, prozessualen, transferorientierten, dispositionalen und interventionistischen Kausalitätstheorien; vgl. Schützeichel, *Grundlagen der Sozialwissenschaften*.

kausale Relationen zwischen konkreten, singulären Ereignissen – Kausalität besteht also auch dann, wenn es keine Regularitäten über diverse Ereignisrelationen hinweg gibt. Das schließt nicht aus, von kausalen Gesetzen zu reden, die von einzelnen Vorgängen und Sachverhalten abstrahieren. Die Gesetze sind nur nicht konstitutiv dafür, um Ereignisverkettung als kausal zu bezeichnen.<sup>41</sup>

»Erklären« heißt also – das kann man mittlerweile fast schon einen wissenschaftstheoretischen und -philosophischen Konsens nennen – mehr und anderes, als nomologisch mit »Wenn-dann«-Sätzen, Brückenhypothesen und Randbedingungen zu hantieren, wie es im Hempel-Oppenheim-Schema geschieht. Schon John Dewey wusste, dass kein unumstrittenes Verständnis von Gesetzen existiert.<sup>42</sup> Im Umkehrschluss heißt das aber auch, dass uns ein Königsweg des Erklärens in dieser Perspektive schon allein deswegen verschlossen bleibt, weil wir wissenschaftstheoretisch über keine konsensfähige und ein-eindeutige Definition für kausalitätsbasierte Erklärungen verfügen. Nicht zuletzt um uns von kausaltheoretischen Reduktionismen auf linear-ahistorische Gesetze à la Hempel-Oppenheim abzusetzen, sprechen wir – um es zu wiederholen – mit Blick auf Erklärungen von Gewalt deshalb zunächst einmal konsequent von Vorgängen der Verursachung<sup>43</sup>, nicht von Ursachen. Der Begriff der Ursache suggeriert, dass sich Erklärungen mit *dem* passenden analytischen Instrumentarium unzweideutig und für jeden einsichtig aus einem sozialen Geschehen herauspräparieren lassen. Was vordergründig als Entdeckung einer zentralen Ursache für einen Sachverhalt gilt, ist aber stets das Resultat theoretischer »Präfabrikationen«<sup>44</sup>, die externe Beobachtende an ein Geschehen herantragen. Genau für solche immanenten Kausalitäten eines Geschehens sensibilisiert das

---

41 Vgl. ebd.; siehe auch Anscombe, »Causality and Determination«; Ducasse, »On the Nature and the Observability of the Causal Relation«; Dullstein, Verursachung und kausale Relevanz; Tooley, »Laws and Causal Relations«.

42 Hampe, Eine kleine Geschichte des Naturgesetzbegriffs, S. 152.

43 Lewis, »Causation«.

44 Martin, The Explanation of Social Action, S. IX.

Konzept der Verursachung, wenngleich es eine unhintergebar beobachterabhängige Kategorie bleibt. Es erlaubt – wie oben schon betont – einen »hermeneutischen Realismus«<sup>45</sup>, der auf die semantische Behauptbarkeit von intersubjektiv nachvollziehbaren Kausalaussagen abzielt. Wir plädieren somit für ein weites Verständnis sozialwissenschaftlichen Erklärens.

## Für ein weites Verständnis von Erklären

Die Pointe des Verweises auf die recht große Variation von Kausalitätstheorien ist, dass man Erklärungen (gerade auch kausale) durchaus akzeptieren kann, ohne dafür direkt ins Lager einer deduktiv-nomologischen Wissenschaftsauffassung überzuwechseln. Man gewinnt – so unsere These – somit eine gewisse Freiheit und Offenheit, um zu begreifen, was Gewaltforscher tun, wenn sie über Gewalt schreiben oder gar direkt behaupten, Gewalt zu erklären. Ebenso erstrecken sich Freiheit und Offenheit darauf, selbst Erklärungen zu formulieren.

(Kausales) Erklären kann somit auf diverse Arten erfolgen. Es handelt sich, das haben wir bereits angedeutet, um eine Position, die mit Blick auf die Sozialwissenschaften vor allem von Andrew Abbott vertreten wird. Neben »syntaktischen« Wenn-Dann-Erklärungen, die am ehesten einem Kausalitätsverständnis von gesetzesmäßigen Ursache-Wirkung-Relationen nahekommen, unterscheidet er mindestens noch zwei weitere – und zwar wirklich ganz anders gelagerte und ansetzende – »Erklärungsprogramme«, die er in den Sozialwissenschaften für üblich und auch für vertretbar hält.<sup>46</sup> »Semantische Erklärungen« übersetzen ein Phänomen in einen anderen Kontext. Das ist etwa im Werk von Pierre Bourdieu der Fall, wenn er die Funktionsweise von kulturellen Feldern letztlich dadurch erklärt, dass er

---

<sup>45</sup> Koch, Hermeneutischer Realismus.

<sup>46</sup> Abbott, *Methods of Discovery*, S. 3–40.



sie in die Sprache der ökonomischen Sphäre übersetzt, dass er also von kulturellem Kapital spricht, dessen Akkumulationslogik so ähnlich funktioniere wie ökonomisches Kapital.<sup>47</sup> »Pragmatische Erklärungen«<sup>48</sup> zielen dagegen auf manipulierbare und gewissermaßen tiefer liegende Variablen, die ein Phänomen konstituieren, sodass die intervenierenden Forscher eine Veränderung des Oberflächenverhaltens durch die Manipulation seiner grundlegenden Struktur herbeiführen können, so etwa, wenn man – aus einer marxistischen Perspektive argumentierend – durch eine Änderung der ökonomischen Struktur, also der sogenannten »Basis«, auch eine Änderung des sozio-kulturellen »Überbaus« erwartet.

Abbotts weitreichende Auffächerung von sozialwissenschaftlichen Erklärungsprogrammen sensibilisiert nochmals dafür, dass Erklären nicht zwangsläufig und alternativlos, wie oftmals irrigerweise angenommen wird, gleichsam lineare Ursache-Wirkung-Kopplungen bezeichnet, sondern komplexe Wirkzusammenhänge adressiert. Sie haben im sozialen Leben selten die Gestalt ahistorischer Gesetze. Allenfalls weisen sie Regelmäßigkeiten auf. Gleichzeitig ist die Auffächerung von Erklärungsprogrammen, die Abbott vornimmt, zu grobschlächtig, um einzelne empirische Studien daraufhin zu befragen, wie sie soziale Phänomene erklären – so wie wir es im nächsten Kapitel mit gewaltsoziologischen Werken vorhaben. Hierbei helfen Ausführungen von Daniel Little sehr viel mehr, unterscheidet er doch deutlich feiner auch zwischen »Theorien« und »Typen« soziologischen Erklärens.<sup>49</sup> Die uns hier allein interessierenden *Theorien* soziologischen Erklärens fragen alle danach, welche Einheiten primär oder

---

<sup>47</sup> Eine solchermaßen semantische Erklärung liegt nach Abbott schließlich auch dann vor, wenn Ethnografen, seien es Ethnologinnen oder Soziologen, ein spezifisches Phänomen in einen größeren Kontext einordnen: »The *semantic* program explains the world of social particulars by assimilating it to more and more general *patterns*, searching for regularities over time or across social space« (ebd., S. 28; Hervorh. im Original).

<sup>48</sup> Vgl. ebd., S. 9–10.

<sup>49</sup> Little, »Philosophy of Sociology«, S. 301.

sogar ausschließlich zur Erklärung sozialer Sachverhalte dienen (z. B. rationale Akteure oder Funktionen). Erklärungstheorien sind somit vom *Explanans her gedacht* und im Wesentlichen gegenstandsoffen, wobei sich Little zufolge in den Sozialwissenschaften aktuell sechs dieser Erklärungstheorien ausmachen lassen: (1) inferenzstatistisches Erklären, in der US-amerikanischen Methodologiediskussion für gewöhnlich auch »Standard Causal Analysis« (SCA) genannt, mit dem explanatorischen Primat auf der Korrelation von Variablen, wobei gleichwohl umstritten ist, ob die vorliegenden Korrelationsanalysen tatsächlich auch kausale Aussagen erlauben; (2) intentionales Erklären mit der explanatorischen Exklusivität rationaler Akteure und ihren ebenso rational rekonstruierbaren Handlungsabsichten; (3) funktionales Erklären mit dem Primat von Funktionen, wobei eben Phänomene aus Funktionserfordernissen erklärt werden; (4) mechanismisches Erklären mit dem Primat sozialer Mechanismen bzw. klar benennbarer und wiederkehrender Wirkzusammenhänge zwischen Ereignissen und Sachverhalten, die ein bestimmtes Phänomen produzieren und damit erklären; (5) hermeneutisches Erklären mit der Exklusivität sinnverstehender Individuen und ihrer Situationsdefinitionen in lokalen Interaktionen, womit sich dieser Typus deutlich von den unter Punkt 2 beschriebenen Rational-Choice-Ansätzen unterscheidet; sowie (6) narratives Erklären mit dem Primat der konkreten zeitlichen Dramaturgie eines sozialen Geschehens, die seine Struktur bestimmt.<sup>50</sup>

---

50 Mit der sechsstelligen Unterscheidung von Entscheidungstheorien lehnen wir uns einerseits recht eng an Little an; vgl. Little, »Philosophy of Sociology«. Andererseits handelt es sich auch hier wiederum um eine grobe Heuristik. Insbesondere mit Blick auf mechanismisches Erklären ist zu betonen, dass die sechs Erklärungstheorien nicht trennscharf unterschieden werden können. So spricht Little anstatt von mechanismischen ganz allgemein von kausalen Erklärungen, wenngleich er »sozialen kausalen Mechanismen« hier den explanatorischen Primat zuweist. Er lässt jedoch außer Acht, dass andere Erklärungstheorien sehr wohl über eigenständige und mitunter sehr elaborierte Kausalitätskonzeptionen verfügen, die

Es geht uns hier jedoch gar nicht darum, wie erschöpfend Little die empirische Sozialforschung für seine Aufstellung gesichtet hat und ob sich die von ihm gelisteten Erklärungstheorien und -typen trennscharf unterscheiden lassen. Littles Ergebnisse sollen uns lediglich sensibilisieren für das, was Sozialforscherinnen – und zwar implizit oder explizit – tun, wenn sie über Gewalt schreiben und sie zu erklären versuchen. Unsere Annahme ist, dass sie durch ihr Casing von Gewalt gleichsam ein Causing schon mitbehaupten<sup>51</sup> – wobei sich dann vor allem die Frage stellt, ob die jeweiligen Autorinnen konsequent an ihrem Erklärungsmodell festhalten (können), ob sie es klar ausformulieren, ob es Brüche in der Argumentation gibt und vor allem auch, welche Schwächen sie sich einkaufen dadurch, dass sie auf ein ganz bestimmtes Erklärungsmodell setzen. Um dieses Causing-im-Casing zu rekonstruieren, kehren wir im Grunde zu Alexandrines Narrativ zurück. Es lenkt das Augenmerk, so haben wir anfänglich argumentiert, auf drei zentrale Fragen des Erklärens, auf die Frage (1) nach dem Zusammenhang von Kausalität und Erklärung, auf die Frage (2) nach dem empirischen Verhältnis zwischen einzelnen Ereignissen und dem sie um- und übergreifenden Geschehen sowie auf die Frage (3) nach der explanatorischen Relevanz der tempo-

---

zur Erklärung sozialer Sachverhalte beitragen; siehe z. B. zur »lokalen Kausalität« hermeneutisch-interpretativen Erklärens Pouliot, »Practice Tracing«.

- 51 »First, as a research strategy, case studies imply a break with the immediate experience that is highlighted by the question: ›What is this a case of?‹. Researchers are not passive; they engage in ›casing‹, and in so doing they hope to overcome the epistemological obstacles that stem from conventional categorizations. Second, case studies are shaped by an explicit effort of theory construction. Third, case studies are not based only on assumptions about actors' goals and preferences. An in-depth empirical investigation using different types of data-gathering methods and procedures, like process tracing, is a key component of case study research« (Vennesson, »Case Studies and Process Tracing. Theories and Practices«, S. 229). Vgl. auch Luhmann, »Was ist der Fall?« und »Was steckt dahinter?«; Baur, »Kausalität und Interpretativität«.

ralen Ordnung erklärungsbedürftiger Phänomene. Die drei Fragen leiten uns gleichsam an, die in der sozialwissenschaftlichen Gewaldforschung vorfindbaren kausalen Heuristiken mit all ihren Problemen zu identifizieren und nachzuvollziehen.

### 3. Kausale Heuristiken der Gewaltforschung – und ihre Probleme

Die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung ist mittlerweile ein weites Feld, eine – um es mit dem im letzten Kapitel vorgestellten Begriff zu sagen – recht große Ökologie, in dem sich selbstverständlich eine ganze Reihe von Autoren bewegen, die das Problem der Gewalt mit diversen Argumenten thematisieren. Es wäre jedoch voreilig, die Lage als unübersichtlich zu bezeichnen. Es ist schließlich gut zu erkennen, *welche* Sozialwissenschaftlerinnen einflussreicher waren und sind als andere und damit in forschungsleitender Hinsicht Wegmarken setzten, denen andere bereitwillig folgten (und immer noch folgen).<sup>1</sup>

Unsere These ist, dass es in der Ökologie der Gewaltforschung drei typisierbare Forschungsstränge gibt, jene von uns so genannten Heuristiken, die sich in erster Linie dadurch voneinander unterscheiden, dass sie *auf eine ganz bestimmte Weise* erklären oder auf das Erklärungsproblem zugehen. Wie wir jedoch zeigen möchten, sind alle drei Heuristiken in sich defizitär, stehen sie immer wieder vor nicht zu lösenden theoretischen Schwierigkeiten, was wir an zentralen und gewissermaßen schulbildenden Arbeiten von Autorinnen der Gewaltforschung verdeutlichen. Wir haben den Heuristiken jeweils einen Namen gegeben, der sich daraus ableiten lässt, welche Elemente

---

1 Hauffe/Hoebel, »Dynamiken soziologischer Gewaltforschung«, S. 372–373.

den heuristischen Kern der jeweiligen Erklärungsstrategie bilden bzw. welche Elemente besonders intensiv oder kritisch diskutiert werden, um zum »Erklärungsbegehren« Stellung zu beziehen. Wir beginnen mit einer Heuristik, bei der die Handlungsmotive der Beteiligten im Mittelpunkt stehen.

## Motive – oder: Warum übt jemand Gewalt aus?

Selbstverständlich liegt es bei der Erklärung von sozialen Handlungen, und damit auch von Gewalthandlungen, nahe, sich mit den Motiven der Beteiligten zu beschäftigen. Die Prämisse ist, dass sich ohne einen genauen Blick auf Handlungen und ihre Verkettungen und damit auch auf die dabei verfolgten Handlungsmotive keine plausiblen Erklärungen finden lassen. Wie sich aber zeigen wird, stoßen solche Versuche auf erhebliche Schwierigkeiten, türmen sich Probleme dort auf, wo man sie eigentlich nicht vermutet hätte.

## Gewaltableitungen und Motivzuschreibungen

Mit seiner Studie »The Logic of Violence in Civil War« aus dem Jahr 2006 hat Stathis Kalyvas eine der meistdiskutierten und beeindruckendsten Arbeiten der jüngeren Gewaltforschung vorgelegt. Er konzentriert sich hier auf den Bürgerkrieg im nordöstlichen Teil des Peloponnes zur Zeit der Okkupation Griechenlands durch die deutsche Wehrmacht. Die Analyse besticht nicht nur durch ihre Empirienähe, denn Kalyvas hat die Archive akribisch nach Gewaltereignissen noch in kleinsten Dörfern durchforstet. Sie hat auch deshalb so viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen, weil ihr Autor mit einem hohen theoretischen Anspruch argumentiert. Er trifft dabei im Wesentlichen fünf Unterscheidungen und Vorentscheidungen.

*Erstens* trennt Kalyvas strikt zwischen dem Bürgerkrieg einerseits und der Gewalt im Bürgerkrieg andererseits, um die naheliegende,

gleichwohl extrem irreführende Annahme zurückzuweisen, wonach Bürgerkriege einen einheitlichen Gewaltkomplex darstellten.<sup>2</sup> Er betont vielmehr, dass Bürgerkriegsgewalt in der Regel regional variiert, weshalb man zwischen Zentren und Peripherien des Gewaltgeschehens unterscheiden sollte. Diese Einsicht führt dann, *zweitens*, fast schon zwangsläufig zu der von Kalyvas artikulierten Skepsis gegenüber allzu großflächig arbeitenden Analysen zu Bürgerkriegen. Die makroskopische Analyse negiere nicht selten die zuvor angemahnten Differenzierungen zwischen Regionen, zwischen Zentren und Peripherien, und unterstelle zudem uniform auftretende Akteure<sup>3</sup>, die sich – vermeintlich – überall gleich verhalten, eine Annahme, die zu widerlegen Kalyvas mit seiner Empirie zum griechischen Fall antritt. *Drittens* besteht Kalyvas auf der wichtigen Unterscheidung zwischen Gewalt als Ergebnis und Gewalt als Prozess, womit er darauf aufmerksam macht, dass die Ursachen für den Ausbruch eines Bürgerkrieges mitnichten identisch sein müssen mit den Ursachen der Gewalt, die sich in seinem Verlauf ereignet.<sup>4</sup> *Viertens*, und mit dem letzten Punkt zusammenhängend, wendet sich Kalyvas gegen ideologische oder ethnisch-identitäre Deutungen der Bürgerkriegsgewalt, aber auch gegen eine allzu starke Betonung ihrer expressiven Aspekte.<sup>5</sup> Er macht vielmehr eine instrumentelle Perspektive stark, wobei er einem nicht allzu strikt ausbuchstabierten Rational-Choice-Ansatz folgt. Gewalt in der Bürgerkriegssituation ist Kalyvas zufolge ein kalkuliertes Mittel, das sich gerade nicht aus politischen, ethnischen, religiösen oder vergleichbaren Überzeugungen herleiten lässt. Eben weil die Identitäten in Bürgerkriegssituationen so klar geschnitten, abgrenzbar und stabil nicht sind, ist es laut Kalyvas wenig hilfreich, aus eben diesen Identitäten irgendwelche Handlungsmotive ableiten zu wollen, mithin Motive der Gewaltanwendung. Obwohl Kalyvas sich mehrfach dafür ausspricht, die Motivfrage in der For-

---

2 Kalyvas, *The Logic of Violence in Civil War*, S. 6.

3 Ebd., S. 10.

4 Ebd., S. 20–21.

5 Ebd., S. 24 ff.; S. 47.

sung zu Bürgerkriegsgewalt auszuklammern<sup>6</sup>, kann er selbst freilich nicht ganz auf Motive verzichten. Das liegt in erster Linie daran, dass er in der theoriegeleiteten Konstruktion seines empirischen Feldes nicht ohne bestimmte Minimalannahmen darüber auskommt, weswegen die Beteiligten überhaupt zu Gewalt greifen. Kalyvas zufolge setzen die Akteure dort Gewalt als Mittel ein, wo sie die Chancen sehen, soziale Meso- und Makroordnungen zu ihren Gunsten zu gestalten. Wie Kalyvas nämlich *fünftens* aufzeigt, geht es bei Bürgerkriegsgewalt im Wesentlichen um territoriale Kontrolle, wofür Informationen und ihre Gewinnung von entscheidender Bedeutung sind. Er arbeitet ein erstaunliches Muster heraus: Je höher die Kontrolle einer Bürgerkriegspartei über ein Gebiet ist, desto weniger neigt sie dazu, hier Gewalt gegen potenzielle Gegner einzusetzen. Die Kontrahenten nutzen Gewalt allenfalls sehr fokussiert und damit sparsam-selektiv, weil man – im Besitz der territorialen Oberhoheit – genaue Informationen über einen potenziellen Gegner hat, der unschwer zu identifizieren ist, sodass sich ein *massiver* Gewalteininsatz oft nicht wirklich lohnt (»selective violence«). Ganz anders sieht es hingegen aus in Gebieten, die keine der Bürgerkriegsparteien eindeutig kontrolliert. Hier ist Kalyvas zufolge »willkürliche Gewalt« (»indiscriminate violence«) an der Tagesordnung, weil die Angreifer über keine klaren Informationen verfügen, wer und wo der Feind ist, sodass der Gewalteininsatz notwendig immer auch Unbeteiligte trifft, was aber deshalb in Kauf genommen wird, weil der mit der Gewalt einhergehende Terror vermeintlich dazu verhilft, die Dominanz und Kontrolle im bislang umkämpften Gebiet dann doch zu erreichen. An dieser Stelle argumentiert Kalyvas dezidiert spieltheoretisch, wodurch es ihm gelingt, Zonen je unterschiedlicher Gewaltsamkeit zu identifizieren und voneinander abzugrenzen. Gewalt ist in dieser Perspektive primär eine Nützlichkeitsfunktion territorialer Kontrolle.<sup>7</sup>

---

6 Ebd., S. 101.

7 So die treffende Formulierung von Wydra, »Reviewed Work: ›The Logic of Violence in Civil War‹ by Stathis N. Kalyvas«, S. 348.



Kalyvas verdichtet seine innovativen methodischen und theoretischen Annahmen zu einer äußerst informativen Studie. Es ist jedoch rätselhaft, warum er nach kritischer Sichtung einer enormen Literaturmenge eine durchaus überzeugende Bürgerkriegsdefinition vorlegt, der von ihm untersuchte Fall Griechenlands jedoch nicht recht zu dieser Definition passen will. Wenn man Bürgerkrieg – so wie Kalyvas – begreift »as an armed combat within the boundaries of a recognized sovereign entity between parties subject to a common authority at the outbreak of the hostilities«<sup>8</sup>, dann dürfte es nicht ganz einfach sein, den griechischen Fall darunter zu subsumieren.<sup>9</sup> Die Lage war dort nicht so eindeutig, wie es die Definition erfordert. Wer war mit dem Einmarsch der Achsenmächte im April 1941 der Souverän, wer war hier auf welcher Seite, nachdem das Königreich Griechenland faktisch aufgehört hatte zu existieren? Ein Bürgerkrieg gemäß der vorgeschlagenen Definition findet sich bis 1944 nicht. Doch dieser Periode entnimmt Kalyvas seine Daten. Das Casing, das Kalyvas unternimmt, hat somit den Makel, dass die damit erzielten Ergebnisse zwar durchaus valide für die griechische Situation sein mögen<sup>10</sup>, es aber zweifelhaft ist, welche Aussagekraft sie für Bürgerkriege insgesamt haben. Das ist kein unwesentlicher Kritikpunkt an

---

8 Kalyvas, *The Logic of Violence in Civil War*, S. 5; vgl. auch S. 17.

9 Rožič / Verovšek, »Reviewed Work: ›The Logic of Violence in Civil War‹ by Stathis N. Kalyvas«, S. 115. Eine Lösung bestünde darin, von einem »Besatzungsbürgerkrieg« zu sprechen, wie Alexander Korb mit Blick auf Kroatien in der Zeit zwischen 1941 und 1945 vorgeschlagen hat; vgl. Korb, *Im Schatten des Weltkriegs*, S. 13. Das unterdrückt gleichwohl nicht die Frage, wie sehr sich die Thesen von Kalyvas überhaupt auf andere Bürgerkriege übertragen lassen.

10 Unbeachtet bleibt hier der für die Gesamtargumentation von Kalyvas nicht ganz unwesentliche Punkt, ob seine These der Kontraproduktivität von »wahlloser Gewalt« tatsächlich zutrifft (vgl. Bhavnani / Miodownik / Hyun Jin Choi, »Three Two Tango«, S. 138) und ob nicht auch in kontrollierten Territorien massive und somit »wahllose Gewalt« ausgeübt werden kann und auch wird (vgl. Sánchez-Pagés, »Reviewed Work: ›The Logic of Violence in Civil War‹ by Stathis N. Kalyvas«, S. 153).

Kalyvas' Studie. Nicht dieser soll uns jedoch hier interessieren, sondern vielmehr die Frage, wie Kalyvas Gewalt erklärt, welches Causing er also den Leserinnen anbietet. Auch wenn es sich nicht um Gewalt »in Bürgerkriegen« handelt, so findet sie doch statt – und zwar regional differenziert. Darauf zielt Kalyvas' Erklärung im Kern ab. Er formuliert somit ein vordergründig schlüssiges Argument über das empirische Verhältnis zwischen einzelnen Gewaltereignissen und dem sie um- und übergreifenden Geschehen.

Ernüchterung tritt jedenfalls schnell ein, sollte die Leserin nach den Prozessanalysen suchen, die Kalyvas zumindest in den theoretischen Anfangskapiteln seines Buches in Aussicht stellt. Sie sind schon allein deshalb nicht zu finden, weil einerseits Kalyvas, der mit Archivbeständen arbeitet und arbeiten muss, nur sehr schwer an die genauen Verläufe einzelner Gewalthandlungen oder Massaker herankommen kann und weil er andererseits die etwas fragwürdige Vorentscheidung trifft, den Bürgerkrieg und die Gewalt im Bürgerkrieg zwar in *räumlicher* Hinsicht nicht mehr als Einheit zu denken, *nicht aber in zeitlicher*. Denn für Kalyvas spielen – wie selbst eine ehemalige Ko-Autorin und freundliche Kritikerin vermerkt – die unterschiedlichen Phasen und der Verlauf des Krieges in Griechenland keine Rolle.<sup>11</sup>

Anstatt tatsächlich prozessual zu argumentieren, präsentiert uns Kalyvas immer nur die gewalttätigen *Zwischenergebnisse* eines mehrjährigen Konflikts, von denen er auf die utilitaristischen Überlegungen von Gewaltakteuren erst schließt. Weil er Gewalt als eine Art Nützlichkeitsfunktion territorialer Kontrolle begreift, bleibt die Prozesshaftigkeit des Gewaltgeschehens somit ausgeklammert, d. h., er unterstellt die kausale Transitivität dieser Abläufe, ohne sie empirisch

---

11 Balcells, »Reviewed Work: ›The Logic of Violence in Civil War‹ by Stathis N. Kalyvas«, S. 183; vgl. auch Rožič/Verovšek, »Reviewed Work: ›The Logic of Violence in Civil War‹ by Stathis N. Kalyvas«, S. 115; Tarrow, »Book Review Essay. Inside Insurgencies. Politics and violence in an Age of Civil War«, S. 592.

nachvollziehbar zu belegen. Sein von ihm selbst proklamierter methodologischer Individualismus, der darin besteht, natürliche Personen als wesentliche Handlungsträger zu begreifen, verwandelt sich unter der Hand in einen verkappten Kollektivismus, da er die innere Kohärenz organisierter Akteure nur annimmt, nicht belegt.<sup>12</sup> Denn Kalyvas unterstellt in seinem Modell, dass die Entscheidung von dazu befugten Instanzen wie Offizieren oder Partisanenführern, selektiv oder wahllos Personen zu attackieren und zu töten, gleichsam dazu führt, dass diejenigen, die schließlich schießen oder in anderer Form gewalttätig werden sollen, das ohne Weiteres auch tun. Die organisatorischen oder situativen Voraussetzungen dieser Entscheidungsübertragung einzelner Personen (oder eines begrenzten Personenkreises) auf ein größeres Kollektiv klärt Kalyvas jedoch nicht. Der Eindruck ist, dass er letztlich einem »Maschinenmodell« des Organisierens kollektiver Sozialverbände anhängt, das nicht besonders sensibel für die Kontingenz interner Kommunikationsabläufe unter den Organisationsmitgliedern ist. Dass die Beteiligten hierarchisch zueinander stehen, ist nicht gleichbedeutend damit, dass sich die Motive von Vorgesetzten zwanglos auf Untergebene übertragen, sobald sie mitgeteilt werden.<sup>13</sup> Auf dieser wenig tragfähigen Prämisse baut Kalyvas jedoch seine Erklärung von Bürgerkriegsgewalt auf. Prozessual gesehen hält er die kausale Transitivität zwischen Anweisungen und Folgebereitschaften innerhalb von Kollektiven schlicht für gegeben, obwohl eigentlich genau zu zeigen wäre, wie sie sich mit Blick darauf, dass Menschen andere gewaltsam attackieren, tatsächlich realisiert.<sup>14</sup>

---

12 Boyle, »Reviewed Work: ›The Logic of Violence in Civil War‹ by Stathis N. Kalyvas«, S. 1168.

13 Stefan Kühl, dessen Studie wir mit Blick auf die Heuristik »Konstellationen« noch eingehender diskutieren werden, hat ein solches »Maschinendenken« mit Blick auf den Holocaust eindrücklich kritisiert; vgl. Kühl, *Ganz normale Organisationen*.

14 Siehe für zwei Studien, die dezidiert an der Frage der Folgebereitschaft von Polizeimannschaften gegenüber ihren Offizieren ansetzen, wenn diese von ihnen fordern, erstmals Massenerschießungen durchzuführen, Hoe-

Der verkappte Kollektivismus ist nicht das einzige Problem in Kalyvas' Modellierung des Causing von Gewalt. So sträubt er sich einerseits, kollektive Motive heranzuziehen, um Gewalt zu erklären, die man für gewöhnlich als »Meso-« oder »Makrophänomene« bezeichnen würde, etwa solche ethnischer, ideologischer oder religiöser Natur. Andererseits kann er auf Motive als solche – wir haben es erwähnt – nicht verzichten, unterstellt er den Akteuren doch utilitaristische Handlungsabsichten, insofern sie Gewalt als Mittel zur Erreichung territorialer Kontrolle einsetzen. Kalyvas konstruiert dadurch einen explanatorischen Mikro-Makro-Link, weil er mit spieltheoretischen Überlegungen auf der Mikroebene Aussagen über Gewaltmuster auf der Meso- und Makroebene macht – also Muster im Sinne von quantifizierbaren Tötungen. Es handelt sich dabei jedoch bei genauerer Analyse nicht um eine besonders valide Erklärung von Gewalt. Es mag und kann empirisch in der Tat so sein, dass in Bürgerkriegen der instrumentelle Charakter von Gewalt für einen bestimmten Zeitraum absolut dominiert (auch wenn einige Kritiker diese These mit bedenkenswerten Argumenten bestritten haben). Ebenso wenig ist auszuschließen, dass die von Kalyvas untersuchten kämpfenden Einheiten im Bürgerkrieg in der Tat hochgradig rational handelten.<sup>15</sup> Aber selbst wenn man all diese Aspekte zugestehen würde, so ergibt sich daraus keine auf utilitaristischen *Motiven* basierende Handlungserklärung. Denn der Nutzen der Gewalt wird von Kalyvas allenfalls theoretisch deduziert. Das herangezogene empirische Material gibt mit Blick auf die Motive der gewaltanwendenden Akteure wenig her, sodass der Verdacht naheliegt, dass Kalyvas allenfalls funktionalistische Erklärungen anzubieten hat: Der Gewaltein-

---

bel, »Organisierte Plötzlichkeit. Eine prozesssoziologische Erklärung« (mit Blick auf einen empirischen Fall); ders., »Organisierte Plötzlichkeit. Timing, Territorialität und die Frage, wie aus Ordnungspolizisten Massenmörder werden« (anhand von neun Fällen in vergleichender Perspektive).

15 Birnir, »Reviewed Work: ›The Logic of Violence in Civil War‹ by Stathis N. Kalyvas«, S. 1396.

satz ergibt sich funktional aus der Notwendigkeit territorialer Kontrolle, die scheinbar bruchlos auf die Motive der Akteure und demzufolge ihre Taten durchschlägt.

Im Grunde fehlt es – das hatten wir betont – Kalyvas' Ansatz an zeitlicher Sensibilität. Sein verkappt funktionalistisches Modell basiert im Kern auf der Annahme unveränderter Motivlagen der Konfliktparteien. Konfliktverläufe generieren jedoch für gewöhnlich »sekundäre Motive«, überlagern recht zügig die Motive, welche die Konfliktentstehung begründen, wie Friedhelm Neidhardt in einer bahnbrechenden, jedoch leider abseitig publizierten Fallstudie über die Rote Armee Fraktion (RAF) argumentierte und woran Stefan Deißler jüngst noch einmal in einer Studie über die Eigendynamik von Bürgerkriegen erinnert hat.<sup>16</sup> Sollte das in Griechenland zwischen 1941 und 1944 anders gewesen sein? Darüber schweigt Kalyvas, was einigermaßen erstaunt, da er selbst etwa in seinem Aufsatz »Ethnic Defection in Civil War« davon spricht, dass der Krieg Präferenzen von Akteuren massiv ändert<sup>17</sup>, in seinem Modell zur Erklärung von Gewalt jedoch mit konstanten Nutzenerwägungen rechnet. Das sieht man auch daran, dass er merkwürdigerweise immer schon annimmt, dass Akteure allenfalls *kurzfristige* taktische Überlegungen im Hinblick auf den Gewalteininsatz anstellen, nicht jedoch strategische. Denn nur dann wird ja das (auf kurze Erwartungshorizonte bezogene) Argument plausibel, dass etwa in kontrollierten Zonen der Gewalteininsatz sparsam und selektiv erfolgen kann. Strategisch denkende Akteure könnten jedoch im Hinblick auf fernere Zukünfte auch einen sehr viel massiveren Gewalteininsatz in Erwägung ziehen, um die Gegner ein für allemal auszuschalten und die Herrschaft dauerhaft zu sichern. Das zieht Kalyvas aber nicht weiter in Erwägung, weil diese These, so ließe sich vermuten, sein spezifisches (eigentlich funktionalistisches) Erklärungsmodell unterminieren würde.

---

16 Neidhardt, »Über Zufall, Eigendynamik und Institutionalisierbarkeit absurder Prozesse«; vgl. Deißler, *Eigendynamische Bürgerkriege*, S. 49–54.

17 Kalyvas, »Ethnic Defection in Civil War«, S. 1063.

Letztlich bleibt die von Kalyvas zumindest andiskutierte Kausalität hinter dem Gewaltgeschehen unklar, weil er sich zu schnell in die *Ableitung* von Nutzenkalkülen der Beteiligten flüchtet und Gewalt damit letztlich funktionalistisch »erklärt« – eine Erklärungstheorie, die aus wissenschaftstheoretischer Perspektive Probleme bereitet, weil aus Systemerfordernissen (hier das System »Bürgerkrieg«) nicht einfach abgeleitet werden kann, dass die im jeweiligen System befindlichen Akteure so handeln, dass sie diesen Erfordernissen also auch tatsächlich Rechnung tragen. Kalyvas liefert somit zwar eine Erklärung von Gewalt, aber eine, die seinem eigenen methodologischen Individualismus zuwiderläuft, weil er sein Casing des griechischen Bürgerkriegs zwar mit Annahmen aus dem Rational-Choice-Paradigma beginnt, das Causing von Gewalt, das er modelliert, aber tatsächlich in ein atemporales, verkappt funktionalistisches Argument einmündet, das er aufgrund seiner eigenen wissenschaftstheoretischen Prämissen eigentlich ablehnen müsste.

## Das leidige Thema der Motivrekonstruktion

Die Studie *The Logic of Violence in Civil War* lenkt das Augenmerk auf diverse Probleme, die es bereitet, Gewalt mit der Heuristik der Motive erklären zu wollen. Kalyvas lehnt die explanatorische Relevanz von politischen, ethnischen, religiösen oder vergleichbaren Überzeugungen ab, formuliert allerdings eine auf utilitaristischen *Motiven* basierende Handlungserklärung. Da er jedoch die Handlungsabsichten der Beteiligten aus der Notwendigkeit territorialer Kontrolle lediglich *ableitet*, ist zweifelhaft, ob hier überhaupt ein überzeugendes kausales Erklärungsmodell für Gewaltphänomene vorliegt.

Man kann nun skeptisch und sehr viel allgemeiner durchaus fragen, ob die Heuristik der Motive überhaupt besonders aussichtsreich ist, um Gewalt zu erklären. In der soziologischen Theoriediskussion stand jedenfalls frühzeitig die Frage im Raum, welchen Stellenwert eigentlich Motivzuschreibungen haben, um ein Geschehen zu erklären. Es ging dabei um das sogenannte Sinnverstehen sozialen Han-

delns, das dazu dienen soll, soziale Sachverhalte und Vorgänge »ursächlich« zu erklären, wie es in Max Webers einflussreicher Definition von Soziologie heißt.<sup>18</sup> Die Debatte nahm ihren Ausgang innerhalb einer eher philosophischen, zunächst weniger soziologischen Theorierichtung, die sich ganz zentral mit dem menschlichen Handeln beschäftigte und der man eigentlich unterstellen müsste, dass sie gerade die Motive der Handelnden massiv in den Vordergrund rückt und deshalb für intentionale Erklärungen plädiert, die motivabhängig sind. Die Rede ist vom Amerikanischen Pragmatismus.<sup>19</sup> Die dortige Grundlagenreflektion führte jedoch gerade nicht dazu, Motiverklärungen von Handlungen zu profilieren, sondern *an sich* zu *problematisieren*. Spektakulär ist die Eröffnung der diesbezüglichen Debatte durch den vom Amerikanischen Pragmatismus stark beeinflussten Soziologen C. Wright Mills im Jahr 1940, den heute viele nur noch als einen linken Kritiker der US-amerikanischen Gesellschaft kennen. Im Aufsatz mit dem programmatischen Titel »Situating Actions and Vocabularies of Motive«<sup>20</sup> machte Mills zunächst darauf aufmerksam, dass Motive schon allein deshalb nicht an das unmittelbare Handeln gekoppelt sind, weil wir uns bei vielen unserer Handlungen gar nicht über die Gründe unserer Absichten im Klaren sind, uns darüber oft auch gar keine Rechenschaft ablegen. Motive tauchen zumeist erst dann auf, wenn unser Handlungsfluss unterbrochen wird, wenn Handlungen schiefgehen, scheitern, warum auch immer beendet werden. Erst dann – im Rückblick – beginnt die Reflektion auf die Motive des Handelns, darauf, warum man so und nicht anders gehandelt hat etc., was dann – nimmt man das Argument ernst – sozialwissenschaftliche Beobachterinnen daran zwei-

---

18 »Soziologie [...] soll heißen: eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und in seinen Wirkungen ursächlich erklären will« (Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, S. 1) Der Einfluss dieser Definition scheint ungebrochen, siehe nur Baur, »Kausalität und Interpretativität«.

19 Dewey, *Human Nature and Conduct*, S. 30 ff.

20 Mills, »Situating Actions and Vocabularies of Motive«.

feln lässt, ob das betreffende Handeln selbst wirklich motivgetrieben war.<sup>21</sup> Dieser Zweifel wird noch dadurch verstärkt, dass die Artikulation von Motiven – wie Mills plausibel macht – situationsabhängig ist, nicht abhängig von der Handlung selbst.<sup>22</sup>

Angebotene Motive variieren in pragmatistischer Perspektive von Situation zu Situation, die Vokabularien, mit denen Motive beschrieben oder artikuliert werden, passen sich den jeweiligen Situationen gewissermaßen an.<sup>23</sup> Identisch erscheinende Handlungen können je nach Kontext mit einander ausschließenden Motiven erklärt werden, je nachdem, wer unter welchen Bedingungen sich den Sinn eines Handelns erläutern lassen möchte. Motive sind, folgt man Mills, somit auch nicht zeitstabil, wir können nicht einfach unterstellen, dass eine Person, die wir nach einem bestimmten Handeln dazu befragen, warum sie so gehandelt hat, bereits vor dem Handeln durch das Motiv geleitet war, das sie uns schließlich präsentiert. Das wirft jedoch die unangenehme Frage auf, wie Sozialwissenschaftlerinnen eigentlich herausbekommen können, was nun die *wirklichen* Motive<sup>24</sup> gewesen sein sollen, die das zu deutende Handeln gleichsam erklären.

Die kritischen Fragen zu Handlungserklärungen durch Motive, die Mills aufwirft, mögen abstrakt-theoretisch noch einigermaßen harmlos klingen. Tatsächlich zielen sie ins Herz einer jeden Forschung, die Gewalt etwa über ideologische, ethnische, religiöse etc. Motive zu erklären versucht. Der theoretische Zweifel mündet nicht zuletzt in das methodische Problem, ob und wie es gelingen kann, valide Aussagen über die Motive derjenigen zu treffen, die Gewalt anweisen und durchführen, um dadurch das interessierende Geschehen zu erklären. Selbst wenn man der Prämisse folgt, dass diese Motivrekonstruktion möglich ist, sind Zeit- oder Augenzeugen, die man be-

---

21 Ebd., S. 905.

22 Ebd., S. 906.

23 Ebd., S. 908.

24 Mills' Kritik gilt erst recht für sogenannte *unbewusste* Motive, vgl. ebd., S. 910.



fragen könnte, oft bereits verstorben oder aus anderen Gründen nicht erreichbar. Akten zu Gewalttaten sind nicht selten unzuverlässig oder nichtssagend, da sie Motivzuschreibungen enthalten, nicht die Motive selbst.<sup>25</sup>

In einem aus heutiger Sicht unfassbar kurzen, aber höchst dicht geschriebenen Aufsatz mit dem Titel »Deliberately Organized Groups and Racial Behavior« zeigen die beiden US-amerikanischen Soziologen Joseph D. Lohman und Dietrich C. Reitzes einerseits, wie man mit einigem methodischen Geschick zu Motivlagen vordringen kann.<sup>26</sup> Andererseits stützen sie dadurch Mills' Argument, dass Mo-

---

25 Sucht man nach Literatur, in der die Vorteile und Grenzen dieser Datengewinnungsstrategie beschrieben und diskutiert werden, dann sind es – wenig verwunderlich – eher Historiker als Sozialwissenschaftlerinnen, die dazu Stellung beziehen. Das Augenmerk liegt dabei oftmals auf der Rekonstruktion von NS-Verbrechen und diesbezüglich auf schriftlichen Zeugnisse im Rahmen von Ermittlungs- und Strafverfahren (Anklageschrift, Ermittlungs- und Verhandlungsprotokolle, Urteil); vgl. nur Scheffler, »NS-Prozesse als Geschichtsquelle«, S. 13–27; Wildt, »Differierende Wahrheiten«. Jan Kiepe weist darauf hin, dass Vernehmungsprotokolle »doppelt gefilterte Erinnerungen« referieren, »zunächst die des Vernommenen, der Teile seiner Erinnerungen schildern, sie aber auch verschweigen oder vergessen haben konnte; schließlich die des Vernehmungsbeamten, der die Darlegungen seines Gegenübers vernahm und die aus seiner Sicht relevanten Segmente ins Protokoll übersetzte« (Kiepe, »Vernehmungsprotokolle als historische Quelle«, S. 92) »Doppelte Filterung« dürfte jedoch eine maßlose Untertreibung sein, stellen sich doch in diesem Zusammenhang buchstäblich alle Probleme der Versprachlichung eines sozialen Geschehens – vgl. Hirschauer, »Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen«; siehe zu Motivzuschreibungen, die im Zuge von Gerichtsverfahren entstehen, ebenfalls Ginzburg, Der Richter und der Historiker, der jedoch nicht über NS-Verfahren, sondern über den Fall eines italienischen Kunsthistorikers schreibt, der ohne Beweise zu einer 22-jährigen Haftstrafe verurteilt wurde, weil er einen Mord angestiftet haben soll; vgl. auch ders., »Das Recht der Richter«.

26 Die folgenden Passagen zu Lohman und Reitzes verwenden Formulierungen aus Knöbl, »Das hat er / sie gemacht, weil ...«, S. III–II4.

tive, die Personen infolge eines interessierenden Geschehens mitteilen, nicht als ex-ante-Erklärungen bestimmter Handlungen dienen sollten. Basis dieses Aufsatzes war eine Befragung von 150 US-amerikanischen Arbeitern über deren Einstellungen zu Afroamerikanerinnen und -amerikanern. Diese »weißen« Arbeiter waren alle in einer Gewerkschaft organisiert, die programmatisch eine dezidiert progressive Haltung zur gesellschaftlichen Integration von Afroamerikanerinnen einnahm. Gleichzeitig wohnten diese Arbeiter aber in ihren Eigenheimen in einer bestimmten Wohnnachbarschaft (»Neighborhood«), die fast ausschließlich »weiß« war und in der verschiedene Organisationen und Gruppen dafür kämpften, dass dieses Viertel auch »weiß« bleiben sollte, schon allein deshalb, weil man durch den Zuzug von Afroamerikanern fallende Häuserpreise befürchtete.

Lohman und Reitzes präsentierten in dem genannten Aufsatz nun drei Untersuchungsergebnisse, die ersten beiden wenig überraschend, das letzte hingegen schon. So zeigte sich – erstens –, dass diejenigen Arbeiter, die am stärksten in der Gewerkschaft engagiert waren (gemessen an der Häufigkeit ihrer Beteiligung an Gewerkschaftstreffen, an der Übernahme von Funktionärsposten in der Gewerkschaft etc.), in der Umfrage am positivsten auf Afroamerikanerinnen reagierten. Bei ihnen waren am wenigsten rassistische Haltungen und Einstellungen zu finden, was aus einem Alltagsverständnis heraus gut nachvollziehbar ist, weil man ja plausibel vermuten könnte, dass eine intensive Tätigkeit in einem antirassistischen (gewerkschaftlichen) Umfeld die Aktivisten nachhaltig prägt oder – ein anderer möglicher Kausalzusammenhang – sich nur ohnehin schon tolerante Arbeiter in einer antirassistischen Gewerkschaft engagieren. Zeigen ließ sich – zweitens –, dass diejenigen Bewohner des Wohnviertels, die am stärksten in (zu Rassismus neigenden) Nachbarschafts-Organisationen engagiert waren und/oder schon am längsten in der Nachbarschaft lebten, in der Umfrage sich am stärksten rassistisch äußerten. Auch das ist keine Überraschung. Das dritte Ergebnis hingegen verblüffte und verblüfft vielleicht noch immer – und ist gerade für die Gewaltforschung von unmittelbarem Interesse,

weil es im Kern die Frage des Zusammenhangs von Motiven und Handlungen adressiert. Es gab nämlich, wie Lohman und Reitzes belegen, keinen wirklichen Zusammenhang zwischen den beiden Haltungen: Eine hohe gewerkschaftliche Beteiligung und damit tendenziell nicht rassistische Haltung am Arbeitsplatz ging keineswegs mit einer ebenso nicht rassistischen Haltung in der Nachbarschaft einher. Ebenso galt umgekehrt, dass nicht automatisch vergleichsweise rassistische Haltungen am Arbeitsplatz auch mit einem hohen Rassismus in der Nachbarschaft korrelierten.

Sind die Befragten nun Rassisten oder Nicht Rassisten, wenn sie am Arbeitsplatz plötzlich ganz andere Meinungen vertreten als in der Nachbarschaft? Das Antwortverhalten unterscheidet sich danach, an welchem Ort sich die Befragten befinden. Welches potenzielle Handlungsmotiv ist somit das »wirkliche« oder »dominante«? Läuft die Frage womöglich ins Leere, weil Lohman und Reitzes es im Wesentlichen mit Heuchlern oder Opportunisten zu tun hatten, die je nach Umfrageumständen mal so, mal so Auskunft gaben? Das tut sie nicht, wie die beiden Autoren betonten. Sie boten dann auch eine andere und bessere Erklärung an, behaupteten sie doch, »that this individual behavior *cannot be understood* in terms of *individual* attitudes in either case but does become intelligible when examined in the perspective of deliberately *organized groups*«. <sup>27</sup> Es ist die *Organisationszugehörigkeit*, die rassistische Motive wesentlich stärker erklärt als konkurrierende Thesen. <sup>28</sup> »The Civic Club's definition of the situation –

---

27 Lohman/Reitzes, »Deliberately Organized Groups and Racial Behavior«, S. 342 (Hervorh. im Original).

28 Die Studie »Armies of the Poor« des US-amerikanischen Sozialhistorikers Mark Traugott legt nahe, dass Lohman und Reitzes hier auf der richtigen Spur sind, was die explanatorische Relevanz von Organisationszugehörigkeiten betrifft, um ein bestimmtes Handeln zu erklären. Traugott untersucht die Revolte der Pariser Arbeiter im Juni 1848 und argumentiert, dass sich Arbeiter, die sich bis zum Sturz der Monarchie im Februar des gleichen Jahres sowohl in ihrer sozialen Herkunft als auch in Bezug auf die Beschäftigungsformen kaum unterschieden, vor allem aufgrund ihrer

rejection of Negroes as neighbors – provided the individual with well formulated statements, reasons, and justifications for specific actions in *specific situations* involving the individual's interests in the *neighborhood situation*.«<sup>29</sup> Entsprechendes gilt auch für den Arbeitsplatz, wo die Gewerkschaften die Situation als »wir sind hier antirassistisch« definieren. Lohman und Reitzes zeigen also, dass Menschen nicht von hochstabilen und gewissermaßen abstrakten Motivlagen beherrscht oder geprägt werden, sondern Motiv und Situation voneinander nicht zu trennen sind und zudem die Einbindung in Organisationen erheblichen definitorischen Einfluss darauf hat, welche Motive in je konkreten Situationen virulent sind und welche nicht.<sup>30</sup> Folgt man den beiden Autoren, sagen abstrakte Motive oder Einstellungen, die sich mithilfe eines Fragebogens oder Interviews ermitteln lassen, nicht allzu viel über Handlungen, die sich ereignen und die andere beobachten – nicht einmal über bloße Sprechhandlungen. Es ist vielmehr die *Situation* bzw. die durch Organisationszugehörigkeiten mitgeprägte Situation<sup>31</sup>, die darüber entscheidet, was Menschen über

---

zwischenzeitlichen Organisationszugehörigkeit auf *unterschiedlichen* Seiten der Barrikaden und damit für sehr unterschiedliche Ziele kämpften.

- 29 Lohman/Reitzes, »Deliberately Organized Groups and Racial Behavior«, S. 343 (Hervorh. durch uns).
- 30 Mit Blick auf die Gewaltforschung ist dabei noch gar nicht berücksichtigt, dass Ideen und »ursprüngliche« Motive für die Erklärungskraft von Gewalt schon deshalb problematisch sind, weil Gewalt dazu tendiert, die Überzeugungen von Akteuren zu transformieren – ein Punkt, der die *nachträgliche* Rekonstruktion von Ideen bzw. Motiven von Tätern ja schier aussichtslos macht, ganz abgesehen von der Frage, ob und wie Ideen und Motive eine langanhaltende *Persistenz* von Gewaltverhältnissen erklären können; vgl. Dumouchel, »Massengewalt und konstitutive Gewalt«, S. 108. Das wird auch von Sönke Neitzel und Harald Welzer so gesehen, warnen sie doch vor einer Überbewertung ideologischer Motive und betonen stattdessen die gruppenspezifische Gewaltpraxis (vgl. Neitzel/Welzer, Soldaten, S. 394 ff.).
- 31 An diesem Punkt wird deutlich, warum situationistische Erklärungsversuche und solche, wie sie im Zuge der Heuristik »Konstellationen« etwa

sich und ihre Handlungen sagen – etwas, auf das wir anfänglich auch bereits bei Alexandrines Narrativ gestoßen sind. In dieser Perspektive transformieren Situationen – wie gesehen – Motive recht schnell, von rassistisch (in der Wohnnachbarschaft) bis hin zu nicht rassistisch (am Arbeitsplatz) und umgekehrt.

Lohman und Reitzes, so könnte man zuspitzend das wichtigste Ergebnis ihrer Forschung zusammenfassen, warnen in der Tradition von Mills davor, für Handlungserklärungen vorschnell zeit- und ortstabile Motivlagen heranzuziehen.<sup>32</sup> Doch gewinnen wir dadurch eigentlich eine besondere Einsicht für die Erklärung von Gewalt? Lohman und Reitzes untersuchen Antwortverhalten, keine physischen Attacken auf andere Menschen, von denen wir annehmen dürfen, dass höhere Hürden vorhanden und weitreichendere Konsequenzen verknüpft sind als in einer Befragungssituation, die »cheap talk« erlaubt.<sup>33</sup> Braucht es nicht gerade bei Gewalt »starke Motive«, aufgrund derer die Beteiligten bereit sind, andere zu verletzen oder sogar zu töten und eigene Schäden bis hin zum Tod in Kauf zu nehmen? Wenn das stimmen sollte, stehen wir vor einem Dilemma. Wir haben methodisch kaum Chancen, die »wirklichen« Motive der Protagonistinnen zu rekonstruieren, benötigen diese Rekonstruktion jedoch, um Gewalt zu erklären. Ist Kalyvas' spieltheoretische Model-

---

bei Stefan Kühl (s. weiter unten) zu finden sind, einige Plausibilität beanspruchen können.

32 Ein zumindest unterstützendes Argument findet sich übrigens auch in einer ganz anderen philosophischen Tradition, etwa in der an Ludwig Wittgenstein anschließenden sprachanalytischen Philosophie, so in Gertrude Elizabeth Margaret Anscombes berühmtem, in den 1950er Jahren publiziertem Buch, das den deutschen Titel »Absicht« trägt. Dort wird behauptet, dass Motive Handlungen nicht verursachen, sondern allenfalls erklären im Sinne von »interpretieren«, womit ebenfalls angedeutet wird, dass Motive nicht als automatische Auslöser von Handlungen zu deuten sind (Anscombe, Absicht, S. 37 ff.)

33 Siehe dazu Jerolmack/Khan, »Talk is Cheap« und die sich anschließende Debatte im gleichen Heft.

lierung, die im Kern auf der möglichst plausiblen theoretischen *Deduktion* utilitaristischer Motive besteht, womöglich schon eine der bestmöglichen Optionen, um diesem Dilemma zu begegnen?

Fragt man Jan Philipp Reemtsma, überschätzen wir Motive maßlos – was ihn dafür plädieren lässt, gleich ganz auf kausale Erklärungen von Gewalt zu verzichten.<sup>34</sup> Er wendet sich in diesem Zusammenhang zunächst scharf gegen alle Versuche, Gewalt zu verrätseln, die stets naheliegen, wenn moderne Menschen in ihrem grenzenlosen Vertrauen auf die prinzipielle Friedfertigkeit sozialer Ordnungen mit Blick auf die Massenverbrechen gerade des 20. Jahrhunderts die Frage umtreibt, wie diese massenhafte Gewalt bloß möglich gewesen sei.<sup>35</sup> Fassungslos stehen sie vor diesen Untaten, die sie aber dann doch irgendwie erklären wollen, sodass ihnen der Glaube in die Normalität der friedlichen Moderne doch bitte erhalten bleibe: »[...] rätselhaft ist nicht die Katastrophe, sondern ihre Integrierbarkeit, *wir verrätseln die Katastrophe, um uns unsere Normalität nicht als permanente Irritation zumuten zu müssen.*«<sup>36</sup> Die Fragerichtung ist immer die gleiche – und kann sich augenscheinlich auch gar nicht ändern. Wir fragen stets, wie aus liebenden Familienvätern Mörder werden konnten. Nie fragen wir, wie aus Mördern Väter wurden.<sup>37</sup>

Die Skepsis gegenüber Fragestellungen, wie sie in dem vom Fortschrittsgeist durchdrungenen Alltag moderner Gesellschaften, aber auch in den Sozial- und Geisteswissenschaften üblich ist, präzisiert Reemtsma dann mit Blick auf spezifische Motiverklärungen von Gewalt. Er fordert auf, darüber nachzudenken, warum Laien wie Sozialwissenschaftlerinnen überhaupt ständig nach Motiven fragen, »[...] warum wir wissen wollen, warum irgendwer irgendetwas *tut*, nicht aber (jedenfalls nicht in derselben Weise), warum irgendwer irgend-

---

34 Siehe jedoch auch Welzer, »Gewalt braucht kein Motiv«; Kühl, Ganz normale Organisationen, S. 73–82.

35 Reemtsma, Vertrauen und Gewalt, S. 13.

36 Ebd., S. 22 (Hervorh. im Original).

37 Ebd., S. 16.

etwas *denkt*«. <sup>38</sup> Körperliche Aktivitäten scheinen die Frage nach einer geistigen Grundlage, nach einer irgendwie ideellen Triebkraft, eben nach Motiven nach sich zu ziehen. »Wir wollen das Gedachte nach richtig und falsch, relevant und irrelevant, interessant, originell, langweilig etc. beurteilen, nicht mehr, nicht weniger. Beim Handeln aber wollen wir nicht nur dessen Ergebnisse beurteilen, sondern wir suchen nach einem vorgeschalteten Wollen und befragen es in spezifischer Weise. Wir wollen Motive kennenlernen.« <sup>39</sup> In der weiteren Argumentation bezieht sich Reemtsma mit seiner Kritik an Motiverklärungen freilich nicht auf diese als solche, sondern in erster Linie auf ganz spezifische, wie sie im Rational-Choice-Paradigma verfochten werden. Er kritisiert vor allem instrumentalistische Interpretationen von Gewalt – auch mit dem Hinweis, dass »man nie etwas nur tut um etwas anderen willen. Es muss immer ein Moment des Gefallenfindens dabei sein.« <sup>40</sup> Rein instrumentelles Handeln, das von allen nicht rationalen Aspekten losgelöst ist, dürfte eine absolute Ausnahme sein, nicht die gesellschaftliche Regel.

Reemtsma selbst bewegt sich jedoch nicht wirklich *jenseits* von Motiverklärungen, da er mit seiner Kritik an utilitaristischen Handlungsmodellen implizit an das sogenannte Interpretative Paradigma der Sozialforschung anschließt, deren Vertreterinnen nicht nur die normativen oder instrumentellen Aspekte sozialer Interaktion, sondern auch die expressiven, performativen und ästhetischen betonen. »Kriege gibt es aus allen möglichen Ursachen, aber es gibt sie auch, weil es sehr viele Männer gibt, die *gerne* kämpfen.« <sup>41</sup> Seine vermeintlich fundamentale Kritik an Motiverklärungen relativiert sich immer wieder durch eine sehr viel enger gefasste Kritik an Erklärungen, die hauptsächlich auf Nutzenkalküle abheben. Jedenfalls veranlasst seine Kritik an allzu simplen Motiverklärungen Reemtsma dazu, ein expla-

---

38 Ebd., S. 406 (Hervorh. im Original).

39 Ebd., S. 406.

40 Ebd., S. 411. Siehe auch schon ders., Mord am Strand, S. 14–15.

41 Ders., Vertrauen und Gewalt, S. 411 (Hervorh. durch uns).

natorisches Programm für die Gewaltforschung (in unserer Auffassung nach ungerechtfertigter Weise) radikal zurückzuweisen, wendet er sich doch vehement gegen das fruchtlose »Erklärungsbegehren« der Sozialwissenschaften.

Randall Collins nun geht genau den entgegengesetzten Weg – mit enormer Aufmerksamkeit, wie wir bereits im ersten Kapitel erläutert haben. Er legt das primäre Augenmerk dafür nicht mehr auf die Handlungsverursachung durch Motive, sondern auf eine lokale Kausalität in Situationen, die sich auch bei Lohman und Reitzes schon angedeutet hatte. Sein Ansatz ist somit paradigmatisch für eine zweite kausale Heuristik in der Gewaltforschung. Collins hat sie nicht erfunden, vertritt sie aber prominent. Die zentrale Prämisse ist, dass es nicht primär »starke Motive« braucht, damit jemand tatsächlich Gewalt ausübt, sondern einen bestimmten Situationsverlauf.

## Situationen – oder: Wo und wann entsteht Gewalt?

In der Soziologie ist das Konzept der Situation für gewöhnlich ein »operativer Begriff«. <sup>42</sup> Derartige Begriffe erfahren im Unterschied zu ihren »thematischen« Pendanten, deren Horizonte und Grenzen explizit ausgelotet werden, keine nennenswerte Erörterung, fungieren in Analysen jedoch oftmals als zentrale Konzepte. <sup>43</sup> So identifiziert Randall Collins die »Situation« ein wenig nachlässig irgendwie mit sozialen Interaktionen, ohne jedoch nennenswert darauf einzugehen, wodurch Situationen ihre Einheit finden. <sup>44</sup> Die Frage, was »die Situation« definiert, ist hier bisher ungelöst. Das ändert nichts daran, dass das Konzept im Zentrum einer weiteren zentralen Heuristik der Gewaltforschung steht.

---

<sup>42</sup> Schützeichel, »Das Problem der Situation«.

<sup>43</sup> Vgl. Fink, »Operative Begriffe in Husserls Phänomenologie«.

<sup>44</sup> Schinkel, *Aspects of Violence*, S. 6, 32, 34; vgl. auch Hoebel/Malthaner, »Über dem Zenit«, S. 10.



## Das Problem der Interaktionszentrierung

Randall Collins' Studie *Dynamik der Gewalt* trägt ihren Untertitel, weil es ihrem Autor um eine möglichst genaue und detailgetreue Analyse von Gewalt geht, so wie sie sich »vor Ort« ereignet. Er hantiert gewissermaßen mit der Lupe, um auch noch die kleinsten Verästelungen und Veränderungen von gewaltsamen Interaktionen zu verfolgen. Charakteristisch für Collins' Sicht- und Arbeitsweise ist<sup>45</sup>, dass er zunächst die vielfältigen Einsichten der Militärsoziologie und -forschung positiv aufnimmt, die ihm nicht nur empirisches Material zur Verfügung stellen, sondern ihm auch Ideen liefern, um seinen Ansatz theoretisch (und zwar, wie zu sehen sein wird, emotionssoziologisch) zu profilieren.

Insbesondere die Arbeiten von S.L.A. Marshall und Dave Grossman aus den 1940er bzw. 1990er Jahren verhelfen ihm zu der Einsicht, die in der üblichen Gewaltsoziologie gemeinhin vergessen wird, nämlich dass die Anwendung von Gewalt (etwa die sachangemessene Bedienung des Gewehrs in der Schlacht, also das Abdrücken und Schießen auf den Feind) anspannungs- oder sogar angstbesetzt ist, dass Menschen (Untersuchungsobjekte waren freilich zumeist Männer) in der Regel enorme Hemmungen haben, überhaupt Gewalt auszuüben<sup>46</sup>, weshalb Gewaltanwendung zuallererst ein »Umgang mit Angst«<sup>47</sup> ist, ein »Angstmanagement«<sup>48</sup>. Erfolgreich gemanagt, steigen die Chancen, andere auch tatsächlich attackieren zu können. Collins lenkt dabei den Blick auf Konfrontationssituationen<sup>49</sup>, deren

---

45 Im Folgenden werden Formulierungen verwendet aus Knöbl, »Collins im Kontext«, S. 30–32.

46 Erwähnt werden sollte freilich, dass Zweifel bestehen, ob jene berühmten und oft zitierten militärsoziologischen Studien tatsächlich valide Ergebnisse geliefert haben, vgl. Michael Mann, Vortrag im Rahmen der Landshut-Lectures am HIS im Oktober 2018 (im Erscheinen).

47 Collins, *Dynamik der Gewalt*, S. 19.

48 Ebd., S. 274.

49 Konfrontationssituationen sind in dieser Perspektive keine Gewaltsituationen. Es handelt sich um Interaktionen, in der einige oder alle Teilneh-

Gestalt entscheidend ist, ob sich eine physische Attacke auf den Körper des bzw. der Kontrahenten ereignet: Es muss einen kritischen Moment geben, in dem einer, mehrere oder alle der Antagonisten in der Lage ist bzw. sind, die mit jeder Konfrontation entstehende Anspannung oder sogar Angst zu umgehen, zu überwinden und/oder für eine Attacke auszunutzen. Das theoretische Herzstück dieses Forschungsprogramms ist daher das Konzept der Konfrontationsanspannung /-angst. Collins bezeichnet damit ein »kollektives Interaktionsgefühl«<sup>50</sup>, das für gewöhnlich alle Beteiligten in konflikthaften Face-to-face-Begegnungen erfasst. Es handelt sich um eine situationsabhängige Stimmung, die weniger aus der wechselseitigen physischen Gefährdung der Anwesenden resultiert, also daraus, dass sie befürchten, verletzt oder sogar getötet zu werden.<sup>51</sup> Anspannung oder sogar Angst entstehen vielmehr deshalb, weil die Dynamik von Konfrontationssituationen den »normalen«<sup>52</sup> Interaktionsrhythmen gegenseitiger Aufmerksamkeit und emotionaler Verbundenheit zuwiderläuft, aus denen Menschen emotionale Energie und kulturelles Kapital gewinnen.<sup>53</sup>

---

menden sich missverstehen, streiten, beschimpfen o. ä., sodass ein erfolgreiches Interaktionsritual im Goffman'schen Sinne zeitweise blockiert ist.

50 Collins, *Dynamik der Gewalt*, S. 67.

51 So maßgeblich Grossman, *On Killing*; eine Sicht, die Collins in früheren militärsoziologischen Überlegungen ebenfalls vertritt, diese dann für »Violence« modifiziert; vgl. Collins, »Sociological Theory, Disaster Research, and War«, S. 370–372.

52 Collins, *Dynamik der Gewalt*, S. 124.

53 Ebd., S. 35–36, 43, 124–125. In diesem Punkt wird deutlich, dass Collins' Mikrosoziologie der Gewalt eine Anwendung seiner Interaktionsritualkettentheorie ist; vgl. Collins, *Interaction Ritual Chains*. Da Collins aber von weiteren expliziten Verbindungen mit seiner Sozialtheorie absieht, entsteht auch recht schnell der Eindruck, dass er die explanatorischen Potenziale der Interaktionsritualkettentheorie nicht so recht ausschöpft. Wir gehen im 4. Kapitel darauf expliziter ein.

Der entscheidende Punkt ist, dass die in antagonistischen Interaktionen entstehende Konfrontationsanspannung (oder sogar Angst) die Beteiligten eigentlich davon abhält, andere Situationsteilnehmer körperlich zu attackieren. Gewalt ist daher – hier wendet sich Collins gegen diverse Alltagsmythen und den Mainstream der interdisziplinären Gewaltforschung – grundsätzlich schwierig. Nur wenn es in der laufenden Interaktion einen Moment gibt, in dem mindestens einer der Antagonisten in der Lage ist, die Situation emotional zu dominieren, indem also ein »Weg« existiert, die Anspannung / Angst zu überwinden oder zu umgehen, findet tatsächlich physische Gewalt statt. Daraus folgt schon fast zwangsläufig (was Collins auch mit empirischem Material sehr gut dokumentieren kann), dass Gewalt – weil dieses Anspannungs- bzw. Angstmanagement nur eine beschränkte Zeit geleistet werden kann – in der Regel nur von kurzer Dauer ist, so dass sich die meisten Menschen von Gewaltsituationen fernhalten oder sich aus diesen so schnell wie möglich wieder zurückziehen.<sup>54</sup> Gewalt tritt im Alltag<sup>55</sup> also in der Regel nur momentartig auf. Obwohl aus Sicht der philosophischen Anthropologie Gewalt eine Jedermanns-Ressource und somit im Prinzip von allen Menschen anwendbar ist,<sup>56</sup> üben keinesfalls auch alle Menschen ohne Weiteres Gewalt aus, sondern nur vergleichsweise wenige – weil eben nicht alle es schaffen, die mit der Gewaltanwendung verbundenen Ängste *situativ* zu kontrollieren, die eigenen wie die der Kontrahentinnen.

---

54 Collins, *Dynamik der Gewalt*, S. 22–23.

55 *Lang andauernde* Gewalt findet in der Regel – so Collins – in einem spezifischen institutionellen Setting statt, in rituellen Kämpfen, in Massakern und bei Strafaktionen; ebd., S. 16; vgl. Collins, »Entering and Leaving the Tunnel of Violence«.

56 »Der Mensch muß nie, kann aber immer gewaltsam handeln, er muß nie, kann aber immer töten – einzeln oder kollektiv – gemeinsam oder arbeits- teilig – in allen Situationen, kämpfend oder Feste feiernd – in verschiedenen Gemütszuständen, im Zorn, ohne Zorn, mit Lust, ohne Lust, schreiend oder schweigend (in Todesstille) – für alle denkbaren Zwecke – jedermann« (Popitz, *Phänomene der Macht*, S. 50).

Zentral ist also das Geschehen in der Situation. Zwar haben Menschen viele gewalttätige Motive und Fantasien, aber sie setzen diese Gedanken eben nur sehr selten in konkrete Taten um. Soweit zu Collins' theoretischer Argumentation.

Aus ihr folgt, dass man als Forscherin weniger auf Motive zu sehen hat als auf tatsächliche Interaktionen und situierte Mikroprozesse der Gewalt. Wie Collins an anderer Stelle<sup>57</sup> anschaulich formuliert, müssen alle Gewalttheorien durch das Nadelöhr der Situation hindurch, um überhaupt Plausibilität beanspruchen zu können, haben folglich auch Motive dieses Nadelöhr zu passieren.<sup>58</sup> Was die Metapher des Nadelöhrs freilich genau besagen soll, ist nicht so recht klar. Collins legt die Deutung nahe, dass, weil alles durch dieses Nadelöhr der Situation zu gehen hat, vorrangig dieses Nadelöhr zu analysieren ist. Er behauptet damit implizit die Nichttransitivität von Motiven im Gesamtgefüge der von ihm vorgestellten Kausalkette. Ex ante existierende Motive verlieren vor und in der Situation ihre kausale Kraft, was Collins nochmals durch die Behauptung unterstreicht, dass die empirische Realität dem Akteur auf der Mikroebene begegnet.<sup>59</sup> Wir haben analytisch folglich mit lokaler Kausalität zu rechnen. Prinzipiell ist jedoch auch eine konkurrierende Deutung der Nadelöhr-Metapher möglich – und damit auch ein konkurrierendes Erklärungsmodell zu Collins' These eines klar zu bestimmenden Wendepunkts, der sich auf das erfolgreiche Management von Spannungsniveaus reduziert. Sie lässt sich nämlich auch so interpretieren, dass, eben weil alles durch die Situation hindurch muss, dieses »alles« nach wie vor relevant ist, vielleicht transformiert durch die Si-

---

57 Collins, »The Invention and Diffusion of Social Techniques of Violence«, S. 1.

58 »All motives and structural conditions conducive to violence must pass through the keyhole of the situation, and past (sic!) the barrier of confrontational tension/fear« (Collins, »Reply to Kalyvas, Wieviorka, and Magaudda«, S. 2).

59 Collins, »The Invention and Diffusion«, S. 1.

tuation, aber deswegen nicht irrelevant, was die Verursachung von Gewalt angeht.

Collins selbst zieht jene zweite Auslegungsmöglichkeit seiner Metapher nicht weiter in Betracht, sondern stellt mit dem empirischen Verweis darauf, dass Tötungen ohne ein irgendwie vorhandenes oder identifizierbares Tötungsmotiv gar nicht so selten vorkommen<sup>60</sup>, die Interaktion der Beteiligten (und eigentlich nur sie) in den Mittelpunkt seiner Analyse. Es seien situierte Interaktionen, die den Auslöser darstellen, sodass teleologische (etwa auf Motive rekurrende) Erklärungen gewaltsamer Handlungen notwendig ins Leere laufen müssen. »Sogar die hartgesottensten Ganoven sind zeitweise außer Dienst. Die gefährlichsten, gewalttätigsten Personen sind die meiste Zeit über nicht gewalttätig. Selbst bei diesen Personen ist die Dynamik der Situation entscheidend für die Erklärung, welche Gewalt sie tatsächlich ausüben.«<sup>61</sup> Collins argumentiert jedoch nicht einfach nur situationsorientiert, sondern liefert eine *interaktionszentrierte* Erklärung in einem besonderen, verengten Sinn.<sup>62</sup> Er konstruiert das Geschehen in einer Weise, dass er sich für sein Casing *erstens* auf ein- oder wechselseitige Attacken konzentriert, die sich zwischen kopräsenten Situationsteilnehmenden ereignen. *Zweitens* geht er sequenziell vor, indem er die sich schrittweise entfaltende und von Moment zu Moment wandlungsfähige Beziehungsqualität zwischen anwesenden Personen nachzeichnet – darunter auch derjenigen, die gemeinhin als Zuschauer bezeichnet werden. Um es noch einmal hervorzuheben: Folgt man Collins, dann setzt Gewalt mindestens einen kurzen Moment emotionaler Dominanz in der situativen Beziehung derjenigen voraus, die im Folgemoment gewaltsam interagieren.<sup>63</sup> Elementar ist dabei, worauf zu diesem Zeitpunkt jeweils

---

60 Collins, *Dynamik der Gewalt*, S. 153–157.

61 Ebd., S. 12.

62 Hauffe/Hoebel, »Dynamiken soziologischer Gewaltforschung«, S. 375; Hoebel/Malthaner, »Über dem Zenit«, S. 8–11.

63 Collins, »Einfahrten und Ausfahrten des Tunnels der Gewalt«, S. 14; ders., »What has Micro-Sociology Accomplished?«, S. 251.

der Fokus der Aufmerksamkeit der Beteiligten liegt, d. h., was sie voneinander sehen und was nicht. Folglich liegt der Primat des interaktionszentrierten Erklärens von Gewalt – ihr *Causing* – *drittens* auf den gestaltbaren bzw. zu managenden emotionalen Beziehungen zwischen anwesenden Personen, die visuell füreinander erreichbar sind.<sup>64</sup> Situationselemente, die diese Beziehungen nicht mitgestalten, sind im Grunde explanatorisch irrelevant.

Collins' Mikrosoziologie der Gewalt beeindruckt durch ihre Stringenz von *Casing* und *Causing*. Die interaktionszentrierte Konstruktion des interessierenden Geschehens zielt unmittelbar auf seine lokale Kausalität ab. Doch führt Stringenz nicht zwingend zu Plausibilität. Wir haben zwei kritische Anfragen bzw. Fragekomplexe.

A) Der von Collins betriebenen Gewaltforschung geht es um ein interaktionszentriertes *Erklären* von Handlungen. Dadurch steht die kausale Frage im Raum, ob man als Forscherin die Situationsdefinition derart verdichten kann, dass sich allein durch die schiere Rekonstruktion von Situationsverläufen gewissermaßen das Erklärungsproblem löst. Enthält also die Situation selbst schon die Gewaltsequenz vollständig in sich, also alle relevanten Ereignisse, die zeitlich aufeinander folgen und aneinander anschließen und so die Art und Weise der Gewalt und schließlich den Zeitpunkt ihres Beginns und ihres Endes erklären?

B) Weil Collins die Situation und die Ereignissequenzen derart stark in den Vordergrund rückt, stellt sich die Frage, ob es tatsächlich gelingen kann, die Situationsdefinition in einer Weise zu konstruieren, dass man nicht mehr auf die Motive der Akteure angewiesen ist. Anders formuliert: Ist das Abschneiden von Handlungsmotiven wirklich plausibel, ist vor allem die *radikale* Art plausibel, die Collins

---

<sup>64</sup> Was die visuelle Gestaltbarkeit von Personen durch die Betrachtenden betrifft, ist vor allem an die technischen Hilfsmittel zu denken, mit denen Angreifer die Körper ihrer Ziele avisieren, ohne dabei von Angesicht zu Angesicht emotionale Nähe zu ihnen aufzubauen. Beispiele sind Zielfernrohre und videospiegelgleiche Apparaturen. Beide dienen der interaktiven Konfrontationsvermeidung. Vgl. Collins, *Dynamik der Gewalt*, S. 583.

vorschlägt? Spielen Motive womöglich doch eine explanatorische Rolle, nur auf anderer Ebene, als Collins sie konstruiert?

Auf diese Fragen bzw. Fragenkomplexe gibt es keine klaren Antworten, zumindest werden sie von Collins nicht geliefert. Sie sollten aber beantwortet werden, schon allein deshalb, weil man nur so den Verdacht zurückweisen kann, durch die vorgenommene Abschneidung der Motivfrage Gewalthandeln von allen anderen Handlungsformen abgrenzen, Gewalt folglich exotisieren zu wollen. Würde man bei anderen Handlungsformen tatsächlich derart radikal von Motiven absehen wollen wie bei Gewalttaten? Zudem droht durch ein derartiges Absehen die in den Geistes- und Sozialwissenschaften für gewöhnlich verpönte Beseitigung der Differenz von Handeln und bloßem Verhalten. Andererseits ist zu konstatieren, dass jeder Versuch des Aufweisens von Motiven von vornherein problematisch ist, wie wir ja oben argumentiert haben. Denn es lässt sich eben nie ausschließen, dass eine ziemlich willkürliche, weil bloße ex-post-Zuschreibung von Motiven an die Täter erfolgt bzw. von den Tätern lediglich Rationalisierungen angeboten werden, was daran zweifeln lässt, ob hier eine echte Erklärung von Gewalt, in welcher Form auch immer, überhaupt vorliegen kann.

Collins gerät in der Tat in schwieriges Fahrwasser, wenn er behauptet, dass Motive Gewalttaten nicht wirklich erklären können, sondern dass man zur Erklärung in erster Linie auf die Analyse der Situation und die dortigen Mikroprozesse achten müsse.<sup>65</sup> Auf den ersten Blick ist es ja völlig plausibel, dass Collins ganz im Anschluss etwa an symbolisch-interaktionistische Traditionen das Interaktionsgeschehen *in der Situation* ins Zentrum seiner Analysen rückt. Dass er sich hier an Erving Goffman anlehnt, überzeugt aber nur vordergründig, fehlt es dem Begriff doch in Goffmans Werk an Präzision.<sup>66</sup> Das

---

<sup>65</sup> Ebd., S. 337.

<sup>66</sup> Bekanntlich beginnt Goffmans theoretisch ambitioniertestes Werk, seine »Rahmen-Analyse«, mit Ausführungen genau zu diesem Begriff der Situation. Das bekannte Thomas-Theorem zitierend (»Wenn die Menschen eine

Konzept der Situation ist »a slippery one«<sup>67</sup>. Wie David Maines treffend beobachtet hat, bezieht es sich auf diejenigen Faktoren, »with which an actor must deal in forming a line of conduct. Elements of situations may include family income, racial and gender composition of groups, access to resources, regulation of space, language, relationships and networks, economic systems, societal disturbance or stability, norms of emotion display, processes of legitimation and authority allocation, urban and rural settings, family violence and abuse, location in a dual economy, or corporate monopolies. Situations quite clearly vary in scale and content, and they affect the paths of activity actors take by providing avenues of constraint and opportunity.«<sup>68</sup> Wie man sieht, zur »Situation« kann also ziemlich viel, eigentlich fast alles gehören. Das macht es dann aber schwierig, wie Collins zu behaupten, Motive müssten durch eben jenes Nadelöhr der Situation gehen, ihre Einheit jedoch offen zu lassen.

Stattdessen legt das interaktionistische Situationskonzept, auf das sich Collins bezieht, zunächst einmal nahe, Motive *schon als Teile der Situation* zu begreifen, und nicht als das Andere der Situation. Dazu sollte man sich in Erinnerung rufen, dass das Situationskon-

---

Situation als wirklich definieren, dann ist sie ihren Auswirkungen nach wirklich«) versucht Goffman den Bedeutungsgehalt von »Situation« dann folgendermaßen zu präzisieren: »Wahrscheinlich läßt sich fast immer eine ›Definition der Situation‹ finden, doch diejenigen, die sich in der Situation befinden, schaffen gewöhnlich nicht diese Definition (dagegen kann man das oft von der betreffenden Gesellschaft behaupten); gewöhnlich stellen sie lediglich ganz richtig fest, was für sie die Situation sein sollte, und verhalten sich entsprechend« (Goffman, Rahmen-Analyse, S. 9). Tatsächlich kann aber bei diesem Zitat von einer Präzisierung nicht die Rede sein. Was genau die Situation sein soll, das wird hier nicht geklärt, und es wird selbst dann nicht luzider, wenn Goffman später erläutert, dass die von ihm so genannten »Rahmen«, jene gesellschaftlich gewissermaßen vorgegebenen Organisationsweise der Erfahrung, zentral sind für die richtige Definition der Situation, also dafür, dass wir in einem bestimmten Kontext angemessen handeln (ebd., S. 19).

67 Maines, *The Faultline of Consciousness*, S. 5.

68 Ebd., S. 5–6.



zept im Kontext einer pragmatistischen Handlungstheorie deshalb so wichtig wurde, weil sich damit die sich aus theoretischen wie empirischen Gründen gleichermaßen problematischen teleologischen und isolierenden Sichtweisen auf menschliches Handeln und menschliche Interaktion kritisieren ließen, was man etwa bei George Herbert Mead, gewissermaßen *dem* Urvater des Symbolischen Interaktionismus, und bei John Dewey, vielleicht *der* Zentralfigur des Amerikanischen Pragmatismus<sup>69</sup>, gut nachlesen kann. Hans Joas hat den entsprechenden Sachverhalt so auf den Punkt gebracht: »Der Verlauf der Handlung ist [...] nicht ein für allemal festgelegter Kurs, sondern ständig konstruktiv zu erzeugen und offen für kontinuierliche Revision. Ein in diesem Sinne nicht-teleologisches, die Situiertheit des Handelns nicht auf Bedingungen und Mittel beschränkendes Handlungsmodell fragt nach den Bedingungen der scheinbar selbstverständlichen Schematisierung natürlicher Handlungsganzheiten nach Zweck und Mittel. John Deweys Vorstellung etwa ist, daß, erst wenn die ungenaue Gerichtetheit der üblichen Handlungsvollzüge sich an der Widerständigkeit der Situation bricht, die vorher nur implizite Intentionalität ins helle Licht des Bewußtseins getaucht und zur Ausrichtung auf die Situation und Präzisierung ihrer selbst gezwungen wird.«<sup>70</sup> Die »Situation« ist somit nicht eine Essenz oder ein Ding, sondern ergibt sich erst durch die Perspektive der Handelnden selbst oder der Beobachterinnen der jeweiligen Interaktion – wobei für beide gilt, dass sie gewissermaßen für sich selbst die jeweilige Situation bestimmen. Wie Maines es formuliert, existiert soziale Reali-

---

69 »In der wirklichen Erfahrung kommt ein solches isoliertes einzelnes Objekt oder Ereignis niemals vor; *ein* Objekt oder Ereignis ist immer ein besonderer Teil, eine besondere Phase oder ein besonderer Aspekt einer umgebenden Erfahrungswelt – einer Situation« (Dewey, *Die Theorie der Forschung*, S. 88, Hervorh. im Original); vgl. hierzu auch Lewis/Smith, *American Sociology and Pragmatism*, S. 94 ff.

70 Joas, »Die unglückliche Ehe von Hermeneutik und Funktionalismus, S. 178–179.

tät (aus welcher Teilnehmer- oder Beobachterperspektive auch immer) *in der Situation*.<sup>71</sup>

Nimmt man all diese Beschreibungen der Situation ernst, wie sie der Philosophie des Amerikanischen Pragmatismus und der soziologischen Theorierichtung des Symbolischen Interaktionismus entstammen, dann fällt es jedenfalls einigermaßen schwer, Collins' schroffe Gegenüberstellung von Motiven und anderen Handlungsgründen einerseits und der Situation andererseits zu akzeptieren, weil eben dieser Theorierichtung zufolge die Situation von den Handlungsmotiven, auch den »Rahmen« (Goffman), nicht einfach zu trennen ist. Vielmehr sind Situationen »kontextuelle Ganzheiten« die gleichsam handlungskonstituierend und handlungsfundierend sind, wie Rainer Schützeichel pointiert formuliert, indem er dafür plädiert, das Konzept in der Tradition Deweys als soziologischen Grundbegriff auszubauen.<sup>72</sup>

Nun wird man vielleicht einwenden, dass der Situationsbegriff auch anders definiert werden könne. Gerade in der Philosophie, vor allem im Existenzialismus, hat sich ja noch ein anderer (jedenfalls weniger soziologischer) Bedeutungskranz um den Situationsbegriff entwickelt. Wir finden das schon in Sören Kierkegaards »Entweder – Oder« aus dem Jahr 1843, wo davon die Rede ist, dass die tiefste und damit authentischste Erfahrung durch eine Art plötzlicher Ergriffenheit an einem ganz spezifischen Ort zu einer ganz spezifischen Zeit gemacht wird: »Du läßt alles an Dir vorüberziehen, es macht keinen Eindruck, jetzt aber kommt da plötzlich etwas, das Dich packt, eine Idee, eine *Situation*, das Lächeln eines jungen Mädchens, und jetzt bist Du ›dabei‹; denn wie Du bei gewissen Gelegenheiten nicht ›dabei bist, so bist Du zu anderen Zeiten dabei und in jeder Weise zu Diensten.«<sup>73</sup> In der Kierkegaard nachfolgenden Existenzphilosophie wird dieser Gedanke dann im Sinne einer existenziellen Stellungnahme

---

71 Maines, *The Faultline of Consciousness*, S. 64.

72 Schützeichel, »Das Problem der Situation«, S. 208.

73 Kierkegaard, *Entweder-Oder*, S. 750 (Hervorh. durch uns).

zur Welt verdichtet<sup>74</sup>, die Situation bei einigen Philosophen gewissermaßen zur Bedingung für freies Handeln hochstilisiert – am stärksten vielleicht bei Jean Paul Sartre und seinen Ausführungen zur menschlichen Rede: »Und jedes Sprechen ist freier Bezeichnungsentwurf, der zur Wahl eines persönlichen Für-sich gehört und von der globalen Situation dieses Für-sich her interpretiert werden muß. Das Primäre ist die *Situation*, von der her ich den Sinn des Satzes verstehe, wobei dieser Sinn nicht in sich selbst als eine Gegebenheit, sondern als ein in einem freien Überschreiten der Mittel gewählter Zweck zu sehen ist.«<sup>75</sup> Freiheit gibt es Sartre zufolge nur in und durch die Situation, es ist die Situation, die den Einzelnen zu seiner freien Stellungnahme zwingt.

Ein solcher Situationsbegriff, zumindest in der Form, wie ihn Sartre anbietet<sup>76</sup>, wird und kann freilich einen *soziologischen* Autor wie Collins nicht wirklich zufriedenstellen. Denn wie Kritiker von Sartre zu Recht vermerkt haben, ist dessen Argumentationsfigur zutiefst geprägt von einem geradezu zwanghaften Freiheitsdiskurs, von einem Determinismus des bloßen Willens, der seinerseits aufsitzt auf einem cartesianischen Dualismus zwischen dem autonomen Selbst einerseits und der kontingenten Welt andererseits.<sup>77</sup> Sartres Situationsbegriff ist im Prinzip demjenigen der Pragmatisten und Interaktionisten genau entgegengesetzt: Abgesehen davon, dass auch bei ihm nicht klar wird, was genau unter einer Situation zu verstehen,

---

74 Heidegger etwa spricht davon, dass dem »Man [...] die Situation wesentlich verschlossen [sei]. Es kennt nur die ›allgemeine Lage‹, verliert sich an die nächsten ›Gelegenheiten‹ und bestreitet das Dasein aus der Verrechnung der ›Zufälle‹, die es, sie verkennend, für die eigene Leistung hält und ausgibt. [Erst] Die Entschlossenheit bringt das Sein des Da in die Existenz seiner Situation« (Heidegger, *Sein und Zeit*, S. 300).

75 Sartre, *Das Sein und das Nichts*, S. 892 (Hervorh. durch uns).

76 Der Vollständigkeit halber sei hier ergänzt, dass sich bei Heidegger, aber dann auch bei Merleau-Ponty durchaus andere Herangehensweisen an den Situationsbegriff finden.

77 Smith, »Sartre and Merleau-Ponty«, S. 25–30.

was zu ihr zu zählen ist und was nicht, ignoriert Sartre die Gründe, welche zur Einführung des Situationsbegriffs in Amerika führten – jenen anticartesianisch inspirierten Impuls gegen die Trennung von Handeln und Bewusstsein, von Ich und Mitwelt. Sartre setzt zumindest an dieser Stelle den Cartesianismus in sein altes, wenn auch zweifelhaftes Recht, indem er auf eine völlig unsoziologische Weise den Situationsbegriff scharf vom Handeln abhebt.

Wenn nun Collins an der Idee eines interaktionszentrierten und gleichsam motivunabhängigen Erklärens festhalten, wenn er eine explizit situationistische Gewaltsoziologie vorantreiben will, so befindet er sich damit vor der Skylla eines an sich bereits soziologisierten Situationsbegriffs à la Dewey und Mead, dem Motive und Goffman'sche »Rahmen« schon von vornherein eingeschrieben sind, und der Charybdis eines Sartre'schen Konzepts, das auf den bloßen Entscheidungswillen eines Akteurs verweist. Keines der beiden Konzepte kann und darf aber Collins positiv aufnehmen, wenn er an seiner ursprünglichen Theoriebaustrategie festhalten will. So beginnt man an dieser Stelle zu verstehen, warum er dann für seine Gewalttheorie ein *emotionssoziologisches* Argument verwendet – und zwar *ein ganz spezifisches!*

Collins will ja Gewalt explizit erklären – aber eben nicht über Motive, sondern interaktionszentriert. Ein Ausweg scheint sich nur dann zu eröffnen, wenn die Situation selbst die betreffenden Emotionen generiert. Kaum überraschend taucht dieses Argument schon recht früh bei ihm auf.<sup>78</sup> »Intensely focused situations penetrate the individual, forming symbols and emotions which are both the medium and the energy of individual thought and the capital which makes it possible to construct yet further situations in an ongoing chain.«<sup>79</sup> In Ritualen, unter die Collins hochgradig geregelte religiöse Zeremonien ebenso fasst wie lockere philosophische Gesprächszirkel, werden Emotionen generiert, oft positive emotionale Energien,

---

78 Collins, »On the Microfoundations of Macrosociology«.

79 Ders., *The Sociology of Philosophies*, S. 21.

wie Collins besonders eindrücklich in seiner *Sociology of Philosophies* zeigt, wo er erörtert, wie aus dichten Interaktions- und Gesprächsnetzen etwa im antiken Griechenland die Philosophie zu wahren Höhenflügen ansetzt, eben getrieben durch jene »Emotionale Energie« (EE), die im freien Sprechen und Diskutieren entsteht. Ein solcher Zusammenhang von Interaktion und (hier gleichwohl eher negativ konnotierten) Emotionen steht somit wenig überraschend auch im Zentrum von Collins' »allgemeiner Theorie der Gewalt als situationsbedingter Prozess«<sup>80</sup>. Der Situationsverlauf in konfrontativen Situationen hängt – das haben wir oben schon ausgeführt – in dieser Perspektive maßgeblich davon ab, dass manche Akteure in der Lage sind, hinreichend Emotionale Energie zu akkumulieren, sodass es ihnen gelingt, die vorhandenen Hemmungen gegenüber Gewaltausübung zu überwinden und ihre Situationsdeutung anderen aufzuzwingen, indem sie diese gewissermaßen durch schnelles und aggressives bzw. gewalttätiges Handeln überwältigen. Es ist einerseits die friedlich-egalitäre Situation der religiösen Feier oder des philosophischen Gesprächs, die Emotionale Energie im Sinne einer Stärkung von Gruppensolidarität oder einer Intensivierung und Fokussierung des Denkens hervorbringt. Es ist andererseits die Situation des Konflikts und des Machtgefälles, welche Emotionale Energie im Sinne der daraus resultierenden tatsächlichen Fähigkeit zur Gewaltanwendung produziert. Mit diesem gewissermaßen naturalistischen emotionssoziologischen Modell, das er an Beispielen wie Vorwärtspaniken, die zu Massakern an der Zivilbevölkerung wie im Vietnamkrieg führen<sup>81</sup>, ebenso zu plausibilisieren versucht wie an Beziehungskonflikten, bei denen sich die Lebenspartner in eine gewaltsame Beziehung gewissermaßen langsam hineinverhandeln<sup>82</sup>, glaubt nun Collins tatsächlich ein situationistisches Erklärungsmodell

---

80 Ders., *Dynamik der Gewalt*, S. 35.

81 Ebd., S. 83 ff.; vgl. zur Erläuterung Hartmann, »Soziale Ordnung und Gewalt«, S. 120.

82 Collins, *Dynamik der Gewalt*, S. 225.

dell anbieten zu können. Die lokale Kausalität »der Situation« liegt in ihrer emotionalen Qualität, die wiederum aus der Interaktion der jeweils anwesenden Personen erwächst, die sensorisch aufeinander eingestellt sind.

Mit dieser Lösung hat sich Collins freilich eine Emotionstheorie ans Bein gebunden, die alles andere als unproblematisch ist. Vermutlich wird man behaupten können, dass in den jüngeren Debatten von Philosophie und Soziologie, sofern dort von Emotionen die Rede war und ist, zumindest ein Aspekt immer stärker betont wird, der in dem naturalistischen Emotionsmodell von Collins, in dem Emotionen gewissermaßen unverzüglich und unmittelbar und dann auch weitgehend kontextlos<sup>83</sup> entstehen, schlicht nicht vorkommt.<sup>84</sup> Es handelt sich um die narrative Konstruktion von Emotionen, das heißt um die Einsicht, dass Emotionen jenseits von Erzählungen schlicht nicht existent sind, auch nicht für diejenigen, die diese haben. »To make sense of one's emotional life, including its surprises, it is thus necessary to see it as part of a larger unfolding narrative, not merely as a series of discrete episodes taken out of, and considered in abstraction from, the narrative in which they are embedded.«<sup>85</sup> Emotionen haben notwendig eine narrative Form. Wie Martha Nussbaum, eine der wortmächtigsten Vertreterinnen eines kognitiven Zugangs zu Emotionen, betont<sup>86</sup>, lassen sich aus physischen und physiologischen Zuständen keine klaren Emotionen herleiten. Hass, Ärger, Verliebtsein etc. lassen sich nicht physisch irgendwo lokalisieren und damit gewissermaßen naturwissenschaftlich bestimmen. Vielmehr haben Emotionen ein Objekt zum Gegenstand (man hasst *jemanden*, man är-

---

83 Wobei kontextlos hier meint: der Kontext jenseits der unmittelbaren Situation.

84 Vgl. hierzu auch Wolters, »Vorwärtspanik am Wickeltisch?«.

85 Goldie, *The Emotions*, S. 5.

86 Nussbaum, *Upheavals of Thought*; vgl. mit einer ähnlichen Perspektive etwa Döring, »Warum brauchen wir eine Philosophie der Gefühle?«; Hartmann, *Gefühle*; Katz, *How Emotions Work*; Solomon, »Emotions, Thoughts and Feelings«.

gert sich *über etwas*, man ist *in jemanden* verliebt etc.), was auch heißt, dass sich Emotionen, die sich auf ein Objekt richten, verändern können, obwohl das Objekt gleich und stabil bleibt, eben weil die Erzählungen und Wertungen über dieses Objekt sich ändern. Emotionen verkörpern somit gewissermaßen Glaubensvorstellungen über Objekte und enthalten Werturteile, sie sind Stellungnahmen, sodass sie sich nicht einfach naturalistisch registrieren lassen. Und damit gilt auch, dass sie nicht allein und ausschließlich aus der wie auch immer zu definierenden Situation emergieren.<sup>87</sup> Das heißt selbstverständlich nicht, dass die unmittelbare Situation überhaupt keine Rolle spielt, dass man vom detailgetreuen Blick auf das (gewalttätige) Handeln absehen könnte: Emotionen sind nicht nur an abstrakte Narrationen gebunden, sondern auch an geglückte und missglückte körperliche Handlungen und Interaktionen; ohne sie sind sie ebenso wenig zu erklären.<sup>88</sup> Aber *ohne* eine Berücksichtigung der kognitiven und narrativen Aspekte von Emotionen sind diese sicherlich nicht ausreichend zu analysieren.

Trifft dieser Punkt zu, dann könnte Collins' Rede von Emotionaler Energie in einem Narrativität wie Handlung gleichermaßen berücksichtigenden Theorierahmen allenfalls sinnvoll sein, wenn man auf die *Intensität* von Emotionen verweisen wollte – eine *Gestalt oder Form* dieser Emotionen ist aber aus der Situation allein nicht ableitbar, weil – um es nochmals zu betonen – Emotionen stets auch an Narrationen gebunden sind, die selbst immer jedoch einem weiteren Kontext entstammen.<sup>89</sup> Mit dem von Collins so geschätzten Goffman formuliert: Emotionen – und das gilt auch für solche in der Gewaltsi-

---

87 Nussbaum, *Upheavals of Thought*, S. 30.

88 Katz, *How Emotions Work*, S. 4 ff.

89 Dieses Problem ergibt sich auch deshalb, weil – wie Abram de Swaan argumentiert – Vertreterinnen eines situationistischen Ansatzes ihren Analysen eine Art übersozialisierter Vorstellung vom Menschen zugrunde legen, derzufolge nicht wie bei Parsons Normen und Werte das menschliche Handeln determinieren, sondern eben die Situation; vgl. de Swaan, *Diviser pour tuer*, S. 53 ff.

situation – sind stets auf »Rahmen« angewiesen, deren Herkunft aus einem größeren oder umfassenderen gesellschaftlichen oder kulturellen Zusammenhang nicht zu bestreiten sein dürfte. Das aber würde bedeuten, dass sich Motive nicht einfach von der Situation abtrennen lassen, dass man nicht einfach die Nichttransitivität der Motive in der Gewalterklärung behaupten kann, wie Collins es versucht, wenn er deren kausale Rolle für das Geschehen spätestens mit Beginn der Situation bestreitet.

Letztlich ist man wieder an einem Punkt angelangt, an dem man zuvor schon war. Collins' interaktionszentrierter Ansatz der Gewalterklärung vermag nur dann zu überzeugen, wenn man sich auf seine problematische Emotionstheorie einlässt und gleichzeitig ignoriert, dass er diese Emotionstheorie braucht, um die konzeptuellen Schwierigkeiten, die der Situationsbegriff ihm einbringt, umgehen zu können. Weigert man sich aber, diesen Aspekt zu ignorieren, dann ist man sehr schnell wieder im Fahrwasser von intentionalen, hermeneutischen oder narrativen Erklärungstheorien, die Motive, Ideologeme, kulturelle Deutungsmuster etc. in den Blick nehmen. Sie lassen sich einfach nicht abschütteln, Forschende sind letztlich wieder auf Untersuchungseinheiten und -aspekte verwiesen, welche die unmittelbare Interaktion zwischen Anwesenden transzendieren.

## **Die Performativität der Situation – und darüber hinaus!**

Wenn man sich nun nicht wieder der Motivheuristik (und ihrer Probleme) zuwenden will, aber gleichzeitig an der zentralen Bedeutung der Situation festhalten möchte, weil ja in der Tat Motive nicht so einfach zugänglich sind, dann liegt es nahe, situative Aspekte zu betrachten, die Collins' Ansatz explanatorisch weitgehend ignoriert. Einen solchen Weg ist die jüngst verstorbene Lee Ann Fujii gegangen, die – mit unterschiedlichen Theoremen spielend – auf die Performativität gewaltsamen Handelns hinwies. Sie gewann dadurch einen Erklärungsansatz, der sich von vorgängigen Motiven der Gewalttäter



unabhängig macht.<sup>90</sup> Anders als Collins sucht sie freilich keinen *allgemeinen* Erklärungsansatz für Gewalt, sondern konzentriert sich auf ausgewählte Phänomene massenhafter Gewalt, die sie insbesondere in Ruanda in den 1990er Jahren untersucht hat.

Fujii (und hier taucht sofort ein Argument aus dem Ressourcenmobilisierungs-Ansatz der Protestforschung auf) interessiert vor allem das Phänomen, dass sich in politischen Krisen für bestimmte Akteure »special occasions«<sup>91</sup> ergeben, aus der enorme Gewaltdynamiken erwachsen können. Weil das politische wie das Alltagsleben aus den Fugen geraten sind, finden sich neue Rollen für Akteure gerade dadurch, dass sie bereit sind, massiv Gewalt ausüben. In der Protestforschung spricht man an dieser Stelle treffend von Gelegenheitsstrukturen<sup>92</sup>: Bestimmte Akteure greifen gerade deshalb auf Gewalt zurück, um sich selbst zu inszenieren, um eine Bühne zu erklimmen, die es ihnen erlaubt, Status zu gewinnen. Fujii hat hier solche Personen im Auge, die – wie in Ruanda – gewissermaßen die Hetzpropaganda gegen die Bevölkerungsgruppe der Tutsi als Steigbügel benutzen, um dann mit zum Teil grotesk übersteigerten Gewaltformen diese Propaganda in die Tat umzusetzen. Wir haben es im Fall des Völkermordes in Ruanda mit einem oft chaotischen, spontanen und öffentlichen Geschehen zu tun. Gerade darin liegt aber, so Fujii, die zentrale Erklärung für das enorme Ausmaß der Gewalt. Denn das performative Handeln der einzelnen Gewaltakteure benötigte Zuschauer, die Bühne der Gewalt war ohne Publikum schlicht sinnlos. Die von vielen mitgestalteten Gelegenheiten, viele Zuschauerinnen zu haben und sich vor diesen zu profilieren<sup>93</sup>, begreift Fujii als wesentliche Triebkraft einer sich steigernden und immer brutaler werdenden Gewalt, wobei – so ein weiteres Argument von Fujii – gerade

---

90 Fujii, »Mehr als tödlich«, S. 76–78.

91 Ebd.

92 Siehe dazu den fast schon klassischen Band McAdam/McCarthy/Mayer N. Zald (Hg.), *Comparative Perspectives on Social Movements*.

93 Fujii, »Mehr als tödlich«, S. 79–80.

die Unvorhersehbarkeit und Kontingenz des Gewaltaktes die besondere Faszination für die beteiligten Täter ausmachte.<sup>94</sup>

Ein performativ erklärbares Geschehen findet sich Fujii zufolge nicht nur beim Völkermord in Ruanda. Ähnliches war auch zu beobachten bei Massakern durch die US-Armee in Vietnam (etwa in My Lai) oder bei Lynchmorden in den USA, die ja ebenfalls nicht ohne die Zuschauer zu erklären sind, vor deren Hintergrund sich Akteure »aufspielen« und eine Art »Show« der Gewalt inszenieren. Gegen Collins wendet sie dabei ein, dass ihr performatives Erklärungsmodell mehr Plausibilität beanspruchen kann, weil Collins in seinem Ansatz, etwa wenn er mit Bezug auf eben die gleichen Massaker in Vietnam von »Vorwärtspaniken«<sup>95</sup> spricht, die Zuschauer und damit die Kommunikationsfunktion von Gewalt weitgehend ignoriert.<sup>96</sup> Fujii macht demgegenüber geltend, dass gerade Gewalt sich oftmals am besten durch die Performativität des Handelns in der Situation erklären lässt, wobei sie unterschiedliche Typen von Gewaltakten unterscheidet – vom Karneval der Gewalt über das Spektakel bis hin zur One-Man-Show.<sup>97</sup> Sie kommen, da mögen die Bezeichnungen in die Irre führen, jeweils ohne nennenswerte Planung aus, emergieren vielmehr aus Situationen.

Fujiis Analyse besticht dadurch, dass sie ihren situationistischen Ansatz nicht überzieht, zumal sie in ihrer einige Jahre zuvor erschienenen und breit rezipierten Monografie *Killing Neighbors. Webs of Violence in Rwanda* gezeigt hat, dass die Situation beileibe nicht alles determiniert, was unter den Beteiligten passiert. Zwar lehnt sie wie Kalyvas und Collins ideologische oder kulturelle Erklärungen von Gewalt ab, wenn sie darauf verweist, dass ethnische Zugehörigkeiten

---

94 Ebd.

95 Collins, *Dynamik der Gewalt*, S. 136–137, 155–156.

96 Fujii, »Mehr als tödlich«, S. 80–83; siehe dazu auch im Hinblick auf *School Shootings* Leuschner, »Mein Foto wird durch sämtliche Sender flimmern«.

97 Ebd., S. 420.

für eine plausible Erklärung des Genozids in Ruanda kaum relevant sind<sup>98</sup>, da damit nicht erklärt werden kann, warum das massenhafte Töten gerade *in aller Öffentlichkeit* inszeniert wurde.<sup>99</sup> Zwar betont sie immer auch die Spontaneität der Gewalt und den nicht linearen Prozesscharakter des Genozids.<sup>100</sup> Aber diese Spontaneität ist nicht voraussetzungslos, wie Fujii weiß, sondern schließt an die gewalttätigen »Scripts« an, die die Hutu-Eliten geschrieben haben<sup>101</sup> und die Täter »on the spot« aufgrund des ihnen zur Verfügung stehenden großen Handlungsspielraums in ebenso grausamer wie kreativer Weise umsetzten – gerade weil derartige »Scripts« interpretationsoffen sind. Fujii erkennt auch an – und dabei entfernt sie sich dann immer weiter von einem ausschließlich situationistischen Ansatz –, dass es durchaus makrostrukturelle Muster der Gewalt gab, dass geografische Schwerpunkte der Gewalt auszumachen waren, die mit der Verflechtungsgeschichte des Kongo mit Ruanda zusammenhingen, dass in Zentralruanda das Töten von *Nachbarn* sehr viel häufiger war als an der Grenze zum Kongo, dass die Beteiligung am Abschlachten von Tutsis nicht zuletzt mit bestimmten familiären Bindungen zusammenhing, war es doch oft eine familiäre Verstrickung, die Einzelne involvierte, etc.<sup>102</sup> Die unmittelbare Situation allein vermag Fujii zufolge also die Gewaltdynamik nicht zu erklären, auch wenn – wie in ihrem Aufsatz ausgeführt – die Performativität des Handelns von Einzelnen *in der Situation* und – wie in ihrer Monografie – die Gruppendynamik dortselbst eine nicht zu unterschätzende Rolle spielte.<sup>103</sup> Ebenso betont sie, dass es in der Situation immer auch Wahlmöglichkeiten gab.<sup>104</sup> Einem emotionsbasierten Determinismus, wie er bei

---

98 Fujii, *Killing Neighbors*, S. 6.

99 Ebd., S. 7.

100 Ebd., S. 11.

101 Ebd., S. 12; 121.

102 Ebd., S. 136.

103 »[...] killing produced groups and groups produced killings« (ebd., S. 154).

104 Ebd., S. 157.

Collins zumindest tendenziell angelegt ist, verweigert sie sich, wobei – und das ist bei der Rede von »Wahlmöglichkeiten« unvermeidlich – dann doch wieder Situationsdeutungen, Motive und Rationalisierungen relevant werden.

Auch Fujii entkommt somit nicht der Motivsuche, entzieht sich ihr im Übrigen auch gar nicht dezidiert. Damit stehen wir also wiederum vor der Frage, wie das Verhältnis zwischen einer situationistischen Deutung der Gewalt einerseits und einer motivationalen andererseits zu justieren wäre. Ebenso stoßen wird erneut auf das leidige, bereits mehrfach angesprochene Problem, wie man der Gefahr einer willkürlichen Zuschreibung von Motiven eigentlich entgehen kann. Fujii hat in ihren Analysen zudem das Problem, dass ohne eine Berücksichtigung makrokontextueller Randbedingungen, darunter eben auch die ethnische Differenz zwischen Hutus und Tutsis, viele ihrer Argumente an Plausibilität verlieren würden. Es ergibt sich somit die Frage, welche Alternative sich bietet – sofern man nicht zur Heuristik der Motive zurückwill, weil man die dortigen Schwierigkeiten schon kennt. In der Tat gibt es neben der Heuristik der »Motive« und derjenigen der »Situationen« noch eine dritte Kandidatin, die wir als eine der »Konstellationen« bezeichnen. Sie deutet sich bei Fujii bereits an, die nicht zuletzt auf eine Triade aus Gewalttätern, Opfern und Öffentlichkeiten hinarbeitet, welche sich weder in den situativen Beziehungen zwischen Anwesenden erschöpft noch in den Motiven der Täter Berücksichtigung findet.

## Konstellationen – oder: Welche sozialen Bedingungen ermöglichen Gewalt?

Sozialwissenschaftliche Argumente sind nicht selten akteursfern formuliert. Sie adressieren dann für gewöhnlich Vorgänge, die sich gewissermaßen »hinter den Rücken« von Akteuren vollziehen.<sup>105</sup> Mit solchen »inkongruenten Perspektiven«<sup>106</sup> finden diese Argumente nicht selten breitere öffentliche Resonanz, die über den Fachdiskurs selbst hinausreicht. Die Faszination solcher Accounts liegt vor allem darin, dass sie sich von alltagsspontanen Erklärungen absetzen und überraschende Einsichten eröffnen. Fachintern gewinnen sie ihre Plausibilität meist dadurch, dass Erklärungen, die an den Motiven von Akteuren oder an der Gestalt von Situationen ansetzen, nicht zu überzeugen vermögen.

Die Gewaltforschung ist hier keine Ausnahme. Denn als Ende der 1980er Jahre die Neuere Gewaltsoziologie die Bühne betrat und situationistische und phänomenologische Analysen in den Vordergrund rückten, tauchte sehr schnell die Frage auf, ob der Blick auf Handlungsmotive oder Situationsdynamiken wirklich genügen kann, um zu plausiblen Gewalterklärungen vorzustoßen. Ist man – so die kritische Frage – aber dabei nicht in Gefahr, den Blick für das große Ganze zu verlieren? Droht nicht eine Banalisierung von Gewalterklärungen, wenn man die größeren Kontexte von Handlungen und Situation schon allein aus forschungsmethodischen Gründen ignoriert oder ignorieren muss? Forschende, die gegenüber der mikroskopischen Gewaltforschung skeptisch waren oder blieben, starteten deshalb

---

105 John Levi Martin spricht in diesem Zusammenhang treffend von »Third-Person-Explanations«, mit denen Sozialwissenschaft anderen Einheiten als »Individuen aus Fleisch und Blut« kausale Kraft zuschreiben (Martin, *The Explanation of Social Action*, S. 5).

106 Luhmann, *Schriften zur Organisation*, Bd. I, S. 241; siehe dazu auch Hoebel, »Grenzen der Organisierbarkeit«.

Versuche, bei der Erklärung von Gewalt wieder stärker sogenannte Makrokontexte einzubeziehen, darunter auch solche, die eben nur einigermäßen akteursfern zu gewinnen waren.

## Das Problem der Metapheritis – Von Gewaltmärkten und Gewalträumen

Skeptische Reaktionen waren bereits Mitte der 1990er Jahre zu beobachten, als sich in der anhebenden Debatte um »Neue Kriege« die Frage stellte, ob zur Erklärung von »low intensity conflicts« oder von Bürgerkriegen<sup>107</sup> nicht auch Konzepte herangezogen werden müssten, die weder in der damaligen Kriegsforschung zu finden waren noch in Untersuchungsdesigns der sonst üblichen Gewaltforschung. Der deutsche Anthropologe Georg Elwert argumentierte in diesem Zusammenhang, dass wiederkehrende Perioden von Gewalt und Krieg in vielen Teilen der gegenwärtigen Welt, vor allem in Afrika, nur dadurch zu erklären sind, dass dort eine bestimmte Bedingungskonstellation dafür existiert.<sup>108</sup> Er behauptete, dass »gewaltoffene Räume«, in denen es kein Gewaltmonopol gibt, zu einer Spirale der Gewalt führten, die in erster Linie durch ökonomische Motive von Akteuren angetrieben würde. In solchen Räumen seien reguläre ökonomische Transaktionen verschwunden und Raub und Plünderung die einzig sinnvollen und damit rationalen Aktivitäten, um überhaupt an Ressourcen gelangen zu können. Kollektive und individuelle Akteure nutzten deshalb Gewalt und etablierten so stabile Gewaltmärkte. Elwert<sup>109</sup> führte somit simultan die Begriffe »Gewalt-

---

107 Zum Überblick hier vgl. van Creveld, *Die Zukunft des Krieges*; Kaldor, *Neue und alte Kriege*; Münkler, *Die neuen Kriege*.

108 Elwert, »Gewaltmärkte«.

109 Das Konzept verbreitete sich recht zügig, um Konflikte auch in anderen Weltregionen und anderen historischen Epochen zu charakterisieren, vgl. etwa Riekenberg: »Mikroethnien«, »Gewaltmärkte«, *Frontiers*«.

märkte« und »Gewalträume« ein, verwendete sie auch fast austauschbar. Zur Verdeutlichung wollen wir aber beide Begriffe, die dann in verschiedensten Feldern der Gewaltforschung angewandt wurden, getrennt diskutieren, beginnend mit »Gewaltmärkten«.

Elwerts Analyse war offensichtlich stark von utilitaristischen Annahmen beeinflusst – und stand genau deshalb schnell in der Kritik. Wie Hartmann Tyrell darlegte, ist es höchst zweifelhaft, ob Gewalt von rivalisierenden Individuen und Gruppen – im Unterschied zu ökonomischen Akteuren – wirklich in einer rationalen und dann stabilen Art und Weise organisiert werden kann. Das legte Elwert nahe, als er den Begriff »Gewaltmarkt« einführte.<sup>110</sup> Aber die nicht intendierten Konsequenzen von Gewalttaten, an denen viele Menschen beteiligt sind, dürften (sowohl für die Täter wie für die Opfer) schlichtweg zu vielfältig sein, als dass sie die Etablierung stabiler Strukturen erlaubten.

Der von Elwert vorgeschlagene Erklärungsansatz hat seinen Ausgangspunkt nun in der Tat in einem strukturtheoretisch zu beschreibenden Kontext, insofern – so die These – gerade der Zusammenbruch der staatlichen und sonstigen Ordnung in bestimmten Teilen der Welt die Möglichkeit des Gewalthandelns für jedermann eröffnet. Der Gewaltmarkt entsteht gewissermaßen aus einem staatsfernen Hobbes'schen Zustand, der erst das vielfältig ausdeutbare, jedenfalls eher gewaltaverse Agieren von Menschen in rationale, aber eben nun offen *gewaltsame* Handlungsstrategien einmünden lässt. Man könnte die von Elwert vorgeschlagene Erklärungstheorie als eine Art Mischform beschreiben, insofern er einerseits auf ein intentional-motivationales Erklären mit der explanatorischen Exklusivität rationaler Akteure hinauswollte, andererseits aber auch eine Art mechanistischen Erklärungsanspruch mit dem Primat klar benennbarer Wirkzusammenhänge zwischen Ereignissen und Sachverhalten, die ein bestimmtes Phänomen produzieren und damit erklären, erhebt: Ein

---

110 Tyrell, »Physische Gewalt, gewaltsamer Konflikt und ›der Staat«, S. 277–278.

überindividueller (historisch und geografisch klar benennbarer) Kontext der Unordnung, der letztlich dem fehlenden Gewaltmonopol geschuldet ist, greift auf die Handlungsmotive der Akteure durch und erzwingt deren gewalttätiges Handeln mit der Folge einer Gewalteskalation oder zumindest eines verstetigten Gewalthandelns von vielen, wodurch sich eine neue soziale Ordnung etabliert – ein Gewaltmarkt.

Ganz so eindeutig ist es allerdings nicht, wie stark Elwert sich intentional-motivationalen und / oder mechanismischen Ansätzen tatsächlich angenähert hat. An manchen und durchaus zentralen Stellen seiner Argumentation erinnern seine Begriffsprägungen (»Gewaltmärkte«) eher an eine Form der Erklärung, die Abbott als »semantisch« bezeichnet hat, insofern eine solche Erklärung fremde Sachverhalte in einen bekannten Kontext übersetzt und dadurch erklärt. Elwert schlägt diese Richtung ein, indem er den (westlichen Beobachtern) einigermaßen fremden Sachverhalt überschießender Gewalt als marktförmig charakterisiert. Man kann aber nun freilich bezweifeln, ob diese hier verwendete semantische Erklärung wirklich zu überzeugen vermag, ob die Marktmetapher wirklich passt. Denn ein ökonomischer Markt hat Güter, die gehandelt und getauscht werden, es gibt Käufer und Verkäufer, es gibt einen Preismechanismus, der zu einem stabilen Gleichgewicht tendiert etc. Es ist aber doch nicht unumstritten, ob solche Merkmale in Gewaltsituationen ebenfalls aufzufinden sind, sieht man davon ab, dass manche Leute ihr Geld tatsächlich durch Töten verdienen, dass Töten einen Preis haben kann, wenn man etwa an die lateinamerikanischen Sicaños denkt, die für eine bestimmte Geldsumme Leute umbringen. Ob aber dieser Gedanke für Kriege und Bürgerkriege ernsthaft trägt, scheint doch eher zweifelhaft zu sein. Dafür, dass Gruppen rauben und plündern, benötigt man allein deshalb schon keine Marktmetapher, weil – wie Tyrell richtig vermerkte – die dann sich einstellenden sozialen Verhältnisse derart instabil, unvorhersagbar und eben unordentlich sind, dass eine so stark konnotierte *Ordnungskategorie* wie diejenige des »Marktes« die Sicht auf die Verhältnisse eher verstellt.



Das Konzept »Gewaltmarkt« ist unseres Erachtens Ausdruck eines zu gedankenlosen Umgangs mit sprachlichen Bildern – Ausdruck einer »Metapheritis«. <sup>111</sup> »Tunnel« und »Weg«, die Collins nutzt, um Situationsverläufe zu erklären, sind ebenfalls so zu beschreiben und einzuordnen. Wenn wir von »Metapheritis« reden, kritisieren wir die Nutzung von Metaphern freilich nicht per se. Wie Paul Ricoeur <sup>112</sup> argumentiert hat, sind Metaphern Bestandteile der Alltagssprache und damit unvermeidlich auch der Sprache der Sozialwissenschaften. Metaphern sind dabei nicht bloß ein Ersatz für gerade nicht vorhandene passende Wörter oder Nomina; auch sind sie nicht als bloße dekorative Stilmittel für ansonsten trockene Texte misszuverstehen. Ganz im Gegenteil, Metaphern sind viel mehr als das, erlauben sie doch auf Ähnlichkeiten zwischen verschiedenen Phänomenen aufmerksam zu machen, sie sind immer auch Vergleiche. Ricoeur behauptete sogar, dass Vergleiche oft so etwas sind wie entfaltete Metaphern <sup>113</sup>, zumindest dann, wenn die verglichenen Phänomene zu verschiedenen Sphären der sozialen Welt gehören.

Metaphorisch zu vergleichen heißt also, die logischen Grenzen eines vormals selbstverständlichen Kontextes aufzubrechen, um damit ein besseres und neues Verständnis eben dieses Kontextes zu ermöglichen. <sup>114</sup> Metaphern haben folglich eine heuristische Funktion, sie *erklären* etwas ziemlich Komplexes oder Opakes, indem sie es in einen neuen und mithin leichter zugänglichen Kontext versetzen. <sup>115</sup> Im Sinne Abbotts <sup>116</sup> ist eine Verwendung von Metaphern in diesem

---

111 Wir adaptieren hier den selbst recht plakativen Begriff des Linguisten Lobin, »Was ist falsch an der Metapheritis?«, *Süddeutsche Zeitung*, 21. 2. 2019, S. 9.

112 Deutsch: Ricoeur, Die lebendige Metapher.

113 Ebd, S. 50.

114 Ebd, S. 188.

115 Zum explanatorischen Charakter von Metaphern vgl. auch Lakoff/Johnson, *Metaphors We Live By*.

116 Vgl. nochmals Abbott, *Methods of Discovery*, S. 10 f., und unsere Ausführungen auf S. 43 f.

Sinne dann eben auch eine semantische Erklärung. Metaphern haben also durchaus das Potenzial, Erklärungen zu liefern. Aber – das betonte Ricoeur ebenfalls – dabei ist immer auch zu unterscheiden zwischen lebenden Metaphern einerseits und toten andererseits, insofern bei letzteren der ursprüngliche Verwendungshintergrund, nämlich auf eine kreative Weise bestimmte Phänomene neu zu beleuchten und zu erklären, längst vergessen wurde und die Metapher auf eine gedankenlose Art und Weise in einen wenig reflektierten Alltagssprachgebrauch eingesickert ist.

Das Problem der Metapheritis besteht nun zu einem großen Teil darin, dass die genutzten Metaphern eigentlich tot sind – oder noch nie so richtig gelebt haben. Der Begriff des »Gewaltraums«<sup>117</sup> ist ebenso exemplarisch wie die bereits kritisierte Marktmetapher.<sup>118</sup> Sie basiert im Kern auf der trügerischen hobbesianischen Prämisse, wonach in Regionen *ohne* eine starke Staatstradition immer auch schon Anarchie und Massengewalt drohen.<sup>119</sup> Prominente Beispiele für eine auf Raummetaphern basierende Argumentationsstrategie sind etwa

---

117 Vgl. auch Koloma Beck, »Gewalt / Raum«, hier v. a. S. 436 ff.

118 Damit soll also nicht bestritten werden, dass es Territorien gibt, in denen Gewalt eskaliert, sondern nur, dass das Marktmodell hier besonders weiterhilft. Wenn etwa Sven Chojnacki und Zeljko Branovic argumentieren, dass »(s)owohl empirische Evidenzen als auch formale Modellierungen [...] Indizien [liefern] dafür, dass der Einsatz willkürlicher Gewalt und die Zerstörung von Eigentum in Zonen strategischer Unsicherheit wegen multipler materieller Unsicherheiten und unvollständigen Informationen wahrscheinlicher sind als in anderen Räumen«, so wird man diesen Befund nicht bestreiten können, wohl aber, dass man derartige Evidenzen am besten mit einem Marktmodell fassen kann; vgl. Chojnacki / Branovic, »Räume strategischer (Un-)Sicherheit«, S. 186–187.

119 Nicht berücksichtigt bleibt im Folgenden, dass der sozialwissenschaftliche Diskurs um sogenannte Gewalträume nicht zuletzt auch von politisch interessierter Seite vorangetrieben wurde, legitimiert doch die Rede von solchen Gewalträumen die Stabilisierung bestimmter Territorien von Außen – und damit militärische Interventionen; vgl. Prinz / Schetter, »Unregierte Räume, ›kill boxes‹ und Drohnenkriege«.

Timothy Snyders Studien *Bloodlands* oder *Black Earth*<sup>120</sup>. Snyder verabschiedete sich ja bekanntlich mit seiner Herangehensweise an den Holocaust und die mit ihm geschichtlich verwobenen und zeitlich parallelen stalinistischen Verbrechen von der üblichen Perspektive einer nationalstaatlichen oder auf imperiale Grenzen fixierten Betrachtungsweise. Er konzentrierte sich stattdessen auf einen ganz bewusst gewählten räumlichen Ausschnitt, die sogenannten »bloodlands«, die den Westen des heutigen Russland, die baltischen Staaten, Polen, Weißrussland und die Ukraine umfassten, das heißt auf eine Region, in der nicht nur Millionen Juden, sondern auch acht Millionen Nichtjuden umgebracht wurden. Snyders These lautete, dass in diesem Raum bestimmte Bedingungen gegeben waren, die das unfassbare Ausmaß an Gewalt überhaupt erst ermöglichten. Er wies dem Raumkonzept somit eine zentrale Rolle bei der Erklärung der großen Massenverbrechen des 20. Jahrhunderts zu, wohingegen die individuellen Motive der Täter und die unmittelbare Gewaltsituation vor Ort nur sekundäre kausale Relevanz hätten.

In *Black Earth* radikalisiert Snyder diesen Erklärungsansatz, indem er ihn auf eigentümliche Weise mit bestimmten Thesen über Staatlichkeit kombiniert.<sup>121</sup> Das Argument lautet, dass die Existenz von Staaten der entscheidende Faktor war, der über das tatsächliche Ausmaß der von Hitler und seinen Schergen betriebenen Judenvernichtung bestimmte; denn – so Snyder – für die hochgradig variierenden Überlebenschancen von Juden war der Bestand staatlicher Strukturen insofern ausschlaggebend, als nur dort, wo Staatlichkeit gegeben war, jüdische Staatsbürger kraft staatlicher Autoritäten einigermaßen geschützt wurden. Wo kein Staat existierte, konnte sich der NS-Furor ungehemmt austoben. Snyder illustriert seinen Befund durch den Vergleich der Situation in Dänemark mit derjenigen in Est-

---

120 Snyder, *Bloodlands*; Snyder, *Black Earth*. Passagen und Teile der nun folgenden Argumentation waren auch schon entwickelt worden in Knöbl, »Nur beschreiben oder doch erklären?«.

121 Im Folgenden wird die deutsche Ausgabe zitiert, Snyder, *Black Earth*. Der Holocaust und warum er sich wiederholen kann.

land. Während im Nordbaltikum mehr als 90 Prozent der jüdischen Bevölkerung starben, überlebten fast alle Juden Dänemarks. Im einen Fall konnte ein Staat (in welcher souveränen Gestalt auch immer) intervenieren, im anderen war jede Staatlichkeit durch die Nationalsozialisten beseitigt worden, sodass vormals staatliche Strukturen für die neuen Herrscher keine Hindernisse mehr darstellten. Snyder schließt daraus, dass es die »Variable« Staat sei, die für das mörderische Geschehen des Holocaust ausschlaggebend ist.

Snyders Entdeckung der »Variablen« Staat – und damit implizit oder gar ganz explizit auch der Variablen eines von staatlichen Strukturen stark oder eben gar nicht durchdrungenen Raumes – verblüfft zunächst, entsteht doch der Eindruck, er habe eine ebenso simple wie theoretisch folgenreiche Einsicht gewonnen, die der Forschung bislang entgangen war. Freilich lässt sich bezweifeln, dass Snyder tatsächlich Neuland betritt. Denn überzeugend fiele die Gesamtarchitektur seiner Erklärung ja nur dann aus, wenn die in Betracht zu ziehenden Variablen einigermaßen unabhängig voneinander wären. Zu fragen ist also, ob das Handeln der Nationalsozialisten tatsächlich durch starke oder schwache staatliche Strukturen, die *unabhängig* von der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik gegeben waren, irgendwie beeinflusst worden ist – mit der Konsequenz, dass die Tötungsraten dadurch jeweils unterschiedlich ausgefallen sind. Bei Lichte besehen kann von wirklicher Unabhängigkeit aber wohl nicht die Rede sein, schufen sich die Nationalsozialisten doch exakt die staatlichen Strukturen, die sie zur Verfolgung ihrer Zwecke benötigten. Während sie in Nordeuropa und in Teilen Südeuropas wie des Balkans selbstverständlich Verbündete brauchten und den staatlichen Machthabern deshalb zumindest Scheinsouveränität zugestanden (was dann auch für die sogenannte »Judenfrage« galt), machten sie nicht zuletzt aufgrund ideologischer und rassistischer Motive im Osten Europas tabula rasa. Dort wurden sämtliche staatliche Strukturen derart gründlich vernichtet, dass in ihren Augen keine Chance zu deren Wiederaufrichtung bestand. Insofern ist es nicht weiter verwunderlich (und in der Forschung allenthalben bekannt), dass die Überlebenschancen von Juden je nach Regionen und Ländern variierten.

ten. Zu bedenken ist außerdem, dass die Nationalsozialisten in manchen Fällen außenpolitische Rücksichten zu nehmen hatten, weshalb jüdische Bevölkerungen ohne deutsche Staatsangehörigkeit keineswegs in jedem Falle ungehindert ermordet werden konnten. Snyders Behauptung, dass Staatsangehörigkeitsfragen, die Existenz einer funktionierenden Bürokratie und Rücksichten auf außenpolitische Kalküle für das Überleben der Juden zentral gewesen seien, ist mithin völlig plausibel. Übrigens ist auch sein Hinweis ernst zu nehmen, dass unterschiedliche Grade nationaler Antisemitismen (als eine implizite Kritik an intentionalen Erklärungen) keinen Unterschied für die jeweilige Intensität der Vernichtungspolitik gemacht haben.

Doch führen diese Beobachtungen, wie uns scheint, weder zu umstürzenden Einsichten, noch gar zu einer neuen Erklärung für den Holocaust. Denn zumindest in den Fußnoten seines Textes muss Snyder einräumen,<sup>122</sup> dass es im 20. Jahrhundert genügend Staaten gab, etwa die Volksrepublik China, die UdSSR, Kambodscha etc., die keine Probleme damit hatten, ihre Staatsbürger massenhaft umzubringen. Der tausend- und millionenfache Mord ist also gar nicht, wie Snyder suggeriert, auf staatsferne Räume angewiesen, auch wenn richtig bleibt, dass etwa die ganz überwiegende Mehrheit der ermordeten Juden in ebenjenen »bloodlands« den Tod fand. Aber dieser Befund lässt sich nicht so einfach verallgemeinern, jedenfalls nicht zu der These, wonach ein enger Zusammenhang zwischen Staatsferne und exzessiver Gewalt bestünde.<sup>123</sup>

Würde man versuchen, Snyders Erklärungsmodell in die von Little vorgestellte und für die Sozialwissenschaften entwickelte Liste von Erklärungstheorien einordnen zu wollen (siehe 2. Kapitel), so würde man sich einigmaßen schwertun. Denn weder spielen rationale oder irgendwie anderweitig motivierte Akteure in Snyders

---

122 Ebd., S. 423.

123 Vgl. auch die Kritik von John Connelly, der im Raum-Konzept Snyders und in seiner Rede von den Bloodlands keine interpretatorische oder explanatorische Kraft zu erkennen vermag; vgl. Connelly, »Gentle Revisionism«, S. 318.

Erklärungsskizze eine Rolle, noch werden funktionalistische Argumente verfochten oder gar eine inferenzstatistische Analyse vorgelegt. Auch ein mechanismischer Zugang oder ein strikt narrativer ist nicht wirklich auszumachen. Am besten kann man vielleicht Snyders Theorieansatz als einen solchen bezeichnen, der mit einem mit dem Staat jeweils spezifisch verflochtenen Raumkonzept auf eine Art schwachen Makrodeterminismus hinsteuert, insofern Snyder dieses Raumkonzept zum Ausgangspunkt macht, um daran verschiedene andere Variablen und Phänomene gewissermaßen additiv anzudocken – von Ideologemen über Motive bis hin zu Ereignissen.

Eine ganz ähnliche und sogar noch weiter radikalisierte Argumentationslinie ist auch vom deutschen Osteuropahistoriker Jörg Baberowski vorgeschlagen worden. Baberowski stellte in seinem Buch *Verbrannte Erde* aus dem Jahre 2012 sowie in weiteren, der Buchveröffentlichung vorangehenden wie nachfolgenden Aufsätzen<sup>124</sup> die Behauptung auf, Stalins brutaler Gestaltungswille habe gerade deshalb derart monströse Konsequenzen gezeitigt, weil er sich in »staatsfernen, vormodernen Gewalträumen«<sup>125</sup> austoben konnte. Baberowski will sich einerseits der situationistischen Gewaltforschung anschließen, die auf die unmittelbare Gewaltsituation abhebt und dabei von den Motiven der Täter eher absieht. »Offenbar hängt es nicht von Absichten und Überzeugungen, sondern von Möglichkeiten und Situationen ab, ob und wie Menschen Gewalt ausüben.«<sup>126</sup> Er definiert dann aber die Situation so, dass damit nicht eine Mikrokonstellation in den Blick kommt, sondern – ganz im Gegenteil – ein enorm großer Makrokontext, die Konstellation des staatsfernen (vormodernen) Raums des ehemaligen russischen Reiches bzw. der Sowjetunion. »Nicht Ideen und Gründe, sondern *Räume*, ihre Situationen und Handlungszwänge entscheiden darüber, was mit uns geschieht,

---

124 Baberowski, *Verbrannte Erde*; vgl. etwa ders., »Kriege in staatsfernen Räumen«; ders., »Einleitung, Ermöglichungsräume exzessiver Gewalt«.

125 Ders., *Verbrannte Erde*, S. 27.

126 Ebd., S. II.

wenn die Gewalt ausgebrochen ist.«<sup>127</sup> Nach Baberowski *entscheidet* der Raum. Ihm obliegt die Aufgabe, zu erklären, was die Gewalt mit uns macht, wobei angesichts des Zitats hervorzuheben wäre, dass der Raum für sein Verständnis die Gewalt erst strukturiert, *nachdem* sie ausgebrochen ist. Folglich ist schwer zu verstehen, welche Funktion der Raum in Baberowskis Argumentation eigentlich erfüllt. Ist er nun der Auslöser oder gewissermaßen bloß ein Begleiter von Gewalt? Bei aller Unklarheit scheint jedenfalls kaum bestreitbar zu sein, dass Baberowski letztlich doch eine Erklärung von Gewalt anstrebt, eine, die zugleich »raumtheoretisch« und hobbesianisch angelegt sein soll. Ihr zufolge ereignet sich Gewalt in Räumen, in denen alles erlaubt ist, weil dort ein sanktionierender Leviathan fehlt: »Schon immer haben Menschen einander verletzt und getötet, wenn sie im Glauben waren, es sei erlaubt, was sie tun, und wenn sie gewiss sein konnten, mit Strafe oder Rache nicht rechnen zu müssen.«<sup>128</sup> Der »Gewaltraum« – so ist Baberowski wohl zu verstehen – ist das analytische Konzept, das am besten dazu geeignet ist, Gewaltphänomene aufzuschlüsseln (oder vielleicht gar zu erklären). Dessen analytisches Auflösungsvermögen erweise sich insbesondere in Kontexten, in denen Gewalt zu einer ernsthaften Handlungsoption wird. »Gewalt ist eine attraktive Handlungsoption, *wenn* sich Räume öffnen, in denen sie sich entfalten kann.«<sup>129</sup> Diese Aussage schärft mit ihrem Konditional ein, dass der Gewaltraum Baberowski zufolge wohl nicht das Entstehen von Gewalt, aber zumindest anhaltende Gewaltdynamiken ursächlich erklären kann. Denn Gewalt ordnet das Geschehen neu, man kann ihr nicht ausweichen, sie schafft – so Baberowski – Anschlusszwänge und dadurch einen Raum, in dem eine spezifische Dynamik des Handelns zum Tragen kommt. Gewalträume eröffnen Akteuren Handlungsmöglichkeiten, sodass sich eine Art Hobbes'scher Zustand einstellt, sei es in der Mikrosituation personaler Gewaltausübung oder

---

127 Ebd., S. 32, Hervorh. von uns.

128 Ebd., S. 27.

129 Ebd., S. 136, Hervorh. von uns.

in der Makrosituation des Krieges. Im Gewaltraum, den der entgrenzte Krieg öffnet, fallen alle Hemmungen.<sup>130</sup>

Spätestens an dieser Stelle ist jedoch nicht mehr so recht klar, was mit dem Raumbegriff eigentlich erklärt werden soll.<sup>131</sup> Die Rede ist ja im Grunde von einem leeren Raum, zumindest von einem, in dem sich keine Struktur, keine staatliche Ordnung findet. Im Hintergrund steht eben Hobbes' Gedankenfigur, die dann mit einem irgendwie utilitaristisch gefärbten Handlungsmodell gefüllt wird, demzufolge unter solchen räumlichen Umständen der rationale Gewalteinsetz gewissermaßen auch zu erwarten wäre.<sup>132</sup> Aber abgesehen davon, ob eine solche Erwartung wirklich auch plausibel ist (Hobbes selbst hat ja seine Ausführungen lediglich als eine Art Gedankenexperiment formuliert), wird nicht weiter geklärt, was eigentlich das Explanans und das Explanandum (denkt man hier gewissermaßen linear von links nach rechts im Sinne einer Verursachungskette) und auf welcher Seite hier der Raum eigentlich einzuordnen ist. Denn tatsächlich ist es ja nicht ein bestimmter Raum, der – im stalinistischen Russland – die Gewalt erklärt, sondern die Handlungen und Unterlassungen eines bestimmten Typus von (staatlicher) Verwaltung (etwa die von Stalin geschaffenen Organisationen), die rücksichtslos ihre Ziele in einer bestimmten Situation umzusetzen versucht und in der dann auch keine anderen Mittel als Gewalt verfügbar sind. So entstehen – manchmal gar nicht intendiert – Epochen von enormer Gewalttätigkeit, werden immer wieder Bedingungen der Gewalt reproduziert, die zu Beginn gar nicht gewollt waren. All das lässt sich beschreiben und – wenn man so will – auch erklären, ohne ein Raumkonzept zur Verfügung zu haben, indem man relativ kurz auf die Handlungsbedingungen verweist, auf die auf Gewalt spezialisierte Institutionen stoßen. Letztlich trifft die eher allgemein formulierte Kritik von Benedikt Korf und Conrad Schetter auch die Zentralstelle von Babe-

---

130 Ebd., S. 162.

131 Vgl. Chojnacki/Engels, »Material Determinism and Beyond«.

132 Vgl. auch die Kritik von Hürter, »Gewalt, nichts als Gewalt«.



rowskis Theoriegebäude: Ihnen zufolge trennen sowohl Thesen von der Rationalität des Krieges wie diejenigen von seiner Archaik auf wenig plausible Weise (man könnte fast sagen: »gewaltsam«) die Phänomene »Gewalt« und »Politik« und beschreiben damit eine Art postpolitischer Gewalt<sup>133</sup>, womit aber eben verkannt wird, dass Gewalt immer auch eingebunden ist in mikro- und makropolitische Zusammenhänge und Handlungsgefüge.<sup>134</sup>

Insgesamt unterscheidet sich Baberowskis Vorgehensweise nicht nennenswert von derjenigen Snyders. Auch bei ihm ist eine Art schwache makrodeterministisch-transitive Erklärung zu erkennen, in welche dann gewissermaßen nachträglich und sukzessive die historischen Ereignisse als sonstige Variablen eingefügt werden. Es handelt sich um eine doch einigermaßen brachiale Vorgehensweise, die zumindest bei einem Historiker überrascht, zumal auch der Prozesshaftigkeit und Zeitlichkeit des Gewaltgeschehens wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird.

## Organisation und Gewalt

Der Versuch, wegzukommen von Motiven von Tätern und der unmittelbaren Gewaltsituation, kennzeichnet auch den breit rezipierten Vorschlag des Soziologen Stefan Kühl, neue Wege bei der Analyse des Holocaust zu gehen. Schon am provokanten Buchtitel »Ganz normale Organisationen« lässt sich ablesen<sup>135</sup>, welche Richtung Kühl einschlagen wird. Wie er darlegt, sind im Holocaust »99 Prozent aller Tötungen von Juden durch Mitglieder staatlicher Gewaltorganisationen durchgeführt«<sup>136</sup> worden, ein Punkt, der Kühl zufolge von der bisherigen Holocaustforschung schon deshalb übersehen wurde und auch werden musste, weil sie erhebliche organisationsoziologische

---

133 Korf/Schetter, »Einleitung. Geographien der Gewalt«, S. 12.

134 Ebd., S. 13.

135 Zur Rezeption vgl. jetzt *Zeitschrift für Genozidforschung* 16 (2018), 2.

136 Kühl, *Ganz normale Organisationen. Zur Soziologie des Holocaust*, S. 22.

Defizite aufweise<sup>137</sup> – Defizite, die Kühl unter Rückgriff auf eine dezi- diert systemtheoretisch gearbeitete Organisationssoziologie zu be- seitigen beabsichtigt.

Unter diesem Gesichtspunkt ist *Ganz normale Organisationen* eine bemerkenswerte Studie, Organisation erweist sich schnell als »lebende Metapher«. Denn nicht nur ist es eher selten der Fall, dass sich Soziologinnen mit dem Holocaust und seiner Erklärung befassen. Nicht weniger überraschend ist auch, dass Kühl – hier durchaus im Gegensatz zu einer gegenüber Erklärungen eher zurückhaltenden oder gar skeptischen Systemtheorie (siehe oben) – mit seiner an den frühen Luhmann anknüpfenden Organisationssoziologie ganz bewusst den Holocaust auch *erklären* will. Dazu interpretiert er u. a. die Akten und Daten des vor allem von Christopher Browning und Daniel J. Goldhagen untersuchten Hamburger Polizeireservebataillons 101, das im Zweiten Weltkrieg in den okkupierten Gebieten Osteuropas wütete.<sup>138</sup>

Das zentrale Argument, das massenhafte Gewalt erklären soll, besteht dabei aus drei Elementen. *Erstens* beschreibt Kühl in Anlehnung an den frühen Luhmann Organisationen als Systeme generalisierter Verhaltenserwartungen, die für ihr Funktionieren von den individuellen Motiven ihrer Mitglieder absehen können. Die Organisationsmitgliedschaft, nicht irgendwelche idiosynkratischen Motivlagen, erklären das Handeln der Täter (im Holocaust). »Das aus soziologischer Sicht Beunruhigende ist, dass es bei organisierten Gewaltanwendungen nebensächlich ist, aus welchen Motiven sich Personen beispielsweise an Folterungen, Erschießungen oder Vergasungen beteiligen. Für die Organisation ist es am Ende nur wichtig, dass die von ihr erwarteten Handlungen ausgeführt werden [...]«. <sup>139</sup> Kühl weiter: »Der Mehrwert eines soziologischen Zugangs liegt meines Erachtens aber insbesondere in der Einsicht, dass beim Holocaust nicht

---

137 Ebd., S. 26.

138 Browning, *Ganz normale Männer*; Goldhagen, *Hitlers willige Vollstrecker*.

139 Kühl, *Ganz normale Organisationen*, S. 91.

einfach nur Personen mit unterschiedlichen Motiven gehandelt haben, sondern dass diese unterschiedlichen Motive in Organisationen auf eine Weise generalisiert wurden, dass sich Organisationsmitglieder bereit erklärten, Handlungen durchzuführen, die sie außerhalb der Organisation nicht durchgeführt hätten.«<sup>140</sup>

Zweitens erörtert Kühl, dass im Polizei-Reservebataillon 101 sowie in anderen Organisationen auch stets eine Indifferenzzone existiert. Insofern jedes Organisationsmitglied bei Eintritt in die Organisation dieser seine grundsätzliche Folgebereitschaft signalisiert, entsteht dauerhaft eine Ordnung, innerhalb derer Mitglieder einander unterstellen, dass ihnen negative Konsequenzen drohen, wenn sie allzu sehr aus ihrer Mitgliedsrolle fallen. »Ein Mitglied erträgt innerhalb der Indifferenzzone ein hohes Maß an Veränderungen, Enttäuschungen und Belastungen, bevor es sich zum Austritt aus einer Organisation entschließt.«<sup>141</sup> Folglich sind dann auch diejenigen, die Befehle geben (etwa für Massenerschießungen im Falle des Polizeireservebataillons), sich der Folgebereitschaft ihrer Untergebenen einigermaßen sicher, auch dann, wenn gewissermaßen Unerhörtes verlangt wird.

Drittens, wie Kühl in *Ganz normale Organisationen* und in anderen Publikationen darlegt, erlauben Organisationen in Grauzonen erhebliche situative Freiheitsgrade, womit genau das, was durch die Indifferenzzone aufgrund der Anweisungen von Vorgesetzten möglich ist, unter Umständen durch die Eigeninitiative der Untergebenen noch verstärkt wird. »Das Verhalten der Angehörigen der NS-Organisationen wird nicht – wie noch durch Hannah Arendt [...] in ihrer Studie über die Banalität des Bösen – lediglich als Verhalten im Rahmen einer sehr genau spezifizierten formalen Mitgliedschaftsrolle verstanden. Stattdessen kann erklärt werden, weswegen die Organisationsmitglieder die Tötung von Juden initiativ betreiben, weswegen sie aktiv an Deportationen und Tötungen mitwirken, weswegen sie

---

140 Ebd., S. 330.

141 Ders., »Ganz normale Organisationen. Organisationssoziologische Interpretationen simulierter Brutalitäten«, S. 102–103.

Erschießungen häufig auch im Grenzbereich des organisational Geduldeten durchführen und vielfach auch lustvoll Grausamkeiten ausüben. Als zentralen theoretischen Baustein für die Überwindung des Gegensatzes strukturalistischer und voluntaristischer Ansätze sehen wir eine Dynamisierung des soziologisch zentralen Konzeptes der Indifferenzzone.«<sup>142</sup> Organisationsmitglieder haben dadurch selbst erhebliche Aktionsmacht.

Mit *Ganz normale Organisationen* entfaltet Kühl ein Argument, das gleichsam auf die Beziehungskonstellation von Organisationsmitgliedern innerhalb von Polizeibataillonen und auf die Einbindung der Bataillone in den NS-Apparat abhebt. Es läuft im Kern darauf hinaus, dass der soziale Mechanismus, qua formaler Mitgliedschaft sicherzustellen, dass die Organisationsangehörigen auch solche Aufgaben erfüllen, die sie während ihres Eintritts noch nicht kennen können, weil sie noch gar nicht als solche spezifiziert sind, sich auch auf relativ spontane massenhafte Erschießungen wehrloser Personen erstreckt – ohne dass die Schützen dafür besonders motiviert sein müssten. Stattdessen wirkt vor allem ein »Konsistenzdruck«<sup>143</sup> in Bezug darauf, wie sich die Beteiligten den übrigen Mitgliedern präsentieren. Die Einbindung in Organisationen schränkt die Selbstdarstellungschancen für gewöhnlich ein, was es den Individuen gleichsam erlaubt, als Person mehr oder weniger stark hinter der Organisationsrolle und den Verhaltenserwartungen, die an diese Rolle geknüpft sind, zurückzutreten. Das zeigt Kühl schlüssig auch für Polizeibataillone, d.h., das Spektrum persönlichen Engagements reicht von weitreichender »Rollenneutralität«, das heißt so zu tun, als ginge einen das Ganze nichts an, während man es tut, über ein »Rollenengagement«, sich also begeistert oder als besonders gut geeignet zu zeigen, bis hin zu »Rollendistanz«, die darin besteht, sich so zu präsentieren, als möchte man nicht mit den übernommenen Aufgaben identifiziert werden.<sup>144</sup> Der Konsistenzdruck besteht nun darin, dass es Mit-

---

142 Gruber/Kühl, »Autoritätsakzeptanz«, S. 17.

143 Kühl, *Ganz normale Organisationen*, S. 233.

144 Ebd., S. 225–239.

gliedern auch in Situationen, in denen sie an die Grenzen ihrer Indifferenzzone (oder darüber hinaus) geraten und sich gleichzeitig in Konstellationen wechselseitiger Beobachtung von Kollegen und Vorgesetzten befinden, nicht besonders leicht fällt, ihre bisher gepflegte Selbstdarstellung zu verlassen, die für gewöhnlich eine mindestens kameradschaftliche gewesen ist. Selbst wenn das Töten von Menschen zunächst noch nicht in ihrer Indifferenzzone liegt, pflegen die Polizisten eher ihre bisherige Selbstdarstellung als engagierte, kameradschaftliche oder andere selbst zu Tötungssituationen passende Präsentationsformen, als dass sie sich nicht nur den gestellten Anforderungen, sondern dem bisherigen Bild ihrer selbst verweigern – und das letztlich, so Kühl, unabhängig von ihren übrigen Motiven.

Kühls Argument wurde in verschiedenster Hinsicht kritisch kommentiert.<sup>145</sup> Wir konzentrieren uns hier auf das Problem der Kausalität, das bereits damit einsetzt, dass die zentrale Ausgangsfrage Kühls nicht so klar und eindeutig ist, wie es nötig wäre, um abschätzen zu können, worauf sich die angestrebte Erklärung erstreckt. Tatsächlich changiert diese Ausgangsfragestellung immer zwischen mindestens zwei Fassungen: Zum einen gibt es in gewisser Weise eine unmittelbar historische Problemstellung, die man so formulieren könnte: Warum waren in bestimmten Organisationen tätige Männer und Frauen in der historischen Situation, die wir heute Holocaust nennen, bereit, bestimmte Kategorien von Personen (außerhalb der Organisation) zu misshandeln und zu töten? Es findet sich aber auch noch eine andere, vielleicht eher systematisch klingende Frage-

---

<sup>145</sup> Vgl. Becker, »Einzelbesprechung Historische Soziologie: Stefan Kühl, Ganz normale Organisationen. Zur Soziologie des Holocaust«; Christ, »Die Praxis der Organisation«; Heim, »Rezension zu: Stefan Kühl, ›Ganz normale Organisationen‹«; Holzinger, »Nicht normale Organisationen. Kritische Anmerkungen zu Stefan Kühls ›Soziologie des Holocaust‹«; Nolzén, »Buchrezension: S. Kühl: ›Ganz normale Organisationen‹«; ders., »Ganz normale Organisationen. Was die NS-Forschung von Stefan Kühl lernen sollte«; Wildt, »Der Holocaust, organisationssoziologisch betrachtet«. Siehe dazu ebenfalls die Debatte in der *Zeitschrift für Genozidforschung* 16 (2018), 2.

stellung, die sich so formulieren ließe: »Wie bringen Organisationen ihre Mitglieder dazu Nichtmitglieder zu töten?«<sup>146</sup> Das sind nur auf den ersten Blick sehr ähnliche Fragestellungen. Tatsächlich lenkt man mit der ersten Frage das Hauptaugenmerk auf das Agieren der Täter vor Ort, also auf diejenigen, die foltern, misshandeln, töten. Die zweite Frage hingegen richtet den Blick eher auf die Organisation, die eine besondere Beschaffenheit haben muss, damit den Organisationsmitgliedern das Töten von Unschuldigen nahegebracht werden kann.

Die erste Frage ist eine solche, bei der man durchaus Zweifel haben kann, ob in einem darauf aufbauenden Erklärungsmodell tatsächlich die »Variable« Organisation eine so besonders zentrale Rolle spielt, was Kühl im Übrigen selbst anspricht und zugesteht, wobei er in Kauf nimmt, damit die Behauptung der Neuartigkeit seines Ansatzes zurückzunehmen. Denn hier wird ja in der Tat die historische Frage interessant, wie sehr und vor allem warum – etwa bedingt durch gesellschaftliche Veränderungen oder durch ein anderes politisches »Klima« – die Organisationsmitglieder selbst die von ihnen zunächst akzeptierte Indifferenzzone immer weiter ausdehnen. »So haben beispielsweise die Bataillonsführer Möglichkeiten, durch die Darstellung von Rollendistanz die Kooperationsbereitschaft der Organisationsmitglieder zu gewinnen. Die Folgebereitschaft der Organisationsmitglieder ist demnach nicht statisch festgelegt, sondern flexibel und veränderlich. Welcher Befehl akzeptiert und welcher verweigert wird, steht offenbar nicht schon per Mitgliedschaft fest. Vielmehr beeinflussen situative Bedingungen der zu bewältigenden Aufgaben das Verhalten der beteiligten Akteure, und die gesellschaftliche Umwelt der Organisation beeinflusst die Akzeptanz- und Ausführungsbereitschaft wie auch das Verweigerungspotenzial der Mitglieder.«<sup>147</sup> Es gebe eine »Grauzone«, in der die Organisationen – und

---

146 Vgl. Becker, »Einzelbesprechung Historische Soziologie: Stefan Kühl, Ganz normale Organisationen. Zur Soziologie des Holocaust«, S. 304–305.

147 Gruber / Kühl, »Autoritätsakzeptanz«, S. 23.

letztlich auch die Organisationsmitglieder – immer wieder austarieren, welche Form von Gewaltanwendung durch Gesetze gedeckt ist und welche nicht. Die Deportation, Erschießung und Vergasung von Juden kann nicht [...] entweder als eindeutig kriminell oder als eindeutig legal erklärt werden.«<sup>148</sup> Aber diese selbstständige Ausweitung der Indifferenzzone ist eben nur unter bestimmten historischen Umständen möglich und verständlich, hier spielen die Strukturen der Organisation dann nicht die entscheidende Rolle, sondern Motive, Ideologeme, umfassendere Kontexte usw.

Die zweite Frage hebt darauf ab, ob das, wovon Kühls Buch handelt, dem Titel zufolge in der Tat »ganz normale Organisationen« waren. Sie bezieht sich darauf, ob Kühl nicht eine zu ahistorische Sichtweise von Organisationen hat, weil er nicht wirklich untersucht, ob der im Nationalsozialismus zu findende Organisationstypus nicht ein ganz bestimmter war, ob Polizeibataillone im konkreten Kontext der frühen 1940er Jahre eine ganz spezifische Form hatten, die eben nicht mit dem Etikett »normal« (was auch immer das sein mag) bezeichnet werden sollten, weil es dort (aus welchen Gründen auch immer) besonders problemlos oder einfach gelang, die Organisationsmitglieder zur Tötung anderer zu bewegen.

Neben der changierenden Ausgangsfrage changiert Kühl auch im Zuge seiner Argumentation. Denn einerseits verlässt sich Kühl an bestimmten Stellen seiner Argumentation auf eine »oversocialized conception of man«<sup>149</sup>, und zwar immer dann, wenn er beschreibt, wie schnell es der Organisationsspitze gelingt, die Indifferenzzone gegen den potenziellen Widerstand der Organisationsmitglieder aufrechtzuerhalten oder gar immer weiter expansiv zu definieren: Die Mitglieder folgen dann in einer übersozialisierten Manier gewissermaßen blind den Organisationsvorgaben. Aber weil Kühl – zu Recht – auch betont, dass die Mitglieder durchaus selbst etwas dafür tun, diese gewissermaßen vorgegebene Indifferenzzone selbstständig auszuweiten, setzt er dann doch implizit auf ein interaktionistisches

---

148 Ebd., S. 22.

149 Wrong, »The Oversocialized Conception of Man in Modern Sociology«.

Akteursmodell, weil auch ihm zufolge die Motive und dann Taten der Organisationsangehörigen von Individuum zu Individuum durchaus stark differieren. Mit diesem Schwanken geht gleichzeitig einher, dass gelegentlich Kühl die Männer des Polizeibataillons einerseits als eine Art Entität beschreibt im Sinne einer irgendwie *from the bottom-up* argumentierenden *doing-together*-Annahme, andererseits eine durchaus anders gelagerte Perspektive einnimmt, die davon ausgeht, dass die Organisationsspitze in Top-down-Manier die Untergebenen gewissermaßen individuiert, auch wenn die Organisationsmitglieder A, B, C... dann durchaus doch zu den identischen mörderischen Handlungen gedrängt werden können. Dieser Verweis auf das Changieren zwischen unterschiedlichen Ausgangsfragen und der Einnahme unterschiedlicher ontologischer oder methodischer Positionen sollte sensibilisieren für die vielleicht zentrale Frage, die an dieses Buch zu stellen ist, eine Frage, die sicherlich wichtiger ist als jene, ob man jenes besagte Polizeibataillon nun als eine »ganz normale Organisation« bezeichnen sollte oder nicht.

Die zentrale Frage müsste lauten, welche Kausalbeziehung Kühl eigentlich im Blick hat, wenn er den Zusammenhang zwischen der Systemhaftigkeit von Organisationen auf der einen Seite und von (Massen-)Gewalt auf der anderen zum Thema macht. Kühl ist ja explizit angetreten, um zu erklären, vor allem um zu erklären jenseits jener mikrosoziologischen Perspektive der Neueren Gewaltforschung, der man nicht nur aus seiner Sicht und durchaus mit guten Gründen vorwarf, dass sie sich in diesen Mikrokontexten immer weiter verlor, d. h. Fragen nach übergreifenden Kontexten nicht mehr stellen konnte oder gar wollte. Und in der Tat: Mit den normalen, in der Geschichtswissenschaft zu findenden und wenig systematisierten Erklärungen kann und will sich Kühl nicht zufriedengeben.<sup>150</sup>

---

150 »In der Forschung wird eine Vielzahl möglicher Gründe für die Beteiligung ganz normaler Männer und Frauen am Holocaust genannt [...]. Solche Listen zeichnen sich dadurch aus, dass jede Erklärung in irgendeiner Form richtig ist. Die verschiedenen Erklärungsansätze müssen jedoch, um sie



Gleichzeitig ist jedoch nicht ganz klar, was er eigentlich erklären möchte. Kühl verzichtet auf jegliche wissenschaftstheoretische Reflexion dessen, was er mit soziologischer Erklärung meint – man hat den Eindruck, dass er das Konzept als selbstevident betrachtet bzw. annimmt, dass es sich direkt aus der materialen Darstellung ergibt, was eine Erklärung ist. Das irritiert auch deshalb, weil Kühls Erklärungsversuch ja zumindest mit der ebenfalls vom frühen Luhmann geäußerten Skepsis gegenüber der Sinnhaftigkeit klarer Kausalzuschreibungen irgendwie ins Verhältnis gesetzt werden müsste, was aber eben nicht geschieht.

Im Grunde stellt Kühl zunächst einmal nur ein gewissermaßen kontrafaktisches Argument als Erklärung vor, das freilich – zumindest mit Blick auf den Holocaust – wenig umstritten sein dürfte: Wenn nicht Organisationsmitglied, dann auch kein Täter! Aber zwischen dem Eintritt in die Organisation und den dann tatsächlich einsetzenden Massentötungen sind zunächst einmal viele Zwischen-

---

soziologisch fruchtbar zu machen, systematisch miteinander in Beziehung gesetzt und dadurch in ihrer jeweiligen Bedeutung für das Verhalten spezifiziert werden. Eine solche Spezifikation kann gelingen, wenn man soziale Phänomene – und nichts anderes sind Massenmorde und Umsiedelungen – als einen Aspekt einer Generalisierung von Verhaltenserwartungen in der Sach-, Sozial- und Zeitdimension begreift. [...] Für den von uns untersuchten Fall des Polizeibataillons 101 ist ausschlaggebend, dass die Generalisierung von Verhaltenserwartungen in Organisationen stattfindet. Die durch Organisationen geprägten Erwartungszusammenhänge wirken dabei bis in die Interaktionsebene hinein. [...] Bezüglich der sachlichen Generalisierung gehen wir auf die Stabilisierung von Verhaltenserwartungen auf der Ebene von Personen, Rollen, Programmen und Werten in Organisationen ein. Für die soziale Generalisierung zeigen wir, wie Verhaltenserwartungen durch (anonyme) Dritte gestützt werden. Für die zeitliche Generalisierung stellen wir dar, wie Erwartungen normativ abgesichert werden – inwiefern sie also auch dann aufrechterhalten werden, wenn man sie in einzelnen Fällen enttäuscht. Dieser Fokus begreift zugleich Organisation als wichtige Strukturierungsquelle für Interaktionsgeschehen« (Gruber/Kühl, »Autoritätsakzeptanz«, S. 9–10).

schritte, die zwar vielleicht je für sich von Kühl nicht unausgeleuchtet bleiben, aber über deren *Zusammenhang* und *Verkettung* Kühl den Leserinnen vergleichsweise wenig verrät. Anders formuliert: Kühl stellt mit Blick auf sein Erklärungsmodell in erster Linie die Ereigniskausalität des *Organisationseintritts* in den Mittelpunkt – von hier aus ergeben sich dann scheinbar automatisch alle weiteren Konsequenzen. Aber weder aus der – siehe das obige Zitat – sachlichen, sozialen oder zeitlichen Generalisierung von Erwartungshaltung in der Organisation des Polizeibataillons ergibt sich dann auch schon das, was erklärt werden soll, die Massentötungen. Hier ist Kühl dann doch wieder auf Motive angewiesen (und zwar immer dann, wenn es um die von den Untergebenen selbsttätig vorgenommene Erweiterung der Indifferenzzone geht) oder auf Kontextbedingungen, in welche die Organisationen eingebettet sind, wenn es darum geht, überhaupt zu verstehen, warum die Organisationen (die in Wahrheit so ganz normal nicht waren, sondern bewaffnete Einheiten in einer ideologisch-antisemitisch hoch aufgeladenen Kriegssituation) ihre Mitglieder so schnell in die Richtung des Tötens drängen konnten. Der Erklärungsskizze von Kühl fehlt deshalb jegliches dynamische Element, sie ist im Prinzip statisch, eben weil durch den starken Fokus auf die Organisation, deren Grundprinzipien nur beschrieben werden, lediglich der *Organisationseintritt* und das *Massentöten* selbst einen zeitlichen Index erhalten, alles Weitere, was dazwischen liegt, aber – wie Kritiker vermerkten – als gewissermaßen abstrakte Variable behandelt wird, die – weil empirisch in den Akten aufweisbar – lediglich in das statisch gebaute Erklärungsmodell dann nachträglich hineinmontiert wird: »Kühl arbeitet deduktiv und geht von der soziologischen Theorie aus, deren Begriffe die empirischen Befunde erklären sollen. Ein Historiker würde umgekehrt mit den Quellen beginnen und versuchen, daraus verallgemeinerbare Aussagen zu gewinnen.«<sup>151</sup> Letztlich würde dann auch Kühl lediglich eine Aufrechnung von mögli-

---

151 Nolzen, »Buchrezension: S. Kühl: ›Ganz normale Organisationen‹«.

chen Variablen und Symptomen liefern<sup>152</sup>, die eben jene Leerstelle in dem im Prinzip statischen Modell ausfüllen müssten. Was von Kritikern zu Recht als ein Fehlen von Prozessanalysen beschrieben wird, wird dadurch kaschiert, dass Kühl diese Leerstelle textdramaturgisch und durch die Reifikation der »Organisation« abdunkelt, die zudem nicht in ihren Operationen beschrieben wird, wie es eigentlich aus einer Luhmann'schen Perspektive zwingend notwendig wäre: »Die Entscheidungen der Organisation über Programme (welche Aufgaben sollen wie bearbeitet werden?), Stellen (welche Arbeitsteilung?) und Personal (wer bearbeitet was?) spart Kühl vollständig aus. Die alltäglichen Routinen des Hamburger Reserve-Polizeibataillons 101, die internen Hierarchien und die Mechanismen der Personalrekrutierung waren aber für die Bereitschaft der Reservepolizisten zum Massenmord nicht unerheblich. Kühls Abkehr von der Chronologie führt zu interpretatorischen Verzerrungen, etwa bei der These einer Dynamisierung der ›Indifferenzzone‹, mit der er ja zugesteht, dass sich die Folgebereitschaft in Organisationen verändern kann.«<sup>153</sup>

Insgesamt lässt sich deshalb festhalten, dass Kühl in seinem aufsehenerregenden Casing in *Ganz normale Organisationen* auf ein einigermaßen einfach gestricktes ereigniskausal-transitives Argument zur Erklärung einer bestimmten historischen Form von Gewalt (Räumungen, Razzien, Deportationen und Massenerschießungen in Verbindung mit permanenten Gelegenheiten zu Misshandlungen) zurückgreift, für dieses Causing aber die Zeitlichkeit und Prozessualität des Geschehens weitgehend ausblendet und darüber akteurskausalen Vorstellungen verhaftet bleibt, weil er den Motiven der Täter letztlich dann doch ein erhebliches Gewicht zuschreibt und darüber hinaus stets in Gefahr ist, die Organisation als handelndes Subjekt zu reifizieren. Wenn das aber einigermaßen plausibel ist, dann folgt daraus, dass man den handelnden Subjekten und ihren Motiven in der

---

152 Holzinger, »Der Holocaust und das Problem der Ebenen. Einige Bemerkungen zu Stefan Kühls ›Soziologie des Holocaust‹«, S. 50–51.

153 Nolzen, »Organisation und Massenmord. Stefan Kühls Beitrag zu einer ›Soziologie des Holocaust‹«, S. 29.

sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung nur schwer entkommen kann, dass es möglicherweise nur der Rückgriff auf diese erlaubt, Prozessdimensionen und Zeitlichkeit zu berücksichtigen, um von hier aus zu besseren kausalen Erklärungen vorstoßen zu können, ein Argument, das dazu einlädt, sich wieder Hilfe in anderen Heuristiken zu holen, wobei freilich kaum mehr etwas anderes übrig bleibt, als sich an den Anfang zurückzugeben – zur Heuristik der Motive.

## Die Zirkularität der Heuristiken

Die in diesem Kapitel vorgestellten Heuristiken der Gewaltforschung stehen nicht isoliert nebeneinander. Sie sind insofern aufeinander bezogen, als jeder Ansatz in bestimmte Aporien oder zumindest Probleme läuft, die sich im Grunde nur durch ein fundamental anderes Forschungsdesign lösen lassen, dessen Grundzüge sich bei anderen Heuristiken finden. Die heuristisch mit *Motiven* arbeitenden Sozialwissenschaftlerinnen haben enorme Schwierigkeiten mit der Motivzuschreibung. Zudem greifen Motivverklärungen zumeist zu kurz, weil aus Motiven nicht zwangsläufig soziale Konsequenzen erwachsen, wenn sich die Motivträger begegnen. So liegt es dann nahe, die Heuristik zu wechseln, gewinnt doch die Perspektive auf *Situationen* gerade durch das dortige Abstrahieren von den Motiven der Akteure ihre besondere Attraktivität. Dabei wird freilich die unangenehme und kaum zu lösende Frage aufgeworfen, wie sich methodisch-theoretisch eine Situation als eine in kausaler Hinsicht selbstgenügsame Einheit begreifen ließe – und ob nicht doch transsituative Elemente ein starkes explanatorisches Gewicht haben. Bejaht man diese Frage, so liegt es nahe, sich an eine ganz andere Heuristik zu halten, diejenige der *Konstellationen*, richtet man dort doch das Augenmerk von vornherein auf übergreifende (Makro-)Strukturen und Kontexte des Antuns, Erleidens und Beobachtens von Gewalt. Ungeklärt bleibt hier freilich, wie derartige Makrokontexte auf das Gewalthandeln durchgreifen, ob man mit Verweis auf derartige Kontexte überhaupt

erklären kann, wer Gewalt ausübt und wann sie auftritt, womit man vor der Frage steht, ob man nicht doch wieder zur Heuristik der *Motive* zurückkehren sollte. Man ist somit letztlich in einen Zirkel geraten, aus dem es keinen Ausweg zu geben scheint.

Gesteht man diesen Zirkel zu und resümiert man die Argumentation in diesem Kapitel, so wird man darauf stoßen, dass diese Zirkularität nicht zuletzt auch damit zu tun hat, dass die Argumente ständig von der Mikro- auf die Makroebene und zurück wechseln, um den in den jeweiligen Heuristiken vorfindbaren Aporien zu entgehen. Es stellt sich jedoch die Frage, ob die in den Sozialwissenschaften so gängige Mikro-Makro-Semantik überhaupt hilfreich ist, um aus dem Zirkel auszubrechen.



## 4. Der Mikro-Makro-Link als Sackgasse

Die Dominanz der Mikrosoziologie der Gewalt hat die Mikro-Makro-Semantik fest in der sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung verankert. Die Interaktionszentrierung der (Collins'schen) Mikrosoziologie der Gewalt steht zwar stellvertretend dafür, dass Ansätzen, die ihre Erklärungen von Gewalt nur in der unmittelbaren Situation suchen, nicht unbedingt die Zukunft gehört.<sup>1</sup> Gleichzeitig teilen selbst harte Kritikerinnen die Sicht, dass die Gewaltforschung in theoretischer und methodologischer Hinsicht nicht mehr hinter den Stand zurückfallen sollte, den sie im Zuge von mikrosoziologischen Detailanalysen erreicht hat. Das lässt sich auch aus Sicht der konkurrierenden Heuristiken, die primär auf Motive und Konstellationen verweisen, kaum bestreiten.

Wenig überraschend mehren sich in dieser Lage die Stimmen, den jeweiligen Schwächen und Blindstellen einer zu motiv-, situations- oder konstellationsorientierten Gewaltforschung mithilfe der Mikro-Makro-Unterscheidung zu begegnen, zu der sich in der Regel noch eine Meso-Differenz gesellt.<sup>2</sup> Wenn »Mikro« ja bereits ein zentraler Wortbestandteil einer der prominentesten Forschungsansätze

---

1 Siehe auch maßgeblich Sutterlüty, »Kollektive Gewalt und urbane Riots«; ders., »Fallstricke situationistischer Gewaltforschung«; Knöbl, »Gewalt erklären?«, S. 7; ders., »Perspektiven der Gewaltforschung«; ders., »Jenseits des situationistischen Paradigmas der Gewaltforschung«.

2 Maines, »Mesostructure and Social Process«; ders., »In Search of Mesostructure«.

ist – was liegt da näher, als an meso- oder makrosoziologischen Komplementären und Weiterentwicklungen zu arbeiten? Weil organisationale, netzwerkbasierte oder gesellschaftliche Vorgänge quasi aus dem mikrosoziologischen Erklärungsansatz »ausgelagert« worden sind, entsteht nicht zuletzt der Eindruck, als bräuchte es nun gewissermaßen als Korrektiv ergänzende Theorien im Sinn von »Meso-« oder »Makrosoziologien der Gewalt.«<sup>3</sup> Collins selbst leistete diesem Eindruck Vorschub, indem er in *Dynamik der Gewalt* eine zweite, freilich bisher noch nicht erschienene Monografie zum Thema Gewalt ankündigte, die sich ihren Meso- und Makrobedingungen widmen soll.<sup>4</sup>

Der ominöse »Mikro-Makro-Link«<sup>5</sup> ist das zentrale Schlagwort der sich anbahnenden Debatte über Einseitigkeiten der gegenwärtigen sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung. Es zielt – um es zu wiederholen – darauf ab, die mikrosoziologischen Einsichten über Gewalt zu bewahren und mit »Meso-« und »Makro-Argumenten« zu verknüpfen. Das ist jedoch leichter gesagt als getan, wie unsere Kritik an konstellationsorientierten Ansätzen, die situationsübergreifend angelegt sind, zeigte – etwa diejenige an Jörg Baberowskis »Gewalt-räume« oder an Stefan Kühls *Ganz normale Organisationen*. Denn wie die allzu interaktionszentrierte Mikrosoziologie der Gewalt haben diese ebenfalls ein Mikro-Makro-Problem, nur dass es sich aus an-

---

3 Dieses »Auslagern« aus der Erklärung ist nicht zu verwechseln damit, dass die Mikrosoziologie der Gewalt in sich durchaus das Potenzial trägt, situationsübergreifende Vorgänge explanatorisch einzubeziehen; vgl. Hartmann, »Produktiver Reduktionismus«.

4 Collins, *Dynamik der Gewalt*, S. 58. Es soll nun tatsächlich bald unter dem Titel »Theory of Emergent Conflict« ein entsprechendes Buch erscheinen, jedoch nicht als Monografie, sondern als Aufsatzsammlung; »An der Schwelle zur Gewalt. Ein Gespräch mit Randall Collins«, in: *Mittelweg* 36 28 (2019), 1–2, S. 60–69.

5 Knöbl, »Perspektiven der Gewaltforschung«, S. 11; »An der Schwelle zur Gewalt. Ein Gespräch mit Randall Collins«, S. 65; Kalyvas, »Linking the Micro and the Macro in the Study of Violence«.



derer Richtung stellt: Während man Baberowski dafür kritisieren kann, dass die Existenz bestimmter Raumordnungsvorstellungen politischer Akteure wenig aufschlussreich ist, um etwas über die tatsächlichen Gewaltpraktiken dieser Akteure zu erfahren, kann man Kühl entgegenhalten, dass es gar nicht organisatorische Struktureigentümlichkeiten sind, die gewalttätiges Handeln von (in seinem Fall) Ordnungspolizisten erklären, sondern im Grunde doch wieder bestimmte Motivlagen selbst. Der Versuch einer meso- oder makrosoziologischen Erweiterung oder Ergänzung führt also nicht selten über höchst verschlungene Pfade wieder zurück zur Mikrosoziologie.

Das ist kein Zufall. Unsere These ist, dass die Adaption der Mikro-Makro-Semantik nicht nur mit Blick auf von uns beispielhaft ausgewählte Ansätze (Collins, Baberowski, Kühl), sondern mit Blick auf die Gewaltforschung schlechthin eine theoretische und konzeptionelle Sackgasse ist, um explanatorische Aussagen über Gewalt zu treffen. Dass gerade innerhalb der Soziologie grundsätzlich ein kontroverses Verhältnis zur Mikro-Makro-Unterscheidung gepflegt wird, ist dabei noch das geringste Problem.<sup>6</sup> Seit Jahrzehnten wird

---

6 Insbesondere in den 1980er Jahren geht es entlang dieser Unterscheidung um nichts weniger als das methodologisch und sozialtheoretisch angemessene Verhältnis der Soziologie zu ihrem Gegenstand.

Einschlägig ist der von Karin Knorr-Cetina und Aaron V. Cicourel herausgegebene Band *Advances in Social Theory and Methodology*. In der von Knorr-Cetina geschriebenen Einleitung werden dabei mithilfe der Mikro-Makro-Differenz vier Dichotomien benannt, entlang derer die theorieaffine Soziologie bisher gearbeitet hat: (1) Individuum / Kollektiv, (2) Handlung / Struktur, (3) einfach / komplex und (4) machtlos / mächtig (Knorr-Cetina, »The Micro-Sociological Challenge of Macro-Sociology«). Damit erinnert Knorr-Cetina einerseits an altbekannte »Mikro-Makro-Probleme« soziologischen Forschens, die im Kern auf die Frage hinauslaufen, wie sich detailorientierte und weiträumige Perspektiven auf das Soziale zueinander verhalten. Andererseits behauptet sie, dass die erstgenannten Seiten der vier Unterscheidungen jeweils weniger analytische Aufmerksamkeit erhalten haben als ihre Gegenseiten oder als analytisch inferior

mal mehr, mal weniger heftig darum gestritten, (a) welche Perspektive Vorrang vor der anderen hat, (b) in welchem Verhältnis Mikro und Makro zueinanderstehen und (c) was die Unterscheidung empirisch bezeichnen soll.<sup>7</sup>

Die drei genannten Streitfragen sind jedoch nur das Epiphänomen einer wissenschaftstheoretischen Konfusion, die sich in dem grundsätzlich kontroversen Verhältnis der Soziologie zur Mikro-Makro-Semantik abzeichnet.<sup>8</sup> Sie betrifft im Kern die nicht geklärte Unterscheidung von Epistemologie und Ontologie.<sup>9</sup> Die Klärung soll daher im weiteren Verlauf dazu dienen, sich weitgehend von dieser Semantik, so wie sie üblicherweise in der Soziologie gepflegt wird, zu verabschieden, gerade auch in der sozialwissenschaftlichen Gewalt-

---

gesehen werden. – Ungeachtet seines Untertitels »Toward an Integration of Micro- and Macro-Sociologies« betont »Advances« vornehmlich Spaltungen in der soziologischen Theorielandschaft, wobei die Mitwirkenden gemeinhin für den Vorrang von Mikroperspektiven optieren. Collins ist hier einer der Wortführer; Collins »On the Microfoundations of Macrosociology«, S. 984; ders., »Micro-Translation as a Theory-Building Strategy«, S. 81.

Der ebenfalls einschlägige und von Jeffrey C. Alexander, Bernhard Giesen und Richard Münch herausgegebene Band »The Micro-Macro Link« ist hier offener als »Advances« gehalten. Neben diversen Wortmeldungen in soziologischen Fachzeitschriften und Handbüchern setzt er die aufgekeimte Mikro-Makro-Debatte maßgeblich fort, zielt jedoch nicht durchgängig darauf ab, die Superiorität einer der beiden Analyseperspektiven zu behaupten; vgl. exemplarisch nur die Beiträge von Berger/Eyre/Zelditch, »Theoretical Structures and the Micro-Macro-Problem«; Fine, »On the Macrofoundations of Microsociology«; Mouzelis, »The Poverty of Sociological Theory«.

- 7 Folgt man Bettina Heintz (»Emergenz und Reduktion«), so sind die drei Fragen nicht unabhängig voneinander zu beantworten.
- 8 Wir möchten daran erinnern, dass eine strukturell identische Debatte auch in der Geschichtswissenschaft geführt wurde, vgl. etwa Schlumbohm, »Mikrogeschichte – Makrogeschichte«, S. 10.
- 9 Berger/Eyre/Zelditch, »Theoretical Structures and the Micro-Macro-Problem«, S. 5.

forschung. Die Rufe nach dem Mikro-Makro-Link sollten aus unserer Sicht also ungehört verhallen, weil sie für gewöhnlich mit Interpretationen des Sozialen verknüpft sind, die sich spätestens dann, wenn es darum geht, Vorgänge und Sachverhalte in der sozialen Welt zu erklären, als inadäquat erweisen.

## Mikro, Makro, Migräne

Die Mikro-Makro-Semantik hat zwar einige Prominenz in der Soziologie. Nur wenige Autorinnen haben sich jedoch der Aufgabe gestellt, die Unterscheidung explizit zu definieren<sup>10</sup>, geschweige denn wissenschaftstheoretisch zu diskutieren. Stattdessen arbeiten die meisten Forscherinnen mit zumeist dichotomisierbaren Synonymen und Analogien, wenn sie darüber Auskunft geben, was die Unterscheidung eigentlich bezeichnen soll. Joseph Berger, Dana P. Eyre und Morris Zelditch haben die hier häufig beobachtbare Vorgehensweise in kritischer Absicht so charakterisiert: »It is often assumed that scale, level, structure and actor are somehow intercorrelated, giving *micro* the meaning of small, unstructured systems of individual actions, while *macro* means large, structured systems often of groups, without action.«<sup>11</sup> Die Mikrorealität wird also mit bestimmten irgendwie akteursnahen Begriffen gefasst, die komplementäre Makrorealität mit irgendwie akteursfernen oder systemnahen ganz anderen. Die hier waltende Fantasie erschöpft sich dabei nicht nur in den Dichotomien Individuum / Kollektiv, Handlung / Struktur, einfach / komplex und machtlos / mächtig, die Karin Knorr-Cetina Anfang der 1980er Jahre ausfindig machte und erörterte und die alle – auf welcher unklaren Weise auch immer – auf die Ebene der unmittelbaren Person oder Interak-

---

10 Krause, »Recombining Micro/Macro«.

11 Berger/Eyre/Zelditch, »Theoretical Structures and the Micro-Macro-Problem«, S. 56/57 (Hervorh. im Original).

tion anspielen oder eben auf eine irgendwie darüberliegende (System-)Ebene.<sup>12</sup> Vor wenigen Jahren identifizierte Monika Krause gar ganze 33 Gegensatzpaare, die Forscher synonym zur Mikro-Makro-Unterscheidung verwendeten<sup>13</sup> – nachdem Richard Münch und Neil J. Smelser zwischenzeitlich bereits sieben Definitionsvarianten ausgemacht hatten.<sup>14</sup>

Die von Krause erstellte und notwendig unübersichtliche Landkarte dokumentiert gleichsam, dass die Mikro-Makro-Semantik in der soziologischen Forschung sowohl für epistemologische als auch für ontologische Zwecke als auch für beide zugleich Verwendung findet. Sie bildet ab, dass Mikro/Makro einerseits *analytische* Beobachtungsstandpunkte oder methodische Vorgehensweisen bezeichnet (Epistemologie), womit nicht mehr (und nicht weniger) gesagt ist, als dass Sozialwissenschaftlerinnen konstatieren, dass sich der Fokus des jeweiligen Blicks verändern kann, je nachdem, welche Erkenntnisinteressen verfolgt werden. Man zoomt gewissermaßen an die Gegenstände heran oder von diesen weg und bekommt somit jeweils andere Phänomene in den Blick. Um ein Beispiel zu geben: Man kann sich als Forscherin für Individualdaten interessieren, also etwa für einzelne Morde. Man kann sich aber auch mit Aggregatdaten beschäftigen, also mit Mordraten in einer Gesellschaft, und würde damit nur behaupten, dass man durch Einnahme eines bestimmten Beobachtungsstandpunktes eben nur einen ganz spezifischen Ausschnitt aus der Wirklichkeit in den Blick bekommt. Ob die soziale Wirklichkeit des Mordes eine andere ist als diejenige der aggregierten Morde, darüber wird nichts ausgesagt.

---

12 Knorr-Cetina, »The Micro-Sociological Challenge of Macro-Sociology«.

13 Krause, »Recombining Micro/Macro«, S.142. Beispiele sind individualistisch / kollektivistisch, Individuum / Gesellschaft, Handlung / Struktur, Interaktion / Struktur und kleine Einheiten / große Einheiten. Wir belassen es hier zu Anschauungszwecken dabei, die ersten fünf Paare zu nennen, die Krause zusammengestellt hat.

14 Münch / Smelser, »Relating the Micro and Macro«.

Mit Mikro/Makro können aber auch *ontologische* Aussagen über die seinsmäßige Beschaffenheit der sozialen Welt bezeichnet werden, lässt sich doch behaupten, dass die (soziale) Welt tatsächlich an unterschiedlichen Orten und auf unterschiedlichen Ebenen verschieden strukturiert und beschaffen ist. Das ist etwa dann der Fall, wenn man konstatiert, dass die Ebene der unmittelbaren Gewaltsituation und der darin ablaufenden Gewalthandlungen einer völlig anderen Logik gehorcht als die die Situation überwölbenden oder diese umgebenden organisationellen oder institutionellen Strukturen, welche die Situation erst ermöglichen. Die jeweilige Wirklichkeit ist danach – so die hier vorliegende Annahme oder Behauptung – eine ganz andere und erfordert somit auch unterschiedliche theoretische Instrumente zu ihrer Analyse. Und nicht selten hat man als Leser aber auch das Pech, dass manche Autorinnen gar beide Perspektiven auf ziemlich unklare Weise ineinanderschieben, wenn sie etwa in ihren Untersuchungen von klein(er)en und größeren Einheiten sprechen (etwa von identifizierbaren Gewaltakteuren und -gruppen, die in großen »staatsfernen« Räumen unterwegs sind), wenn sie von beobachtbaren und nicht mehr so einfach zugänglichen Kräften und Strukturen reden, die dem sozialen Geschehen ihre Form geben, weil dann nicht mehr klar ist, ob hier von unterschiedlichen sozialen Realitäten die Rede ist oder nur von verschiedenen Beobachtungsstandpunkten.

Die Mikro-Makro-Unterscheidung bereitet unter dem Strich also mehr Probleme, als dass sie solche löst. Das liegt in den meisten Fällen daran, dass Forscher ontologische Aussagen tätigen, ohne sich die inneren Probleme ihres epistemologischen Beobachtungsstandpunkts klarzumachen. Wir zeigen dies exemplarisch (1) am Modell der soziologischen Erklärung, (2) am Dualismus der Beschreibungen und (3) am Problem der Ebenendifferenzierung des Sozialen, was für unseren Diskussionszusammenhang insofern relevant ist, weil sich nicht zufällig ähnlich problematische Argumentationsmuster ganz oft auch in der sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung finden.

*Beispiel 1: Das Modell der soziologischen Erklärung* – In der deutschsprachigen Soziologie ist die Mikro-Makro-Semantik zu einem elementaren Bestandteil des »(Grund-)Modells der soziologischen Er-

klärung« geworden, das Hartmut Esser<sup>15</sup> in enger Anlehnung an die »Coleman'sche Badewanne«<sup>16</sup> und das Hempel / Oppenheim'sche Konzept der analytisch-nomologischen Erklärung<sup>17</sup> formuliert und über die Jahre rahmenanalytisch weiterentwickelt hat. Kollektive Explananda (Makro) sind – so der Kerngedanke – aggregierte Wirkungen dessen, dass eine kritische Masse von Individuen in einer bestimmten gesellschaftlichen Situation (Makro) und unter bestimmten Randbedingungen sich aus einem Set von Handlungsalternativen für dieselbe Option entscheidet (Mikro).

Esser definiert die Makroebene des Modells, auf der die soziale Ausgangssituation und das soziologische Explanandum angesiedelt sind, gegenüber der Mikroebene wahlweise reduktionistisch oder emergentistisch, d. h. entweder als reine Ableitungen aus Komplexen individuellen Handelns oder als höherstufige Ordnungen, die sich nicht komplett aus diesen niederstufigen Vorgängen heraus erklären lassen. Das liegt daran, dass er nicht unterscheidet, ob das jeweils interessierende Makrophänomen »nur« methodologisch mithilfe von theoretisch plausiblen Hilfsannahmen von Forschenden reduziert werden kann (in diesem Falle wird unterstellt, dass der Makroebene eine eigenständige Seinsqualität zukommt) oder (ohne theoretische Hilfskonstrukte) auf Rahmungen und Entscheidungen auf der Mikroebene reduziert werden kann, womit angenommen wird, dass wir es auf verschiedenen Ebenen gerade nicht mit unterschiedlich strukturierten Wirklichkeiten zu tun haben.<sup>18</sup> So stellt sich die kritische Frage, ob Essers Modell plausibel zu Erklärungszwecken dienen kann, wenn schon das Verhältnis zwischen Mikro- und Makroebene nicht (dem eigenen Anspruch folgend) exakt bestimmt wird oder vielleicht auch gar

---

15 Esser, *Soziologie*, S. 39–63, 83–118; ders., »Das Modell der soziologischen Erklärung und die Paradigmen der Soziologie«, S. 523–532.

16 Coleman, »Social Theory, Social Research, and a Theory of Action«, S. 1322; ders., *Grundlagen der Sozialtheorie*, S. 1–29.

17 Hempel / Oppenheim, »Studies in the Logic of Explanation«.

18 Heintz, »Emergenz und Reduktion«.

nicht zu bestimmen ist. Es ist deshalb Andreas Balogs Diagnose nur zuzustimmen, wonach Soziologinnen zwar oftmals explanatorische (Theorie-)Interessen verfolgen, zu selten aber intensiv daran arbeiten, sich des ontologischen Aufbaus sozialer Phänomene, ihrer Eigenschaften und Abhängigkeiten voneinander zu versichern.<sup>19</sup>

*Beispiel 2: Dualismus der Beschreibungen* – Ein weiteres Beispiel für die Konfusion von Epistemologie und Ontologie sind die bekannten Arbeiten von Peter M. Blau. Während er Mitte der 1960er Jahre mit seiner schon klassisch gewordenen Studie *Exchange and Power in Social Life*<sup>20</sup> das Motiv verfolgte, eine Theorie der (tauschbasierten) Mikrofundierung von sozialen Makrophänomenen vorzulegen, bezeichnete er seinen eigenen Versuch in den 1970er und 1980er Jahren dann als gescheitert und schlicht falsch.<sup>21</sup> Um die Struktur ganzer Gesellschaften zu verstehen, seien Blau zufolge die Details des täglichen gesellschaftlichen Lebens – z. B. in Familien oder Freundschaftscliquen – nicht weiter relevant. Blau sieht den Grund hierfür darin, dass mikrosoziologische und makrosoziologische Theorien unterschiedliche methodische Ansätze und konzeptionelle Schemata erfordern, die sich gleichwohl wechselseitig bereichern können. Epistemologie und Ontologie fließen hier jedoch unreflektiert ineinander.

Blau argumentiert im Kern, dass die ontologische Beschaffenheit von sozialen Beziehungen (eben z. B. in Familien oder Cliquen) im Unterschied zu gesellschaftlichen Strukturen sozialer Ungleichheit und kategorialer Heterogenität einen epistemologischen »Dualismus der Beschreibungen« von Mikrophänomenen und Makrostrukturen erfordert.<sup>22</sup> Ihm entgeht jedoch, dass dieser Dualismus ein von ihm selbst produziertes Artefakt ist, insofern Blau sich Mikrophänome-

---

19 Balog, *Soziale Phänomene*; siehe dazu auch pointiert Schützeichel, »Theorie und Empirie. Besprechung von Andreas Balog«, S. 213.

20 Blau, *Exchange and Power in Social Life*.

21 Ders., »A Macrosociological Theory of Social Structure«; ders., *Exchange and Power in Social Life*, S. xv.

22 Vgl. Heintz, »Emergenz und Reduktion«, S. 26–27.

nen eher qualitativ-interpretierend nähert, Makrostrukturen aber quantitativ-kalkulatorisch. Die Behauptung einer ontologischen Differenz ist also lediglich jeweils spezifischen epistemologischen Zugriffen geschuldet. John Levi Martin hat jüngst von der epistemologischen Position einer konsequent relationalen Soziologie aus gezeigt, dass sich »große Strukturen« sehr wohl aus »lokalen Strukturen« erklären lassen, wir also weder zwei nach Ebenen getrennte Ontologien noch zwei beschreibende Theorien benötigen.<sup>23</sup> Es verwundert daher nicht, dass Blau seine eigene dualistische Position in den 1990er Jahren noch einmal moderat revidiert hat. In der Perspektive einer strukturellen Analyse mit mehreren Ebenen legt er nahe, dass Mikrophänomene in Wahrheit makrofundiert sind, insofern gesellschaftliche Strukturen individuelle Handlungsgelegenheiten präformieren.<sup>24</sup>

Die Struktur des Problems, die Blau aufgrund mangelnder epistemologischer Reflektion dazu verführt anzunehmen, die soziale Welt habe eine duale ontologische Struktur, ist bereits in den 1960er Jahren von Siegfried Kracauer erörtert worden.<sup>25</sup> Seine Studie »Geschichte – Vor den letzten Dingen« ist für die Diskussion von Mikro-Makro-Problemen deshalb höchst aufschlussreich, weil sie über die Herausforderungen aufklärt, die aus den Erzählstrukturen in der Geschichtswissenschaft bzw. von Geschichten ganz generell erwachsen.<sup>26</sup> Kracauer adressiert das epistemologische Grundproblem, wie wir überzeugend und nachvollziehbar davon erzählen können, was

---

23 Martin, *Social Structures*; ders./Lee, »Wie entstehen große soziale Strukturen?«.

24 Blau, *Structural Contexts of Opportunities*; vgl. Knottnerus / Guan, »The Works of Peter M. Blau. Analytical Strategies, Developments and Assumptions«, S. 119.

25 Kracauer, *Geschichte – Vor den letzten Dingen*, S. 117–153; vgl. Hoebel, »Verkettungen und Verstrickungen. Skizze einer prozessualen Erklärung fortgesetzter Gewalt«, S. 50–62; Knöbl, »Die Zukunft war früher auch besser!«, S. 178–179; ders., »Collins im Kontext«, S. 36–38; ders., »Jenseits des situationistischen Paradigmas der Gewaltforschung«, S. 41–42.

26 Knöbl, »Die Zukunft war früher auch besser!«, S. 178.



wir ontologisch über einen Sachverhalt herausgefunden haben.<sup>27</sup> Wie gehen wir mit (historischen) Details um, die ja dann doch – um bedeutungsvoll zu sein – in einen größeren historischen Rahmen oder Kontext eingeordnet werden müssen? Und wie kann sichergestellt werden, dass der von der Soziologin oder dem Historiker ausgemachte Kontext empirisch geerdet und somit nachvollziehbar beschrieben wird, weil es eben unmöglich ist, größere Kontexte in allen Einzelheiten erschöpfend darzustellen? Man kann ja beispielsweise durchaus höchst detailreich ein antisemitisches Pogrom darstellen, die dortigen Gewalttaten, verzweifelten Fluchtversuche und Widerstandshandlungen. Und je mehr man heranzoomt, desto gesättigter scheint das Bild zu werden. Doch erkaufte man sich damit den schon von Georg Simmel bemerkten Nachteil<sup>28</sup>, dass das Bild der Gewalt an diesem Ort und zu dieser Zeit sich kaum mehr unterscheiden dürfte von völlig anders motivierter und strukturierter Massengewalt an anderen Orten und zu anderen Zeiten. Man benötigt also dann doch wieder Kontext und damit Abstand vom unmittelbaren Gewaltgeschehen, um überhaupt noch eine sinnvolle Deutung eines *antisemitischen* Geschehens zu erlauben, das sich eben nur in einem bestimmten gesellschaftlichen Kontext verortet und nicht in einem anderen. Aber wie lässt sich dieser Kontext gesättigt beschreiben?

Kracauer gibt in diesem Zusammenhang zu bedenken, dass Makro-Narrative, die gemeinhin das Allgemeine über viele Einzelvorgänge hinweg betrachten, Eigenarten und Bedeutungen von Mikro-Ereignissen notwendig überblenden. Die relevanten Details kommen bei der »Beförderung« in höhere Regionen beschädigt an, wie Kra-

---

27 Die Studie von Kracauer findet in der Geschichtswissenschaft regen Anklang, um die Komplementarität oder Inkommensurabilität von Mikro- und Makrogeschichte(n) zu debattieren; siehe nur Schlumbohm (Hg.), Mikrogeschichte – Makrogeschichte. Demgegenüber tendiert ihre Rezeption in der Soziologie (mit ihrem kontroversen Verhältnis zur Mikro-Makro-Semantik) gegen Null.

28 Simmel, »Das Problem der historischen Zeit«.

cauer treffend formuliert.<sup>29</sup> Makro-Erklärungen beanspruchten zwar, für Mikro-Fakten gültig zu sein. Ein solcher Anspruch ist jedoch zurückzuweisen, weil es allein schon aufgrund erzählerischer Notwendigkeiten unmöglich ist, Makro-Narrative mit Mikro-Perspektiven, die das Besondere konkreter Vorgänge betonen, vollständig zur Deckung zu bringen. Detaillierte Ereignismikroskopen unterminieren deshalb für gewöhnlich die Evidenz makroskopischer Argumente, die diverse Ereignisse umgreifen.<sup>30</sup>

Kracauers Überlegungen einer »Kluft«<sup>31</sup> zwischen Makro- und Mikronarrativen läuft jedoch nicht gleich auf die Behauptung hinaus, dass wir es mit zwei Ontologien des Sozialen zu tun hätten. Er formuliert vielmehr ein Plädoyer dafür, die eigenen Epistemologien und voroder nachgängige Aussagen über die Ontologie des Sozialen sorgsam zu reflektieren. Dass wir gezwungen sind, Makrovorgänge anders zu erzählen als Mikrophänomene, ist nicht gleichbedeutend damit, dass die soziale Welt auf einer Makroebene tatsächlich anders beschaffen ist als auf einer »darunterliegenden« (Mikro-)Ebene. Es ist vielmehr sinnvoll, unsere (alltags-)theoretisch vorgeprägten Erzählkonventionen zu hinterfragen und gegebenenfalls zu modifizieren.

*Beispiel 3: Das Problem der Ebenendifferenzierung des Sozialen* – Nehmen wir (Kracauers Hinweis auf den [vor-]strukturierenden Effekt von Erzählkonventionen im Hinterkopf behaltend) noch ein drittes Beispiel hinzu. Es handelt es sich um die Vorstellung, die soziale Welt gliedere sich in Ebenen<sup>32</sup>, was bei vielen soziologischen Ansätzen der Fall ist, die sich der Mikro-Makro-Semantik bedienen.<sup>33</sup>

Norbert Wiley differenzierte Ende der 1980er Jahre in seiner systematisierenden Darstellung zwischen (1) dem Selbst bzw. der indivi-

---

29 Kracauer, *Geschichte*, S. 139–140.

30 Ebd., S. 141.

31 Knöbl, »Die Zukunft war früher auch besser!«, S. 178.

32 Berger / Eyre / Zelditch, »Theoretical Structures and the Micro-Macro-Problem«, S. 55–70; Luhmann, »Ebenen der Systembildung – Ebenendifferenzierung«; Wiley, »The Micro-Macro Problem in Social Theory«.

33 Heintz, »Emergenz und Reduktion«.

duellen Ebene, (2) Interaktion, (3) sozialer Struktur und (4) Kultur<sup>34</sup> und unterstellte dabei ein emergentes Verhältnis der Ebenen zueinander, was jedoch keinesfalls soziologischer Konsens ist.<sup>35</sup> Aber unabhängig davon zeigt sich in diesem Versuch, der wohl aus verschiedenen Gründen in der Folgezeit nicht verfiel, recht eindrücklich sofort die problematische Argumentationslogik, in die man gerät, wenn man ontologisch nach sozialen Ebenen sucht. Man steht dann nämlich sofort vor der Aufgabe, den »Link« zwischen den Ebenen zu theoretisieren, wodurch man eine ganze Reihe von kritischen Nachfragen auf sich zieht, die sich kaum überzeugend beantworten lassen: Wo genau »endet« eine Ebene, und wo genau beginnt eine andere, höhere? Und warum ist das der Fall? Und welcher Ebene ist eigentlich jener »Link« zwischen den Ebenen zuzuordnen, der Mikro- oder der Makroebene?

Im Unterschied zu Wileys Systematik, die theorieintegrativ angelegt war und sein sollte, entwickelte Niklas Luhmann, dem derartig kritische Nachfragen nicht fremd waren, bereits in den 1970er Jahren die dezidiert systemtheoretische These, dass sich die (Welt-)Gesellschaft nicht nur in funktionale Teilsysteme, sondern auch nach untereinander andersartigen Ebenen der Systembildung differenziere.<sup>36</sup> Als Ebenen begreift er dabei (G) die Gesellschaft selbst, (O) Organisationen und (I) Interaktionen.<sup>37</sup> Das war und ist ein interessanter Vorschlag, jedoch alles andere als leicht zu interpretieren, wie die spätere Rezeption zeigen sollte. Bettina Heintz etwa charakterisiert das Verhältnis von G in Richtung I als »hierarchisch und inklusiv«.<sup>38</sup> Diese Deutung ist jedoch missverständlich. Sie legt eine Höherrangigkeit von G gegenüber O und I nahe und impliziert, dass »untere« Ebenen in G enthalten sind. Luhmann hätte das sicher explizit und exakt so

---

34 Wiley, »The Micro-Macro Problem in Social Theory«.

35 Vgl. Heintz, »Emergenz und Reduktion«.

36 Luhmann, Systemtheorie der Gesellschaft, S. 172–173.

37 Ders., »Interaktion, Organisation, Gesellschaft«; ders., »Ebenen der Systembildung«; ders., Systemtheorie der Gesellschaft, S. 201–258.

38 Heintz, »Emergenz und Reduktion«, S. 23.

geschrieben, wenn er diese Vorstellung des Sozialen hätte präsentieren wollen. Das tat er aber eben nicht, und zwar bewusst nicht. Stattdessen vollzieht er das Kunststück, zwar von Ebenen, aber nicht mit theoretischer Eindeutigkeit von Über- und Unterordnungsverhältnissen zwischen diesen Ebenen zu sprechen. Er argumentiert, dass es zwischen G, O und I ein Komplexitätsgefälle gibt: Das jeweils komplexeste aller sozialen Systeme übernehme für die anderen die Funktion, gesellschaftlicher und damit weltkonstitutiver Horizont zu sein.<sup>39</sup> Insofern Organisationen und Interaktionen vor diesem Horizont stattfinden, passieren sie in der Tat in (der) Gesellschaft. Es ist damit plausibel, Luhmanns Verständnis in dieser basalen Hinsicht als inklusiv zu bezeichnen. Dass Bettina Heintz und Hartmann Tyrell dennoch behaupten, Luhmann betrachte G, O und I als verschachtelt, aber gleichzeitig betonen, dass es ihm gerade nicht darum gegangen sei, die Systemebenen als transitiv und ineinander eingebettet zu begreifen, markiert wiederum die Schwierigkeit, die es macht, die empirischen Ebenenverhältnisse in theoretisch verallgemeinerter Form zu beschreiben, sobald man in ontologischer Hinsicht behauptet, es gebe diese Ebenen.<sup>40</sup> Diese Schwierigkeit ist uns auch schon bei Esser, Blau und Wiley begegnet.

Während die eng mit der Mikro-Makro-Semantik verwobene Rede von Ebenen also recht üblich in der Soziologie ist, bleibt die Frage, ob es sich bei diesen Ebenen des Sozialen um eine epistemologische oder um eine ontologische Gliederung handelt, für gewöhn-

---

<sup>39</sup> Luhmann, Systemtheorie der Gesellschaft, S. 199.

<sup>40</sup> Heintz/Tyrell, »Einleitung«, in: dies. (Hg.), Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited, S. X. Luhmann selbst spricht in jedem Fall nicht von Verschachtelung (auch wenn es Passagen gibt, in denen er formuliert, dass sich Organisationen zwischen Gesellschaft und Interaktion schoben; vgl. Luhmann, Systemtheorie der Gesellschaft, S. 211). Er betont vielmehr die Probleme der Vermittlung zwischen den Ebenen der Systembildung (ebd., S. 216), ohne mithilfe bestimmter Begrifflichkeiten – Verschachtelung, Einbettung – nahezulegen, dass solche Vermittlungen in irgendeiner Form zeitstabil sind.

lich unausgelotet. Ist die soziale Welt zu analytischen Zwecken nur ebenenförmig gedacht oder auch tatsächlich in dieser Weise beschaffen? Von der Beantwortung der Frage hängt schließlich ja ab, wie plausibel Argumente sind, mit denen behauptet wird, diese Ebenen *wirkten* aufgrund einer spezifischen ontologischen Verknüpfung irgendwie empirisch *aufeinander*. Solche Argumente sind freilich nur dann sinnvoll, wenn – um es zu wiederholen – die beschriebenen Ebenen tatsächlich eine ontologisch unterschiedliche Struktur haben. Mit Blick auf die Gewaltforschung wäre es in der Tat interessant zu wissen, welche Mechanismen die entscheidenden »Links« zwischen Ebenen herstellen, weil sich dann ja die in Kapitel 3 beschriebene Zirkularität zwischen den drei kausalen Heuristiken »Motive«, »Situationen« und »Konstellationen« überwinden ließe. Leider ist es aber nicht nur in der Gewaltforschung so, dass mit Bezug auf die Ebenendifferenzierung selten klare Argumente zu finden sind.

Mit Blick auf Wileys Systematik ist die Frage nach dem ontologisch verschiedenartigen Charakter der Ebenen jedenfalls nicht eindeutig zu beantworten. Der Text ist exemplarisch dafür, dass die Differenz von Epistemologie und Ontologie unklar bleibt. Ebenen begreift er einerseits als »räumliche Metaphern« (Epistemologie), andererseits spricht er von einem »ontologischen Fluss« zwischen emergenten Ebenen.<sup>41</sup> Mit Blick auf Luhmann ist die Frage, ob es sich bei den Ebenen G, O und I um eine epistemologische oder um eine ontologische Gliederung des Sozialen handelt, dagegen einfacher zu beantworten. Die Antwort lautet schlicht: »Weder noch!« Das liegt daran, dass in Luhmanns Werk seit den 1970er Jahren eine doppelte Denkbewegung zu erkennen ist, die an die Kracauer'sche Implikation erinnert, sich epistemologischer Erzählkonventionen zu besinnen und sie gegebenenfalls zu modifizieren.

Im Kern verfolgt Luhmann ja das Projekt, »alteuropäische« Denk- und Erzählgewohnheiten *ad acta* zu legen.<sup>42</sup> Man mag von der dahin-

---

41 Wiley, »The Micro-Macro Problem in Social Theory«, S. 254, 260.

42 Luhmann, Erkenntnis als Konstruktion; ders., Soziologische Aufklärung.

terliegenden »autopoietischen Wende«<sup>43</sup> in Luhmanns Systemtheorie halten, was man will. Für die Diskussion der Mikro-Makro-Semantik in der Soziologie ist sie jedenfalls außerordentlich instruktiv. Die Pointe ist, dass Luhmann spätestens ab seiner zentralen sozialtheoretischen Monografie »Soziale Systeme«<sup>44</sup> Epistemologie und Ontologie gleichsetzt und alle weiteren soziologischen Überlegungen mit der Behauptung abwehrt, dass es Systeme gibt.<sup>45</sup> Nur sinnverarbeitende Systeme können allerdings als erkennende Beobachter fungieren, wobei sie grundsätzlich zueinander gleichrangig sind. Jede Epistemologie ist in dieser Perspektive systemrelativ und ebenfalls gleichrangig, jedoch nicht unabhängig davon, was andere Systeme erkennen. Luhmann sieht also, welche Schwierigkeiten es bereitet, in Mikro/Makro-Kategorien zu denken, weil man notwendigerweise zu einem unfruchtbaren Perspektivwechsel zwischen epistemologischer und ontologischer Argumentation gezwungen wird. Die Lösung scheint ihm darin zu bestehen, die Epistemologie selbst ontologisch – nämlich in Systemen – zu verankern.

Die doppelte Denkbewegung Luhmanns besteht nämlich *zum einen* darin, dass er die Vorstellung einer hierarchisch gegliederten Gesellschaft aufgibt. Dazu zählt eben auch, sich von hierarchischen Ebenenvorstellungen des Sozialen zu trennen – was sich bereits in den 1970er Jahren andeutet, als er hier synonym von Systemebenen und Systemtypen spricht. Hierarchie ist in dieser Perspektive nur noch ein Strukturmerkmal formaler Organisationen, nicht von Sozialität per se. Für die vermeintliche Ebenendifferenzierung des Sozialen heißt das, dass Gesellschaft, Organisation und Interaktion (G-O-I) jeweils Systemtypen eigenen Rechts mit jeweils eigenen Konstitutionsbedingungen sind. Sie können sich in ein und demselben Ereignis vollziehen<sup>46</sup>, z. B. in einer Massenerschießung durch deutsche Ordnungs-

---

43 Reese-Schäfer, Niklas Luhmann zur Einführung, S. 46.

44 Luhmann, Soziale Systeme.

45 Ebd., S. 30.

46 Vollmer, »Stress und soziale Differenzierung«.

polizisten.<sup>47</sup> Sie sind nicht hierarchisch, sondern heterarchisch inklusiv: Interaktion und Organisation vollziehen sich in der und als Gesellschaft, genauso wie sich Gesellschaft in jeder Interaktion und Organisation vollzieht.<sup>48</sup> Luhmann setzt damit ein »Konzept der Formen gesellschaftlicher Systemdifferenzierung«<sup>49</sup> an die Stelle von 4 (Knorr-Cetina), 7 (Münch und Smelser) oder 33 (Krause) konventionellen Dichotomien, wie sie in der soziologischen Theorielandschaft aufzufinden sind. Das Konzept ersetzt ebenso die Theorie einer Ebenendifferenzierung der modernen Gesellschaft.

Zum anderen verbleibt die G-O-I-Differenzierung als gesellschaftstheoretisch konstitutives Klassifizierungsschema in Luhmanns Theoriearchitektur. Er bereitet damit das Argument vor, dass gesellschaftliche Differenzierungen in der gesellschaftlichen Kommunikation selbst als sinngenerierende Beobachtungsschemata fungieren. Sie dienen operativ dazu, sich darüber klar zu werden, was gerade passiert, wer daran beteiligt ist oder welche sachlichen, sozialen und zeitlichen Rücksichten zu nehmen sind – um nur einige Beispiele zu nennen.<sup>50</sup> Kurzum, indem Luhmann die Beobachter des Sozialen selbst in radikaler Manier in die soziologische Systemtheorie hineinmontiert und diese ontologisch als heterarchisch aufgebaut begreift, macht er den Versuch, Ebenenvorstellungen von Gesellschaft *konse-*

---

47 Hoebel, »Organisierte Plötzlichkeit. Eine prozesssoziologische Erklärung«; ders., »Organisierte Plötzlichkeit. Timing, Territorialität«.

48 Heintz/Tyrell, »Einleitung«, S. XV–XVI.

49 Luhmann, Die Gesellschaft der Gesellschaft, S. 812.

50 Veronika Tacke entwickelt diesen Gedanken in Bezug darauf weiter, dass sich Organisationen für gewöhnlich einem gesellschaftlichen Funktionssystem zurechnen, ihre interne Kommunikation folglich vom Schema funktionaler Differenzierung abhängt (Tacke, »Funktionale Differenzierung als Schema der Beobachtung von Organisationen«). Gleiches liegt nahe für das G-O-I-Schema, denkt man nur an Erving Goffmans Überlegungen zu geselligen Interaktionen, die ihren Charakter dadurch gewinnen, von regelförmigen Erwartungen, die z. B. in Arbeitsorganisationen existieren, entlastet zu sein (und gleichwohl ganz eigene Kommunikationslasten tragen) (vgl. Goffman, Interaktion im öffentlichen Raum).

quent infrage zu stellen. Von der Mikro-Makro-Semantik, die er selbst erst spät mit dem Konzept der Mikrodiversität adaptiert<sup>51</sup>, bleibt in dieser Perspektive nicht mehr allzu viel Gehaltvolles übrig.

Die drei Beispiele, die sich auf (1) ein Modell der soziologischen Erklärung, (2) den Dualismus der Beschreibungen und (3) die Ebenendifferenzierung des Sozialen bezogen, zeigen eindrücklich, dass die Mikro-Makro-Semantik in der Soziologie mit Konfusionen und – in gut begründeter Reaktion darauf, wie etwa bei Luhmann zu beobachten – mit Absetzbewegungen verknüpft ist. Das zieht die weitere Relevanz der Mikro-Makro-Semantik für die Soziologie im Allgemeinen und für die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung im Besonderen gehörig in Zweifel. Wie gesagt: Die Mikro-Makro-Semantik bereitet unter dem Strich mehr Probleme, als dass sie Probleme löst. Sie führt, wie Charles Tilly einmal formuliert hat, mitten hinein in eine (wissenschaftstheoretische) Migräne.<sup>52</sup>

## Sozialtheoretische Alternativen – gesucht, aber nicht gefunden

Mit der Mikro-Makro-Debatte in den Sozialwissenschaften dürfte es also nicht gelingen, den in Kapitel 3 diagnostizierten Zirkel aus motiv-, situations- und konstellationsorientierten Heuristiken der Erklärung von Gewalt zu verlassen. Die »Migräne« resultiert maßgeblich daher, dass diejenigen, die sich der Unterscheidung bedienen, nicht klarstellen, ob die Mikro-Makro-Unterscheidung epistemologisch oder ontologisch zu verstehen ist, was dann mit Blick auf Gewalt unvermeidlich zu dubiosen Kausalkonstruktionen und -behauptungen führt. Nun könnte man sich – das wäre die logische Konsequenz – an Niklas Luhmann anschließen, der zu Recht versucht hat, die Mikro-

---

51 Luhmann, »Selbstorganisation und Mikrodiversität«.

52 Tilly, »Micro, Macro, or Megrim?«.



Makro-Semantik hinter sich zu lassen, selbst wenn Spuren – wie gesehen – von ontologischen Ebenenunterscheidungen in seinem Werk immer noch zu sehen sind.

Freilich lässt sich aus theoretischen wie methodologischen Gründen auf Luhmanns Werk nicht einfach zurückgreifen, weil es, das haben wir gezeigt, nicht nur äußerst kausalitäts-skeptische Implikationen hat, sondern auch kaum materiale Überlegungen zum Problem der Gewalt enthält. Gewalt begreift Luhmann bekanntlich als symbiotischen Mechanismus des symbolisch generalisierten Kommunikationsmediums Macht, als etwas, das es zu vermeiden gilt, soll sich Macht realisieren und reproduzieren.<sup>53</sup> Physische Gewalt hat ihren wesentlichen sozialen Sinn als zu vermeidende Möglichkeit, wie Luhmann evolutionstheoretisch argumentiert. Er interessiert sich im Grunde nicht dafür, dass und wie sie faktisch vorkommt. Sich nur – die Betonung liegt auf »nur« – mit ihm auf den Weg zu machen, um Gewalt zu erklären, erscheint vor diesem Hintergrund recht steinig, wengleich Stefan Kühl mit seiner Studie »Ganz normale Organisationen«, das haben wir ebenfalls erörtert, das Potenzial anzeigt, das systemtheoretisches Denken für die Analyse von Gewalt bereithält.

Fahndet man dagegen nach Sozialtheorien, die auf dualistische oder ebenenförmige Designs des Sozialen verzichten, sich vergleichsweise explizit mit Fragen der Verursachung befassen und sogar materiale Anknüpfungspunkte zu Gewaltphänomenen enthalten, gibt es im Wesentlichen zwei Kandidaten, bei denen man sich bedienen könnte, um die explanatorische Zirkularität der Gewaltforschung zu durchbrechen. Man landet dann zum einen (wieder) bei Randall Collins und seiner Theorie der Interaktionsritualketten, zum anderen bei der Institutionentheorie »alter Schule«. Beide weisen in der Tat auf gangbare Wege hin, Gewalt zu erklären, wie wir auf den folgenden Seiten kurz zeigen werden. Sie führen jedoch ebenfalls wieder jeweils Begrenzungen mit sich, aufgrund derer wir den Schluss ziehen, dass es nicht mehr oder weniger konsolidierte Sozialtheorien sind, die es erlauben, intentionale, situative und konstellati-

---

53 Luhmann, »Symbiotische Mechanismen«; ders., Macht, S. 60–69.

onsbezogene Argumente zu verknüpfen, um Gewalt zu erklären, sondern, so unser Vorschlag, eine im Kern *prozessual verfahrenende Methodologie* der Sozialforschung, die scheinbar eklektizistisch sozialtheoretische Perspektiven unterschiedlicher Provenienz einbezieht. Doch erneut der Reihe nach. Wir diskutieren zunächst die Chancen und Grenzen sowohl von Collins' Theorie der Interaktionsritualketten als auch der Institutionentheorie.<sup>54</sup> Im nächsten Kapitel stellen wir dann unseren methodologischen Vorschlag zur Diskussion.

## Mikro ohne Makro? Die Theorie der Interaktionsritualketten

Collins' Mikrosoziologie der Gewalt ist zwar in explanatorischer Hinsicht zu interaktionszentriert. Eddie Hartmann hat jüngst allerdings in treffender Weise darauf aufmerksam gemacht, dass es sich bei Collins' analytischem Augenmerk auf Situationen, in denen sich Menschen befinden, um eine in methodologischer Hinsicht »produktive Reduktion« handelt.<sup>55</sup> Zumindest sollte man sie so deuten. Sie liegt darin, dass »wir uns [...] auf die Interaktionssituation *konzentrieren*«<sup>56</sup> und dadurch analytische Gewinne erzielen.<sup>57</sup> Für Collins sind die Begriffe »Situation« und »Interaktion« dabei im Grunde Synonyme für den gleichen Sachverhalt. Beide bezeichnen hier Goffmans »Zusammenkünfte«, in denen die Beteiligten körperlich anwesend sind, die Ko-Präsenz anderer menschlicher Körper sensorisch spüren und die Bedingungen der Möglichkeit bestehen, sich mit vielen, vielleicht sogar allen Sinnesorganen aufeinander einzustellen und zu erreichen.<sup>58</sup>

---

54 Dafür nutzen und modifizieren wir Formulierungen aus Knöbl, »Collins im Kontext«, und ders., »Jenseits des situationistischen Paradigmas der Gewaltforschung«.

55 Hartmann, »Produktiver Reduktionismus«.

56 Collins, *Dynamik der Gewalt*, S. 10 (Hervorh. durch uns).

57 Hartmann, »Produktiver Reduktionismus«, S. 41.

58 Goffman, *Interaktion im öffentlichen Raum*, S. 33.

Hartmann argumentiert weiter, dass mit dem Terminus »Mikrosoziologie« bei Collins nicht zwingend auch ein ontologischer Primat sozialer Situationen gemeint ist bzw. gemeint sein muss. Eine soziologische Erklärung von Gewaltphänomenen beschränke sich folglich nicht nur auf die Art und Weise der Interaktion *innerhalb* dieser gewaltgezeichneten Situationen. *Dynamik der Gewalt* lässt eine solche Lesart in der Tat zu, zumal Collins hier immer wieder auch auf organisatorische, gruppenmäßige oder auch institutionelle Kontextbedingungen von Gewalt eingeht.

Wir sympathisieren mit der Interpretation von Collins' Gewalttheorie, wie sie von Hartmann vorgeschlagen wird. Sie verkennt jedoch zwei Aspekte. *Zum einen* formuliert Collins seine Erklärungen von Gewalt so, dass man im Grunde von organisatorischen, gruppenmäßigen oder auch institutionellen Kontextbedingungen von Gewalt absehen kann, will man sie adaptieren. Das zeigt sich insbesondere daran, wie er idealtypische »Wege in die Gewalt« voneinander differenziert.<sup>59</sup> Jeder dieser Wege ist dadurch gekennzeichnet, dass die Angreifenden ihre Aufmerksamkeit kurz vor ihrer Attacke auf ein spezifisches Situationselement richten.<sup>60</sup> Dieser Aufmerksamkeitsfokus erlaubt es ihnen kurzfristig, so Collins' Argument, die eigene »physiologische Programmierung« zu suspendieren, anderen solidarisch zu begegnen.<sup>61</sup> Solidarisch meint hier (radikal mikrosoziologisch gedacht), dass die Situationsteilnehmerinnen und -teilnehmer mit anderen Anwesenden einen positiv gestimmten und »reizvollen« Interaktionsrhythmus entwickeln und auch im Fall kurzzeitiger Dissonanzen möglichst wieder zu einem solchen Rhythmus zurückzukehren.<sup>62</sup> Gewalt hängt dagegen maßgeblich davon ab, dass die Angreifenden situativ Aufmerksamkeitsfokuse entwickeln, die es ihnen zumindest für einen Moment erlauben, ihren Interaktionspart-

---

59 Collins, »Micro and Macro Causes of Violence«.

60 Hoebel, »Wir haben Charlie Hebdo getötet!«.

61 Collins, *Dynamik der Gewalt*, S. 125.

62 Ebd., S. 124–129.

nern antisolidarisch zu begegnen. Collins unterscheidet zwischen fünf »Wegen in die Gewalt« mit jeweils einem spezifischen Aufmerksamkeitsfokus unmittelbar vor dem Angriff: (1) Angriff auf den / die Schwache / n mit dem Fokus »finding those who are situationally weak«; (2) zuschauerorientierte, inszenierte und faire Kämpfe mit dem Fokus darauf, sich vor einem anwesenden Publikum positiv zu verkaufen; (3) Konfrontationsvermeidung durch räumliche Distanz, wobei sich, wie im Fall von Artillerieschüssen, das Angriffsziel außer Sichtweite befindet oder nur undeutlich zu erkennen ist; (4) Konfrontationsvermeidung durch Täuschung, wobei sich die angreifende Person auf sich selbst konzentriert, um anderen gegenüber ein »normales Selbst« zu präsentieren; (5) Konfrontationsvermeidung durch die Konzentration darauf, das technische Gerät, das man verwendet, richtig einzusetzen.<sup>63</sup> Wie man sieht, tauchen bei dieser Argumentationsfigur transsituative Kontexte nur mehr als Hintergrundbedingungen auf, für das Erklärungsmodell spielen sie keine Rolle.

Zum anderen basiert Collins' »Dynamik der Gewalt« auf seiner schon sehr viel früher entwickelten Theorie der Interaktionsritualketten<sup>64</sup>, die insofern »eliminativ reduktionistisch«<sup>65</sup> verfährt, als sie sämtliche Makrophänomene auf Mikrovorgänge zurückführen will, weil ihr zufolge Makrophänomene ontologisch betrachtet gar nicht existieren. Im Zuge der zu Beginn dieses Kapitels skizzierten Mikro-Makro-Debatte hatte Collins bereits in den frühen 1980er Jahren entschieden für diese Position argumentiert<sup>66</sup> und behauptet, dass »Raum«, »Zeit« und »Anzahl« der beteiligten Individuen die einzigen »reinen« Makrovariablen des Sozialen seien.<sup>67</sup> Alle größeren und /

---

63 Collins, »Micro and Macro Causes of Violence«, S. 11–16. In einem späteren Text hebt er zudem die soziale Unterstützung durch eine koordinierte Gruppe als weiteren Weg gesondert ab; Collins, »What has Micro-Sociology Accomplished?«, S. 250.

64 Ders., Interaction Ritual Chains.

65 Heintz, »Emergenz und Reduktion«, S. 4.

66 Collins, »On the Microfoundations of Macrosociology«; ders., »Micro-Translation as a Theory-Building Strategy«.

67 Ders., »On the Microfoundations of Macrosociology«, S. 989.

oder fortdauernden und damit die unmittelbare Interaktionssituation transzendierenden sozialen Phänomene seien Aggregationen von sich wiederholenden und somit relativ strukturgleichen Mikrosituationen. Collins formuliert in diesem Zusammenhang das Konzept der »Mikroübersetzung«. <sup>68</sup> Große soziologische Konzepte (Makrokonzepte) wie »soziale Schicht«, »Kultur« oder »Staat« könnten nur dann empirische Beschreibungskraft gewinnen, wenn man sie auf eine Stichprobe typischer Mikrovorgänge rückbeziehe, aus denen sie sich konstituieren.

Liegt nicht gerade in einer solchen Strategie der Mikroübersetzung ein wesentliches Potenzial, um die explanatorische Zirkularität der Gewaltforschung ad acta zu legen? Liegt die Lösung nicht in einer solchen Mikrosoziologie ohne ontologische Makrokomponenten – in Mikro ohne Makro? Das Soziale ließe sich flach halten, um Bruno Latours Formulierung zu nutzen, <sup>69</sup> man käme ohne Dualismen und Ebenen aus. Mikro und Makro wären damit rein methodologische Begriffe, die den Blickwinkel der sozialwissenschaftlichen Beobachterin bezeichnen, nicht das Soziale selbst – mit dem gleichzeitigen Vorteil expliziter Kausalannahmen. Denn wie Collins bereits 1981 schreibt, öffnet die Strategie der Mikroübersetzung »den Blick dafür [...], dass die empirische Wirklichkeit sozialer Strukturen als Muster sich wiederholender Mikrointeraktionen zu fassen sind. Durch die Übersetzung in Mikroereignisse lässt sich ein Bild der komplexen Abstraktionsebenen gewinnen, wie sie kausale Erklärungsmodelle verwenden.« <sup>70</sup> Collins will die Kausalmechanismen, kraft derer die sich wiederholenden Handlungen zu sozialen Strukturen und somit zu Makroeinheiten werden, über Ketten von Interaktionsritualen (»interaction ritual chains«) begreiflich machen. Sie liefern die kausalen Erklärungen für soziale Ordnungsbildung. »Solche Ketten von

---

68 Ebd.; ders., »Micro-Translation as a Theory-Building Strategy«.

69 Latour, *Reassembling the Social*, S. 165.

70 Collins, »On the Microfoundations of Macrosociology«, S. 985, dt. Übersetzung nach Randall Collins, »Über die mikrosozialen Grundlagen der Makrosoziologie«, S. 61–62.

Mikro-Begegnungen generieren die grundlegenden Erscheinungsweisen sozialer Organisation – Herrschaft, Eigentum, Gruppenzugehörigkeit –, indem sie »mythische« kulturelle Symbole und emotionale Energien hervorbringen und reproduzieren.«<sup>71</sup> Offensichtlich verfügt Collins hier bereits über das Theoriebesteck, mit dem er in all seinen späteren Arbeiten operieren wird. Seine These lautet, dass sich größere soziale Entitäten allein aus mikrosoziologischen Interaktionsketten ableiten.

So elegant all diese Überlegungen klingen mögen, so problematisch sind sie. Denn die Ableitung von Makrokonzepten aus Mikroereignissen basiert auf der gleichermaßen ontologischen wie epistemologischen Prämisse, dass nur der Mikrobereich als empirisch zu gelten habe – wodurch auch nur hier Vorgänge der Verursachung zu finden seien. Demgegenüber könnten Bezugnahmen auf Makrostrukturen allenfalls als Redeweisen durchgehen, die wissenschaftlicher Bequemlichkeit geschuldet seien.<sup>72</sup> Wirklich *wirklich* und damit empirisch im emphatischen Sinne ist allein das Mikrogesehen, womit zugleich auch schon über die Bestimmtheit und den Gegenstandsbezug soziologischer Begriffe vorentschieden ist. Sie können nur durch ein entsprechendes Muster an Mikroereignissen bestimmt sein.<sup>73</sup>

Collins provoziert mit seinem Vorschlag sofort diverse kritische Rückfragen. Ab welchem Niveau von Aggregation verlässt eine soziologische Beobachtung die empirische Wirklichkeit? Ist beispielsweise das Konzept der »Gruppe« bereits ein zu weit gefasstes, mithin realitätsfremdes Konzept? Wie sieht es mit »Organisationen« aus? Müsste man die Frage nicht auch an Begriffe wie »Individuum«, »Person« oder »Akteur« richten, die ja Entitäten bezeichnen, die selbst wieder in Mikroereignisse »zerlegt« werden könnten? Was sind folglich die letztfundierenden empirischen Daten, um Ereignisse zu identifizieren? Handelt es sich um Situationen, zu deren Einheit er sich

---

71 Ebd.

72 Collins, »On the Microfoundations of Macrosociology«, S. 988.

73 Ebd.

bekanntlich ausschweigt? Wie weit also muss die Mikroreduktion getrieben werden, um schließlich bei den Daten anzukommen, die Collins als die empirische Realität bezeichnet? Die Antwort auf genau diese Frage ist entscheidend, denn allein die Reduktion auf die Mikroebene gestattet Collins zufolge nachprüfbar Kausalaussagen, weil sich Kausalität eben allein und ausschließlich auf der Mikroebene abspielt.<sup>74</sup> Eine Antwort darauf bleibt Collins schuldig; was die allein kausalrelevante Mikroebene genau sein soll, darüber lässt Collins seine Leserinnen im Unklaren, und dies ist nicht zufällig so, wie unsere Ausführungen zur Konfusion (in) der Mikro-Makro-Debatte gezeigt haben sollten.

Selbstverständlich bestreitet Collins nicht, dass Mikroereignisse stets auch von Makrostrukturen geprägt werden: »[...] microevents, the behavior of individuals in situations, are themselves determined by where they are located in the larger network of microencounters around them in time and space.«<sup>75</sup> Aber es folgt daraus, dass Collins – will er seine Position durchhalten – für eine Analyse unmittelbarer Interaktion, mithin auch derjenigen, die gewalttätig verläuft, nicht einfach Makrostrukturen hinzuziehen kann. Vielmehr müsste er zeigen, wie sich die (Gewalt-)Interaktionen jeweils an die höchst unterschiedlichen Interaktionsketten anschließen, die sich in ihrer Repetitivität zu Makrostrukturen verdichtet haben und als solche auf das Handeln der beteiligten Interaktionsteilnehmer einwirken. Solche Nachweise für konkrete Interaktionssequenzen zu erbringen, dürfte ein Ding der Unmöglichkeit sein, weshalb Collins – und jetzt sind wir wieder bei seiner Monografie »Dynamik der Gewalt« angelangt – für eine ausschließlich auf die Situation fokussierte Perspektive bei der Analyse von Gewalt plädiert. Der Versuch der Mikro-Reduktion ist unbestritten interessant, wir sind jedoch äußerst skeptisch, ob sie ebenso produktive Erweiterungen zulässt, um die explanatorische Zirkularität der Gewaltforschung aufzubrechen.

---

74 Ders., »Micro-Translation«, S. 93.

75 Ders., »Interaction Ritual Chains«, S. 196.

## Institutionentheorie als Ausweg?

Die zweite sozialtheoretische Alternative könnte im Rückgriff auf solche Konzepte bestehen, die (a) einen klaren historischen Gehalt haben und (b) ebenso klare Bezüge zu den an Gewalt beteiligten Personen. Damit drängt sich der Begriff der »Institution« förmlich auf – und zwar in einer »altinstitutionellen« Fassung der Chicagoer Schule der Soziologie, die Institutionen als bevölkerte »Going Concerns« begreift, an deren Fortsetzung ein bestimmtes Set an Personen mehr oder weniger aktiv mitwirkt.<sup>76</sup> Institutionen stehen Individuen nicht quasi-objektiviert gegenüber. Anders formuliert: Wenn man einen handlungstheoretischen Bezugsrahmen und die mikrosoziologischen Einsichten der neueren Gewaltforschung bewahren will, ohne den Makrokontext zu verlieren, dann liegt (ein bestimmtes) institutionalistisches Denken nahe – gerade weil es weder möglich ist, eine Institution ohne Berücksichtigung von Akteuren zu analysieren, noch ohne die soziale, ökonomische und politische Umgebung, in welche Institutionen eingebettet sind. Institutionendenken ist also, simpel formuliert, immer auch Mikro und Makro zugleich – und kann somit auf diese hochproblematische Semantik verzichten. Stattdessen gelangt man recht zügig zu einer mehrschrittigen Forschungsoutline.

Denn im Kontext etwa einer vor allem an Makrogewalt (also an Pogromen, ethnischen Säuberungen, Kriegen etc.) interessierten Forschung ließe sich argumentieren<sup>77</sup>, dass sich viele (wenn auch nicht alle) gewaltgezeichnete Phänomene dadurch fassen lassen, dass man – in einem *ersten Schritt* – diejenigen Institutionen identifiziert, welche geschaffen wurden, um Gewalt anzuwenden oder zu verhin-

---

76 Vgl. Hughes, »Going Concerns«; Abbott, »An Old Institutionalism Reads the New Institutionalism«, S. 754–756; Stinchcombe, »On the Virtues of the Old Institutionalism«; Hallett / Ventresca, »Inhabited Institutions«.

77 Vgl. für einen solchen Versuch Knöbl, »Jenseits des situationistischen Paradigmas«, S. 45–49.



dern, ob es sich nun um Armeen, Polizeien oder Milizen handelt.<sup>78</sup> In einem *zweiten Schritt* müsste man dann die Handlungslogik in diesen spezifischen Institutionen analysieren und isolieren, da ihre Mitglieder je für sich Gewalt auf sehr unterschiedliche Weise ausüben. Während etwa das Militär massive Gewalt einsetzt, um so viele Feinde wie möglich zu töten, hat die Polizei eine ganz andere Aufgabe mit Bezug auf die Anwendung von Gewalt, weil sie eher überwacht und öffentliche Räume kontrolliert und dabei eher sparsam Gewalt einsetzt, eben nur im Notfall.<sup>79</sup> In einem *dritten Schritt* ginge es dann darum zu fragen, wie die zu untersuchenden Institutionen nun tatsächlich funktionieren, wie sehr sie von der unterstellten Handlungslogik abweichen. Wenn beispielsweise die Differenzierung zwischen Polizei und Militär in Kriegszeiten, in Zeiten von Revolutionen, aufgrund von ideologischen Prämissen etc. verwischt wird, dann sollte dieses Verwischen der zentrale Aufmerksamkeitsfokus sein, weil in diesem Fall oft nicht nur das Niveau der Gewalt steigt, sondern auch die Ziele der Gewalt unterschiedslos werden – mit oft schrecklichen Konsequenzen.<sup>80</sup> In einem *vierten Schritt*, und hier kommt eine mikroskopische Gewaltanalyse ins Spiel, sollten Forschende sich gerade die Verhältnisse genau ansehen, in denen es die De-Differenzierung zwischen ehemals getrennten Institutionen den Beteiligten erlaubt, einen bis dato unbekannt großen Handlungsspielraum zu nutzen. Hier werden die »men on the spot« entscheidend, und hier lassen sich alle diese Phänomene beobachten, die u. a. Collins so überzeugend beschreibt. Hier entdeckt man unter anderem jene in die Gewalt führende Vorwärtspaniken, die Flucht ins Massaker, die sich – wie ge-

---

78 Hier wird nicht behauptet, dass gewalthafte Makroereignisse immer durch eng mit dem Staatsapparat verbundene Institutionen herbeigeführt werden, vgl. Gerlach, *Extremely Violent Societies*, S. 282 ff.

79 Siehe dazu Knöbl, *Polizei und Herrschaft im Modernisierungsprozeß*, S. 362–362, Fn 19.

80 Das ist im Prinzip die theoretische Annahme hinter Martin Shaws These vom engen Zusammenhang zwischen Krieg und Genozid, vgl. Shaw, *War and Genocide*.

sehen – kaum wirklich unter Zuhilfenahme rationalistischer Handlungsprämissen und mit Verweis auf Motive erklären lassen. In einem *fünften Schritt* wäre dann zu analysieren, ob und wie Gewalthandlungen Rückwirkungen haben auf die involvierten Institutionen, wie sie sich infolge von Gewalt verändern, an der Personen mitwirken, die sie »staffen«<sup>81</sup>. Dies ist insofern wichtig, weil solche Feedback-Effekte zu erklären helfen, warum politische Maßnahmen oft immer radikaler werden, warum eine Gewaltspirale ausgelöst wird, in deren Folge nicht selten enorme Gewaltniveaus erreicht werden, obwohl womöglich niemand, der politische Verantwortung trägt, die Absicht dazu hat.

Der Institutionenbegriff fungiert in diesem fünfschrittigen Forschungsdesign als sensibilisierendes Konzept, das Forschende unter Zuhilfenahme weberianisch inspirierter idealtypischer Instrumente dazu auffordert, die empirische Relevanz solcher Institutionen konkret zu rekonstruieren. Das Design legt gleichsam nahe, die kausale Erklärung von Gewalt in einer bestimmten Abfolge von Ereignissequenzen zu suchen, deren Ausgangspunkt in Institutionen zu verorten ist. Und es ist insofern ganz anders als das auf Organisationen abhebende Forschungsdesign von Stefan Kühl angelegt, weil es nicht Institutionen oder Organisationen per se zum Ausgangspunkt der Analyse macht, sondern deren jeweilige historische Gewordenheit und Spezifität. Wenn man so will, läuft dieses Forschungsdesign auf eine typisierend verfahrenende historische Soziologie von Gewaltinstitutionen bzw. -organisationen hinaus.

Damit ist diese Perspektive allerdings auch recht begrenzt, sie kann Gewalt eben nur auf die empirische Verfasstheit von Institutionen zurückführen und muss, weil der Begriff der Institution notorisch unklar und umstritten ist, das Konzept im Zweifel dehnen und zerren, um jegliche Form kollektiver Verbundenheit und transsituationaler Zusammenhänge, die sich in gewaltgezeichneten Interaktionssituationen finden lassen, als institutionell und dadurch gleich-

---

81 Stinchcombe, »On the Virtues«.

sam als kausal relevant zu begreifen. Die Institutionentheorie ist in dieser Perspektive nur ein eng begrenzter Ausweg, der nicht alle Phänomene der Gewalt, für die wir uns interessieren, durchlässt. Instrukтив ist dagegen die prozessuale Perspektive, die die knappe Outline eröffnet. Es legt den Schritt nahe, nicht primär vom Konzept der Institution auszugehen, um Gewalt zu erklären, sondern von der *temporalen Ordnung eines Geschehens*, an dem Institutionen beteiligt sein können, es aber nicht müssen. Die analytische Umstellung besteht dann im Kern darin, nicht nach *sozialtheoretischen* oder *begrifflichen* Angeboten zu suchen, um der explanatorischen Zirkularität der Gewaltforschung zu entkommen, sondern nach *methodologischen*. Das ist unser Vorschlag, den wir im nächsten Kapitel abschließend unterbreiten möchten und der es erlauben soll, im Rahmen der Erklärung von Gewalt stringente und nachvollziehbare Argumente zu entwickeln.



## 5. Temporalität und Timing: Grundzüge prozessualen Erklärens von Gewalt

Wie erklärt die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung, was sie für Gewalt hält? Dazu haben wir mittlerweile einiges an Material und Argumenten gesammelt und gezeigt, auf welcher unterschiedlichen Weise sich in dieser Ökologie für gewöhnlich das Problem des Erklärens stellt. Unsere These war, dass dazu momentan mit drei Heuristiken gearbeitet wird, »Motive«, »Situationen« und »Konstellationen« – wobei wir zu dem Schluss kamen, dass jede dieser Heuristiken für sich erklärungstheoretische Probleme bereitet, deren Lösung jeweils nicht absehbar ist. Darüber hinaus stehen die Heuristiken in einem zirkulären Verhältnis, sodass sich die Frage stellt, wie sich aus diesem Zirkel ausbrechen ließe. Mit der Mikro-Makro-Semantik – so unser Argument – dürfte dies nicht gelingen, ebenso wenig mit der Strategie, sich an eine bestimmte Sozialtheorie zu binden, darunter die Theorie der Interaktionsritualketten oder die Institutionentheorie.

Die Alternative ist, so unser Vorschlag, primär eine *methodologische*. Sie besteht darin, die Frage der *Transitivität* (bzw. der *Intransitivität*) von Ereignissen und damit ihrer *temporalen Ordnung* ins Zentrum kausaltheoretischer Erörterungen zu rücken, um Gewalt zu erklären. Dies liefert aus unserer Sicht *den* entscheidenden Ansatzpunkt, um nicht nur zu validen Erklärungen zu gelangen, sondern Erklärungsversuche gleichsam auch dezidiert kritisieren zu können. Es geht im Kern um die *Verkettung bestimmter Ereignisse*, wobei sich deren *Sequenzialität* durch die Beteiligten selbst realisiert, durch ihre Deutungen,

ihr Handeln und Erleben sowie ihre sozialen Beziehungen zueinander. Maßgeblich ist die temporale Ordnung der Ereignisse, um die Verursachung einzelner Ereignisse sowie von dauerhafteren Sachverhalten zu begreifen. Man hat also beim Geschehensverlauf selbst anzusetzen, um an validen Erklärungen zu arbeiten. »When things happen within a sequence affects how they happen« lautet die mittlerweile vielzitierte Formel von Charles Tilly, der damit die hohe explanatorische Relevanz sozialer Zeitlichkeit betont.<sup>1</sup> Und genau darauf setzt die vierte, im Kern prozessuale Heuristik, zielt sie doch auf das Timing eines Geschehens, dessen wissenschaftliche Analyse eine Erklärung verlangt.

## **Sensibilisierende Konzepte prozessualen Erklärens von Gewalt: Transitivität, Generalität, Indexikalität und Historizität**

Das zu Beginn des Buches vorgestellte Narrativ von Alexandrine macht darauf aufmerksam, dass ein ereignissesequenzielles Casing nicht per se zu Aussagen über ein Causing von Gewalt führt, die nachvollziehbar sind und überzeugen. In prozessualer Perspektive stellt sich, das mag vor dem Hintergrund unserer bisherigen Argumentation kaum noch überraschen, die zentrale Frage, wie sich die kausale Transitivität zwischen den Ereignissen nicht nur behaupten, sondern auch belegen lässt. Es handelt sich dabei um empirische Fragen, die nicht per schlichter Deduktion aus vorhandenen Theorien lösbar sind. Gleichzeitig möchten wir vorschlagen, mit vier sensibilisierenden Konzepten zu arbeiten, um einen Vorgang, der als Gewalt gilt, auf seine Verursachung hin zu analysieren – basierend auf der Prämisse, dass Verursachung hier eine kausale Relation von Ereignissen bezeichnet, die selbst wiederum durch die Relation daran betei-

---

1 Tilly, Big Structures, Large Processes, Huge Comparisons.

ligter Individuen konstituiert sind. Bei den Konzepten handelt es sich um eben jene (1) Transitivität von Ereignissen, um (2) die Generalität von Deutungen, Bewertungen oder Erwartungen, um (3) die Indexikalität situativer Elemente und (4) die Historizität von Individuen, die wir entlang von eigenen empirischen Studien aus den letzten Jahren erörtern.

## Die Transitivität von Ereignissen

Gewalt prozessual zu erschließen, besteht zunächst darin, sich mit der kausalen Transitivität von Ereignissen zu beschäftigen, die in *inhaltlicher* Beziehung zu Ereignissen des Antuns, Erleidens und Beobachtens von Gewalt stehen. Inhalt meint hier im Unterschied zur temporalen Verlaufsform eines Geschehens sowohl die sachliche (Themen und Artefakte betreffend<sup>2</sup>) als auch die soziale Dimension (die Beziehungen der Personen betreffend) der interessierenden Vorgänge. Das ist jedoch, wie wir sehen werden, nur der Ausgangspunkt, um dann notwendigerweise auch die Generalität von Deutungen, Bewertungen und Erwartungen, die unvermeidliche Indexikalität von Situationselementen und die situative Historizität von Individuen systematisch in die Erklärung einbeziehen zu können.

Kausale Ereignistransitivität ist, hier gehen wir noch einmal ganz an den Anfang unserer Argumentation zurück, der wissenschaftstheoretisch einschlägige Begriff dafür, dass die *Verursachung* eines Vorgangs oder Sachverhalts in der besonderen Sequenzialität eines Geschehens liegt. Ihre Erklärung besteht dann – abstrakt formuliert – darin, eine Kausalkette nachzuzeichnen, die bei drei gegebenen Ereignissen a, b und c die Form hat, dass b ohne a nicht stattgefunden hätte und c nicht ohne b. In dieser Perspektive wäre dann a eine Ursache dafür, dass c passiert ist.<sup>3</sup>

---

2 Aljets/Hoebel, »Prozessuales Erklären«, S. 11.

3 Keil, »Making Counterfactuals More Singular«, S. 181–182; Lewis »Causation«, S. 563.

Die von einem der Autoren, nämlich von Thomas Hoebel, in einem Aufsatz vorgenommene Relektüre bzw. Rekonstruktion der Massenerschießungen in Józefów, die auf die »organisierte Plötzlichkeit« des Geschehens abhebt, verwendet ein solchermaßen transitiv aufgebautes Argument.<sup>4</sup> Es handelt sich dabei um einen bereits intensiv beforschten Fall. Etwa 500 Angehörige des Reserve-Polizeibataillons 101 erschießen am 13. Juli 1942 ohne nennenswerte Vorerfahrungen 1500 Menschen jüdischen Glaubens in Józefów. Im Morgengrauen sammeln sich die Männer am Ortsrand des Dorfes, das seit dem deutschen Überfall auf Polen zum Distrikt Lublin des neu geschaffenen Generalgouvernements gehört.<sup>5</sup> Nur wenige der Polizisten kennen die Gemeinde bereits, sie sind hier stationiert. Die überwiegende Mehrheit ist erst wenige Minuten zuvor mit Lastwagen gebracht worden. Sie haben eine etwa zweistündige Fahrt aus dem 30 Kilometer nordwestlich gelegenen Biłgoraj hinter sich.

Der Kommandeur der Einheit hält sichtlich aufgewühlt eine Ansprache. Er eröffnet den Männern die beiden Ziele des Einsatzes. Sie sollen zum einen die arbeitsfähigen Juden des Dorfes in ein Arbeitslager bei Lublin »aussiedeln«, wie es im nationalsozialistischen Jargon zynisch heißt, nachdem diese zunächst auf dem Marktplatz gesammelt werden. Zum anderen haben sie die Aufgabe, alle übrigens jüdischen Dorfbewohner ebenfalls auf den Marktplatz zu bringen, mit Lastwagen in einen nahen Wald zu fahren, von dort aus in kleinen Gruppen weiter in das Gehölz zu führen – und zu töten. Die Polizisten werden den für sie gefassten Plan restlos erfüllen, bis auf wenige Ausnahmen töten sie an diesem Tag das erste Mal einen Menschen. Da Christopher Browning es für unwahrscheinlich hält, dass ein nen-

---

4 Hoebel, »Organisierte Plötzlichkeit. Eine prozesssoziologische Erklärung«.

5 Das Bataillon besteht zu diesem Zeitpunkt aus 11 Offizieren, 5 Verwaltungsbeamten sowie 486 Unteroffizieren und einfachen Polizisten, die in 3 Kompanien aufgeteilt sind. Jede Kompanie umfasst wiederum 3 Züge mit jeweils 4 Gruppen; vgl. Browning, *Ganz normale Männer*, S. 66.



nenswerter Anteil der Polizisten glühende Antisemiten war<sup>6</sup> – worauf wir bereits während unserer kritischen Diskussion von Kühls Studie *Ganz normale Organisationen* hingewiesen haben –, benötigen wir alternative Erklärungen.

Die These der »organisierten Plötzlichkeit« erklärt das Geschehen mit Blick auf sein Timing.<sup>7</sup> Als die Polizisten des Hamburger Re-

---

6 Ebd., S. 70.

7 Hoebel, »Organisierte Plötzlichkeit. Eine prozessoziologische Erklärung«, S. 442. Konkreter Anlass für die erneute Beschäftigung mit diesem bereits gut erforschten Geschehen war, dass bei der Lektüre der einschlägigen Studien von Christopher Browning und Daniel J. Goldhagen, später auch in Analysen von Collins und Kühl, irritiert hat, dass sie dem Timing der Ereignisse so wenig aufmerksam schenken; Browning, *Ganz normale Männer*; Goldhagen, *Hitlers willige Vollstrecker*; Collins, *Dynamik der Gewalt*, S. 123–124; Kühl, *Ganz normale Organisationen*. Stattdessen findet sich bei ihnen eine ungewichtete Liste diverser Erklärungsfaktoren (Browning), das von der konkreten Situation abstrahierende Argument des »eliminatorischen Antisemitismus« der Deutschen (Goldhagen) sowie Überlegungen zu emotionalen Distanzierungschancen der Schützen (Collins) und zur organisationalen Generalisierung von Motivationsmitteln (Kühl). Daraus entstand früh die zunächst noch vage Idee, dass es für den Geschehensverlauf relevant sein könnte, wann die Polizisten davon erfahren, dass sie Menschen erschießen sollen. Was zu diesem Zeitpunkt allerdings fehlte, war ein theoretisch konsistentes Argument, dass den Verlauf der Situation mit der Organisiertheit der Gewaltausübenden verbindet – sowie ein methodisches Verfahren, um die temporale Ordnung des Geschehens nachvollziehbar zu machen. Es fehlte wohlgerne nicht an theoretischen Optionen, um sich dem Geschehen zu widmen – allen voran die Luhmann'sche Organisationstheorie (maßgeblich Luhmann, Funktionen und Folgen formaler Organisation), das Konzept der Indifferenzzone (Barnard, *The Functions of the Executive*) oder die Typologie von Wissenskontexten (Glaser/Strauss, »Awareness Contexts and Social Interaction«; dies., *Awareness of Dying*). Was allerdings lange infrage stand, war der Punkt, inwiefern die theoretischen Konzepte konkret dazu beitragen, die Verursachung der Massenerschießungen zu erklären. Dabei hat dann tatsächlich geholfen, das Geschehen mithilfe der Studien von Browning und Goldhagen sowie durch ein erneutes Aktenstudium noch

serve-Polizeibataillons 101 nachts zunächst die Anweisung ihrer Vorgesetzten erhalten, Lastwagen zu besteigen und ihr Quartier für eine mehrstündige Fahrt nach Józefów zu verlassen, wissen sie noch nichts Definitives über ihren Auftrag. Davon erfahren sie erst vor Ort, als ihr Kommandant ihnen eröffnet, was sie in den folgenden Stunden zu tun haben. Zu diesem Zeitpunkt ist jedoch bereits ein Interaktionsterritorium entstanden, das die Männer aneinander und damit an das ihnen vorgegebene Handlungsziel bindet («territoriale Schließung»).

Legitime Optionen, aus der laufenden Interaktion aussteigen zu können, sind zu diesem Zeitpunkt für die beteiligten Polizisten knapp. Ein Ausweichen vor dem Auftrag ist in der betreffenden Situation nur dann legitim, wenn es nicht die formalen und informalen Erwartungen der Organisation verletzt, der die zum Töten aufgeforderten Männer angehören. Weil die Anweisung recht plötzlich ist («plötzliches Tatwissen») und der Einsatz unmittelbar bevorsteht, haben die Polizisten unter Bedingungen gemeinsamer Anwesenheit (und somit: wechselseitiger Beobachtung) kaum die Chance, sich der Situation unbemerkt zu entziehen oder untereinander soziale Unterstützung zu organisieren, um gegen den Einsatz zu opponieren oder sich wechselseitig darin zu decken, sich nicht zu beteiligen.<sup>8</sup> Plötzliches Tatwissen ist dabei nicht gleichbedeutend mit einem »Domänenwissen« der Polizisten, das sie infolge ihres Eintritts in ihr Bataillon erworben haben. Mit Domänenwissen ist gemeint, dass sie eine Vorstellung davon haben und auch teilen, warum die deutsche Ordnungspolizei im Generalgouvernement Polen eingesetzt ist, »was die Organisation tun bzw. nicht tun wird«.<sup>9</sup> Aus diesem offenen oder zumindest halbwegs artikulierten Wissen lässt sich zwar vielleicht ab-

---

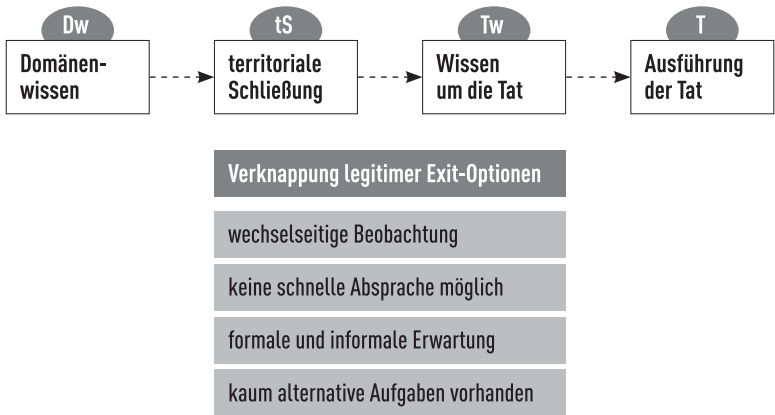
einmal Schritt für Schritt zu konstruieren – einschließlich der verfügbaren Informationen über die beteiligten Polizisten.

8 Hoebel, »Organisierte Plötzlichkeit. Eine prozessoziologische Erklärung«, S. 454.

9 Thompson, *Organizations in Action*, S. 29 (Übers. durch uns).

leiten, dass die Polizisten einige problematische und irgendwie illegale bis verbrecherische Dinge bei ihrem Einsatz in Polen zu tun haben werden, nicht aber, dass sie es sein werden, die massenhaft Juden töten – solange sie nicht konkret mit dieser Anforderung konfrontiert sind.

Abb. 1: »Organisierte Plötzlichkeit« als transitive Sequenz von Ereignissen



Eigene Darstellung in Anlehnung an Hoebel, »Organisierte Plötzlichkeit. Eine prozessoziologische Erklärung«

Die transitive Erklärung der Massenerschießungen liegt in dieser Perspektive in der spezifischen Konsequenzialität der Ereignisse – sie haben füreinander bestimmte Folgen. In der Nacht vor dem Einsatz ist es für die Polizisten zunächst ein gewöhnlicher Vorgang, auf Anweisung, jedoch ohne nähere Kenntnis des Einsatzziels auf einen Transporter zu steigen (a: tS). Sie erfahren dann unter wechselseitiger Beobachtung mit geringen alternativen Handlungsoptionen davon, dass sie gleich jemanden erschießen sollen (b: Tw). Schließlich töten viele Polizisten in Kleingruppen wiederholt und über Stunden hinweg Frauen, Kinder und Alte, in dem sie ihre Opfer zunächst in einen nahe gelegenen Wald führen und dort von hinten erschießen (c: T).

Die Sequenzialität der Ereignisse und ihre spezifische Zeitlichkeit können also in dieser Rekonstruktion mit relativ hoher Plausibilität das Rätsel lösen, warum diese Massenerschießungen im Holocaust aus der Sicht der Verantwortlichen selbst dann so reibungslos vor sich gingen, wenn die Motivation der Untergebenen nicht klar antisemitisch geprägt war; der Verweis auf die »organisierte Plötzlichkeit« erlaubt es, die Motivfrage in den Hintergrund zu schieben und damit den Problemen zu entgehen, in die – wie wir gesehen haben – eine jede Heuristik der Motive unweigerlich immer gerät. Auf der anderen Seite wird durch die hier vorgenommene Rekonstruktion auch deutlich, dass selbst ein Verweis auf Organisationspezifika, wie er etwa in der Arbeit von Stefan Kühl zu sehen ist, noch keineswegs ausreicht. Kühl hatte die Organisation als statisch betrachtet und für die Akteure und ihre Taten lediglich den Organisationseintritt als relevant erklärt. Damit aber verfehlte er die Prozessualität des Geschehens, die in der Rede der organisierten Plötzlichkeit gerade zum Ausdruck kommt, und zwar auf eine Weise, die eben die Organisationsaspekte des massenhaften Tötens, auf die Kühl zu Recht hingewiesen hat, nicht ignoriert.

Die soziologische Analyse der gewaltgezeichneten Ereignisse, die der Volksmund mittlerweile verkürzend »Anschläge auf Charlie Hebdo« nennt, lässt ebenfalls auf Passagen mit kausaler Transitivität schließen.<sup>10</sup> Hier findet sich immer wieder ein besonderer Bewe-

---

10 Hoebel, »Wir haben Charlie Hebdo getötet«. Anfang 2015 töteten die Brüder Chérif und Saïd Kouachi und ihr Mitstreiter Amedy Coulibaly innerhalb eines Zeitraums von knapp 54 Stunden insgesamt 17 Menschen. Am Morgen des 7. Januar 2015, einem Mittwoch, drangen die beiden Brüder zunächst in die laufende Redaktionssitzung der französischen Satirezeitschrift *Charlie Hebdo* ein. Sie erschossen dort elf Menschen und verletzen elf weitere zum Teil schwer. In den folgenden Minuten schossen sie auf einen herannahenden Polizeiwagen, einer der beiden tötete einen Streifenpolizisten, schließlich bedrohten sie einen Autofahrer, mit dessen Wagen es ihnen gelang, die Stadt zu verlassen. Am darauffolgenden Tag überfielen sie eine Tankstelle etwa 70 km Luftlinie vom Tatort entfernt. Am Freitagmorgen schließlich bedrohten sie eine Lehrerin und stahlen deren Wa-

gungsablauf der Angreifer. Anstatt emotional entmutigt zu sein, wenn sie auf Polizisten und Spezialkräfte treffen (A), verhalten sich die Angreifer außerordentlich risikofreudig, d. h., sie sind bereit zu höchst riskanten Initiativen. Sie laufen zügig auf die mutmaßlich bewaffneten Widersacher zu (C). Sie verlassen dafür physische Schutzmöglichkeiten, die sich in der jeweiligen Situation ergeben (B), und bieten ihre Körper relativ schutzlos dar. Das riskante Auftreten der Angreifer hat dabei den paradoxen Effekt, dass sie sich – anstatt selbst verletzt oder getötet zu werden – immer wieder gegen ihre Opponenten durchsetzen, die zurückweichen oder selbst verletzt bzw. getötet werden (D). Die betreffenden Sequenzen A-B-C-D sind bis zu dem Zeitpunkt, als die Polizei die Angreifer schließlich tötet, immer wieder entscheidend dafür, dass die Täter über einen vergleichsweise langen Zeitraum von 54 Stunden die Initiative behalten können und sich das Gesamtgeschehen fortsetzt. Das Ereignis D steht dabei in einem transitiven Verhältnis zu Ereignis A. Die Selbstinszenierung der Angreifer lässt dabei darauf schließen, dass sie die

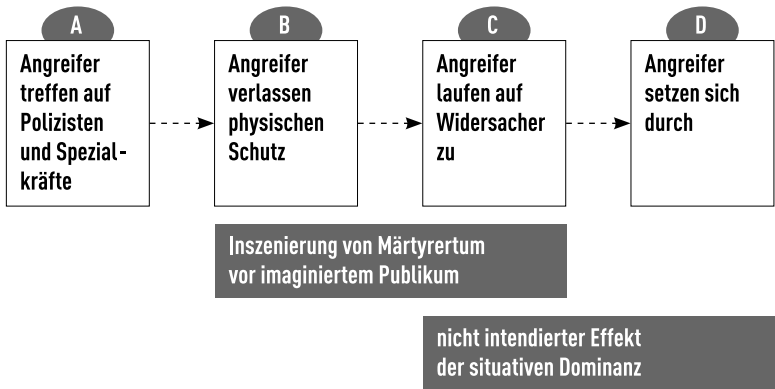
---

gen. Als es der Polizei kurz darauf gelang, die direkte Verfolgung der Kouachis aufzunehmen, verschanzten sich die Brüder in einer kleinen Druckerei im Pariser Umland, deren Geschäftsführer sie zunächst als Geiseln nahmen, nach einigen Stunden jedoch freiließen. Am späten Nachmittag stürmen Polizeikräfte das Gebäude und töteten die beiden.

Ebenfalls am 9. Januar 2015 und fast zur gleichen Zeit rannte Amedy Coulibaly in den Kugelhagel von Spezialkräften der Polizei, die Sekunden zuvor damit begonnen hatten, einen Supermarkt an der Porte de Vincennes in Paris zu stürmen, in dem Coulibaly bis dahin 17 Personen festgehalten hatte. In den vorangegangenen beiden Tagen hatte auch er mehrere Gewalttaten verübt, in deren Verlauf drei Männer von ihm zum Teil schwer verletzt und fünf Menschen getötet worden waren. Am Abend des 7. Januar hatte er auf einen Jogger geschossen und diesen schwer verwundet, bevor er am Morgen des Folgetages eine Verkehrspolizistin tötete und deren Kollegen ebenfalls schwer verletzte. Am Freitag schließlich erschoss er zunächst vier Menschen, die gerade einkauften, und verletzte den flüchtenden Geschäftsführer des Ladens, bevor er 17 Personen als Geiseln nahm und diese bis zuletzt festhielt.

entsprechenden Situationen suchen, um sie als Bühne zu nutzen, auf der sie sich einem imaginären Publikum präsentieren können – als Krieger und Märtyrer.<sup>11</sup>

Abb. 2: »Riskante Initiativen« als transitive Sequenz von Ereignissen



Eigene Darstellung in Anlehnung an Hoebel, »Wir haben Charlie Hebdo getötet!«

Der Fall ist exemplarisch dafür, dass das Geschehen sich nicht in erster Linie über Motive der Täter plausibel rekonstruieren lässt oder über ihre Zugehörigkeit zu einer irgendwie islamistischen Organisation. Entscheidend ist vielmehr die genaue Rekonstruktion der Ereignisverkettung, weil sich nur so auch Einblicke in die Dynamik der Anschläge und ihre Spezifika ergeben.

11 Siehe für eine detailliertes Casing und Causing des Geschehens, das diese Interpretation zulässt, Hoebel, »Wir haben Charlie Hebdo getötet!«, S. 115–117.

## Generalität von Deutungen, Bewertungen und Erwartungen

Die im letzten Abschnitt beispielhaft gezeigte Rekonstruktion von Ereignistransitivitäten provoziert den Einwand, dass hiermit doch in erster Linie ein rein mikrosoziologisches und irgendwie doch situationistisches Unterfangen vorgestellt wurde, wie wir es schon bei Collins vorfinden – und den wir dafür kritisierten. Der Einwand läuft jedoch ins Leere, denn unsere These ist, dass weder die Massenerschießungen in Józefów noch der Pariser Anschlag zu verstehen sind, wenn wir explanatorisch nicht der organisationalen Generalität von Deutungen, Bewertungen und Erwartungen Rechnung tragen, die im Mikro-Timing der Ereignisse immer wieder relevant ist. Mit Blick auf die skizzierten Analysen ist damit im Kern gemeint, dass sich – und wir konzentrieren uns im Folgenden nur auf die von uns dargestellten Fälle in Józefów und Paris – die »ganz normalen« Ordnungspolizisten einerseits, die Pariser Angreifer andererseits im laufenden Geschehen an Verhaltensprämissen orientieren, die sie selbst nicht gesetzt haben, die jedoch im Laufe ihrer Zugehörigkeit zu einem konkreten »mitgliedschaftsbasierten System«<sup>12</sup> selbstverständlich für sie geworden sind. Es handelt sich dabei um Prämissen des Handelns und Erlebens, die als generalisiert gelten können, weil sie über die interessierende Situation hinaus gelten, unabhängig von konkreten Einzelereignissen sind und in der Regel kontrafaktisch anerkannt werden, obwohl konkrete Vorgänge ihnen zuwiderlaufen.<sup>13</sup>

Niklas Luhmann hat den folgenreichen Zusammenhang zwischen Zugehörigkeiten und Prämissen des Handelns und Erlebens konkret am Beispiel formaler Organisationen und unter Verweis auf den sogenannten »Organisationsmechanismus«<sup>14</sup> so verdeutlicht: Eine Person erklärt sich qua explizit akzeptierter Mitgliedschaft bereit, die Erwartungen eines konkreten Systems in bestimmten Gren-

---

12 Kühl, »Gruppen, Organisationen, Familien und Bewegungen«.

13 Luhmann, Funktionen und Folgen formaler Organisation, S. 55–56.

14 Ders., Systemtheorie der Gesellschaft, S. 211.

zen zu erfüllen, sodass alle Mitglieder untereinander mit dieser Bereitschaft rechnen können – und das »bis auf Weiteres« dauerhaft. Hier liegt also eine *zeitliche* Generalisierung vor.<sup>15</sup> Der besondere Clou des Arguments ist, dass es ganz ohne die Vorstellung auskommt, Verhaltenserwartungen bildeten eine eigene (Makro- oder Meso-)Ebene »über den Köpfen« der Personen, die als Mitglieder an diversen (Mikro-)Situationen beteiligt sind. Luhmann betont vielmehr, dass die Mitglieder – ob vorgesetzt / untergeben oder gleichrangig – einander *unterstellen*, sie handelten unter Ausnutzung und Befolgung ihrer Rechte und Pflichten als Mitglieder.<sup>16</sup> Darin liegt die soziale wie sachliche Generalisierung der systemspezifischen Verhaltenserwartungen: Sie bilden einen größeren *sachlichen* Komplex von Prämissen des Handelns und Erlebens, die einzelne nicht je nach eigenem Gusto in oder außer Kraft setzen können, ohne damit in *sozialer* Hinsicht ihre Mitgliedschaft oder zumindest die Missachtung anderer Mitglieder zu riskieren – auch wenn die übrigen selbst eine kritische Einstellung zu den betreffenden Erwartungen an sie haben. Die qua expliziter Zugehörigkeit sowohl zeitlich als auch sachlich und sozial generalisierten Erwartungsbündel sind in dieser Perspektive somit soziale Ordnungen, die nicht nur externe Beobachterinnen als soziales System identifizieren. Seine Mitglieder erleben es selbst als solches.<sup>17</sup>

Im Fall der Ordnungspolizisten handelt es sich bei diesen »erleb-  
baren Systemen« um ihre Bataillone oder Einheiten anderen Namens (z. B. »Schutzpolizei Memel«): Im Zuge ihrer Mitgliedschaft erlernen die Polizisten zunächst gemeinsam, welche formalen und informalen Erwartungen im Bataillon herrschen und wie sie mit ihnen umgehen. Dieses (Kennen-)Lernen ist gleichsam die Voraussetzung dafür, dass durch die »organisierte Plötzlichkeit« des Geschehens ein stabiles »Interaktionsterritorium«<sup>18</sup> entsteht, auf dem die Polizisten auch dann ihren Einsatz zu Ende führen, als Kollegen nach und nach beginnen,

---

15 Ders., Funktionen und Folgen formaler Organisation, S. 61.

16 Ebd., S. 51.

17 Ebd., S. 21, 41–42, 52, 63, 68.

18 Lyman / Scott, »Territoriality«, S. 240–241.



sich offiziell von den Erschießungen freistellen zu lassen oder sich unbemerkt zu entziehen. Die Anweisung, Lastkraftwagen zu besteigen, um – mit unbekanntem, höchstens erahntem Einsatzziel – einige Kilometer weit an einen anderen Ort zu fahren, liegt im Bereich fragloser Akzeptanz, die für sie selbstverständlich mit ihrer Organisationsmitgliedschaft verknüpft ist. Das ist bei der abrupten Anweisung, nun in Kürze Menschen zu töten, nicht mehr zwingend der Fall. Die schließlich gewaltgezeichnete Situation setzt sich jedoch unter ihrer Beteiligung fort, weil sich die Männer entlang von Erwartungen arbeitsteiliger Unterstützung auf Basis von hierarchischen und kameradschaftlichen Gepflogenheiten aneinander orientieren, die wiederum »ganz normal« für sie sind.<sup>19</sup>

Diese Orientierung der Akteure an nicht selbstgesetzten Prämissen zeigte sich auch im Fall der Pariser Angreifer. Dort dreht sich das Geschehen zu einem Gutteil um (a) den Islamischen Staat, dem sich einer der Angreifer, Amedy Coulibaly, zurechnet, und (b) al-Qaida auf der Arabischen Halbinsel, der sich die Brüder Chérif und Saïd Kouachi verpflichtet sehen. Die Brüder schreien, während sie in die Charlie-Hebdo-Redaktionskonferenz stürmen und zu schießen beginnen, »Allahu Akbar«. Das gleiche Muster findet sich bei Coulibaly, als er schießend in den Supermarkt rennt, in dem er Geiseln nimmt und sich schließlich verschanzt. Das Schreien lässt sich als Ausdruck ihrer emotionalen, mitgliedschaftsbasierten Verbundenheit mit abwesenden Dritten begreifen. Bezeichnend ist, wann die Angreifer »Allahu Akbar« schreien. Sie rufen die Formel *kurz* bevor sie das Feuer eröffnen. Die an Jack Katz<sup>20</sup> angelehnte These ist, dass sich die Angreifer durch die betreffenden Rufe unmittelbar vor ihren Angriffen in eine körperlich-emotionale, für sie selbst praktisch spürbare Beziehung zu einer abstrakten Gemeinschaft setzen, von der sie meinen, dass sie die Formel als Schlachtruf anerkennt und somit als Symbol emotionaler Verbundenheit engagierter Dschihadisten. Sie rechnen mit einer Prämisse richtigen Verhaltens, die sie selbst nicht

---

19 Kühl, Ganz normale Organisationen.

20 Katz, »Ausrastende Autofahrer«.

erschaffen haben. Indem die Aufmerksamkeit der Angreifer für einen entscheidenden Moment auf ihrer solidarischen Beziehung mit körperlich abwesenden Mitkämpfenden liegt, generieren sie aktiv das Maß an emotionaler Dominanz über die Anwesenden, das ihnen erlaubt, sie tatsächlich körperlich zu attackieren. Sie sind in diesem Augenblick doppelt verstrickt: solidarisch mit Abwesenden *und* antisolidarisch mit anwesenden Personen, die sie schließlich attackieren.<sup>21</sup>

Die Verhaltenserwartungen, denen die Ordnungspolizisten und die Pariser Angreifer jeweils folgen, sind maßgeblich von der Zukunft her gestützt. Es geht dabei im Kern um die Herbeiführung (Anerkennung durch Abwesende) oder Vermeidung (Anerkennungsentzug durch Anwesende) eines zukünftigen Ereignisses. Dadurch sind die betreffenden Organisationen, denen sich die Protagonisten jeweils zugehörig fühlen, als »organisierte Dritte« in das Geschehen involviert.<sup>22</sup> Organisationen sind in dieser Perspektive – abstrakt formuliert – kausal relevante Situationselemente, wenn sich zeigen lässt, dass sie als Dritte fungieren, durch die zwei andere Elemente erst zusammenfinden, also etwa die Personen, die verletzen und töten, und die Opfer dieser Personen. Organisationen sind gleichsam »konsequenzielle Dritte«<sup>23</sup> für das betreffende Geschehen, da sie sowohl seine Entstehung und seinen Verlauf mitprägen – wobei sich zwei Varianten unterscheiden lassen. (1) Der Fall Józsefów ist exemplarisch dafür, dass organisationale Verhaltenserwartungen durch die wechselseitige Beobachtung physisch kopräsentierender Mitglieder »appräsent«, d. h. mitvergegenwärtigt sind.<sup>24</sup> (2) Im Fall von Paris ist es dagegen so, dass die relevanten Dritten im Sinn von sowohl persönlich bekannten als auch imaginierten Personen abwesend sind, aber neben sprachlichen Äußerungen auch in Form eines militärisch anmuten-

---

21 Hoebel, »Wir haben Charlie Hebdo getötet!«, S. 119.

22 Vgl. Dorn/Hoebel, »Mafias als organisierte Dritte«.

23 Hoebel, »Wir haben Charlie Hebdo getötet!«, S. 120–121.

24 Schütz, »Symbol, Reality and Society«, S. 144; vgl. Soeffner, »Appräsentation und Repräsentation«, S. 50.

den Kleidungsstils und der Form der Bewaffnung mitvergegenwärtigt werden.<sup>25</sup>

Beide Fälle zeigen, dass mit dem Begriff »Organisation« nicht einfach nur ein planvolles kollektives Handeln bezeichnet ist. Soziologisch präziser ist es vielmehr, die Organisiertheit von Gewalt mithilfe eines bestimmten Sequenztyps von Ereignissen zu erklären. Der betreffende Sequenztyp (z. B. Massenerschießungen oder Anschläge) schließt den angestrebten oder faktisch vollzogenen Eintritt (E) in ein soziales System zwingend ein, dessen Mitglieder die Zugehörigkeit von der fraglosen Akzeptanz eines je konkreten Bündels an Verhaltenserwartungen abhängig machen.<sup>26</sup> Das ist der Clou von Luhmanns Argument, das die Generalität von Erwartungen an die Mitgliedschaft in Kollektiven knüpft, ohne dass diese Konstellationen ein Verhalten festlegen würden. Diejenigen Erwartungen, die im Moment des angestrebten oder vollzogenen Beitritts gelten, werden durch diesen Beitritt (oder seine Verschiebung oder Ablehnung) bis auf Weiteres bestätigt – ohne dass damit gesagt ist, dass sich die Erwartungen nicht in zukünftigen Gegenwarten unter aktiver Mitwirkung von Neumitgliedern ändern werden.

Erst in dieser Perspektive ist es – so unsere These – möglich, organisierte Gewalt als eine spezifische Verursachungsform des Antuns, Erleidens und der Beobachtbarkeit von Gewalt zu begreifen. Sequenzen wie die am Beispiel Józefów dargelegte »organisierte Plötzlichkeit« oder die am Charlie-Hebdo-Fall analysierten »riskanten Initiativen« setzen voraus, dass diejenigen, die andere Personen in den betreffenden Situationen attackieren, zuvor in einen situationsrelevanten »organisierten Dritten« eingetreten sind oder darauf abzielen (indem sie z. B. Gewalt ausüben, um Organisationen ihre Eignung zu beweisen<sup>27</sup>). Die Verursachung von Gewalt durch Mikro-Timings wie

---

25 Hoebel, »Wir haben Charlie Hebdo getötet!«, S. 108–109.

26 Luhmann, Funktionen und Folgen formaler Organisation, S. 29–59.

27 Siehe dazu u. a. Gambetta, Codes of the Underworld: How Criminals Communicate.

$Dw \rightarrow tS \rightarrow Tw \rightarrow T$  («organisierte Plötzlichkeit») oder

$A \rightarrow B \rightarrow C \rightarrow D$  («riskante Initiativen«)

ist demnach kausal abhängig (a) von einem mehr oder weniger großen Bündel an Eintrittsentscheidungen  $E_n$  in einen schließlich involvierten organisationsförmigen Dritten und (b) von den (Kennen-)Lern- und Mitgestaltungsprozessen der betreffenden Mitgliedschaftserwartungen (M).<sup>28</sup>

Wenn die bisherige Argumentation stimmt, dann haben wir es bei organisierter Gewalt – stark vereinfachend dargestellt – mit Ereignissequenzen zu tun, die eine Verlaufsform folgenden Musters haben und die Ereignistypen E und M zwingend voraussetzen, Ereignistypen, welche (und deshalb stehen sie außerhalb der Klammer) die unmittelbare Situation in einer bestimmten Weise transzendieren.

1)  $E_1 \rightarrow M \rightarrow (Dw \rightarrow tS \rightarrow Tw \rightarrow T)$

2)  $E_2 \rightarrow M \rightarrow (A \rightarrow B \rightarrow C \rightarrow D)$

Weder empirisch noch konzeptionell ist es jedoch mit einer schlichten Sequenzialität typischer Ereignisse getan, weil in der Analyse immer auch herauszuarbeiten ist, in was die Akteure verstrickt sind, was sie alles in ihrem Handeln (mit-)vergegenwärtigen.<sup>29</sup> Anders formuliert: E und M müssen sich im unmittelbaren Gewaltgeschehen  $[(Dw \rightarrow tS \rightarrow Tw \rightarrow T)$  oder  $(A \rightarrow B \rightarrow C \rightarrow D)]$  als handlungsrelevant dingfest machen lassen – sie transzendieren zwar die Situation, sind in ihr jedoch immer auch präsent.

---

28 (Kennen-)Lern- und Mitgestaltungsprozesse der betreffenden Mitgliedschaftserwartungen lassen sich – nebenbei bemerkt – als gelingende Interaktionsrituale begreifen, da (Kennen-)Lernen und Mitgestaltung keine solitären Akte sind, sondern in der Regel vielfältige »Situationen und ihre Menschen« benötigen; Goffman, Interaktionsrituale, S. 9 (Hier gibt es also einen durchaus fruchtbar erscheinenden Austausch zwischen systemtheoretischer Organisationsforschung und der Collins'schen Interaktionsritualkettentheorie zu entdecken).

29 Schütz, »Symbol, Reality and Society«, S. 144; vgl. Soeffner, »Appräsentation und Repräsentation«, S. 50.

Dabei ist Folgendes zu beachten: Transitivitätsargumente haben für gewöhnlich das Problem des *petering out*. Gemeint ist, dass Ereignisse an kausaler Relevanz verlieren, je länger sie zurückliegen und sich weitere, grundsätzlich kontingente Ereignisse angeschlossen haben. (Organisations-)Soziologische Argumente der Form

$E_1 \rightarrow M \rightarrow (Dw \rightarrow tS \rightarrow Tw \rightarrow T)$  oder

$E_2 \rightarrow M \rightarrow (A \rightarrow B \rightarrow C \rightarrow D)$

gehen dagegen davon aus, dass E sich infolge von M gerade nicht abschwächen muss, zumindest nicht bei denjenigen, die schließlich maßgeblich an  $(Dw \rightarrow tS \rightarrow Tw \rightarrow T)$  oder  $(A \rightarrow B \rightarrow C \rightarrow D)$  beteiligt sind. Dies hat mit der Indexikalität (von Situationselementen) und Historizität (von Individuen) zu tun.

## Indexikalität von Situationselementen und die Historizität von Individuen

Das Konzept der Indexikalität macht nicht nur darauf aufmerksam, dass Gewalt eine »deskriptive Vokabel« ist, sondern ebenso, dass Situationselemente die Spezifika ihres Interaktionskontextes in sich aufnehmen.<sup>30</sup> Zu diesem Kontext gehören u. a. der konkrete Ort der betreffenden Äußerungen und Handlungen, ihr konkreter Zeitpunkt, die äußeren Bedingungen, ein begrenztes Set sich äußernder oder handelnder Personen und ein spezifischer Adressatenkreis der Äußerungen oder Handlungen. Der Grundgedanke ist, dass die Beteiligten nur dann füreinander verständlich sind (bzw. eine Ahnung davon gewinnen können, was die Übrigen wohl meinen, wenn sie sich äußern bzw. wenn sie etwas tun), wenn sie die Umstände ihrer Begegnung in ihre Deutungen einbeziehen. Insbesondere eine Vielzahl von sprachlichen Elementen sorgen als situationsabhängige Referenzmittel dafür, dass sich der spezifische Kontext der Begegnungen in ihrem Vollzug selbst reflektiert und als solcher für die

---

30 Bergmann, Ethnomethodologie und Konversationsanalyse, S. 34–36.

Beteiligten erkennbar ist. Dazu zählen etwa Adverbialausdrücke (hier, dort etc. sowie jetzt, dann, gestern etc.), Personal- und Possessivpronomina (ich, du, wir; mein, dein, unser etc.) oder Demonstrativpronomina (dieses, jenes etc.) und der bestimmte Artikel. Sie sind ebenso wie bestimmte Körperhaltungen, Zeigehandlungen oder optische Hinweise kontextgebunden – »indexical particulars«. <sup>31</sup> Nicht allein ihr möglicher Sinn, sondern auch sinnvoll erscheinende Anschlüsse – »what to do next« <sup>32</sup> – lassen sich nur aus ihren Bezügen auf den unmittelbaren Kontext der Begegnung erschließen, in dem sie stattfinden.

Gewalt ist ein solchermaßen situiertes und kontextgebundenes Handeln. <sup>33</sup> Die Gewaltphänomenologie hebt deswegen – wie einleitend erläutert – die grundsätzliche Unbestimmtheit von Gewalt hervor. Sie in konkreten Fällen (und mithilfe der sensibilisierenden Konzepte Transitivity und Generalität) als *organisiert* zu bestimmen (wie das etwa bei der organisationssoziologischen Herangehensweise von Kühl der Fall ist), setzt somit voraus, dass die »indexical particulars« der Situationen, in denen Gewalt stattfindet, zu einem gewichtigen Teil generalisierte Konsequenzen von (angestrebten) Eintrittsentscheidungen in Organisationen sind (wobei Kühl diesen Nachweis schuldig geblieben ist). Anders formuliert: Wer organisationssoziologisch argumentiert und Organisationen kausal in die Erklärungsskizze einfügen will, dem oder der wird dieser Schritt nur dann plausibel gelingen, wenn die Gewalthandlungen tatsächlich auch im konkreten Geschehen auf Organisationserwartungen bezogen werden können, wozu die für selbstverständlich erachtete Anweisung, einen Lastwagen zu besteigen, ebenso gehört wie ein bestimmter Kleidungsstil, durch den man sich als Angehöriger einer bestimmten Organisation ausweisen will.

---

31 Garfinkel / Sacks, »On Formal Structures of Practical Actions«, S. 178.

32 Garfinkel, *Studies in Ethnomethodology*, S. 12.

33 Hoebel / Koloma Beck, »Theorizing Violence«; Koloma Beck, »The Eye of the Beholder«.

»Indexical particulars« lenken den Blick somit zwangsläufig auf etwas, das Andrew Abbott die Historizität von Individuen nennt.<sup>34</sup> Er drängt darauf, Individuen als »wichtige Triebkraft« sozialen Geschehens zu begreifen – jedoch nicht methodologisch-individualistisch gedacht, sondern relational. Es geht ihm also nicht primär darum, Individuen sozialtheoretisch als primäre Gestalter des Sozialen entlang ihrer jeweils eigenen Präferenzen und Kompetenzen zu platzieren. Er plädiert vielmehr dafür, das situative Gewicht konkreter Individuen dadurch zu begreifen, dass sie zu jedem Zeitpunkt in je spezifische soziale Beziehungen miteinander verstrickt sind.<sup>35</sup> Sie sind in ihrem Auftreten – das ist ein klassischer symbolisch-interaktionistischer Gedanke – mitfestgelegt durch das Bild, das andere von ihnen haben, und die Erfahrungen, die andere mit ihnen gemacht haben.<sup>36</sup>

Das Konzept der Historizität von Individuen macht somit auf eine spezifische Indexikalität von gewaltgezeichneten Situationen aufmerksam, lenkt das Augenmerk sowohl auf die »lokalen Verstrickungen« in organisationsinduzierte soziale Beziehungen (z. B. zum Kommandeur, zum Kollegen oder zum Kameraden wie im »Fall József«) als auch auf »extralokale Verstrickungen«<sup>37</sup> mit Organisationsmitgliedern, die abwesend sind (z. B. die »Brüder und Schwestern« des Islamischen Staats oder von al-Qaida wie im Fall der Charlie-Hebdo-Anschläge). Die ursprüngliche bzw. geplante Eintrittsentscheidung in die betreffenden mitgliedschaftsbasierten Systeme wird somit interaktionsrelevant für die gewaltgezeichnete Situation, erneuert sich in der Situation und passiert im Grunde gleichzeitig.

---

34 Abbott, »The Historicity of Individuals«, S. 3–15.

35 Hoebel, »Wir haben Charlie Hebdo getötet!«; ders. »Verkettungen und Verstrickungen«.

36 Abbott, »The Historicity of Individuals«, S. 13.

37 Hoebel, »Wir haben Charlie Hebdo getötet!«, S. 102.

## Voraussetzungen temporaler Analyse

Der methodische Fokus auf Temporalität und Timing schließt nicht aus, diversen Erklärungsprogrammen zu folgen, von »pragmatisch«, über »syntaktisch« bis »semantisch«, um noch einmal an Abbotts Typologie zu erinnern. Eine Methodologie prozessualen Erklärens ist zudem in ihren Grundzügen gegenstandsoffen und sozialtheoretisch inklusiv – gerade weil es sich um eine Methodologie handelt, kann jedes soziologische Paradigma im Prinzip an sie anschließen, das in irgendeiner Weise zeitsensibel ist.<sup>38</sup> Gleichzeitig impliziert eine solche Methodologie eine bestimmte epistemologische Haltung zur Ontologie der sozialen Welt, was freilich dann auch bedeutet, dass sich soziologische Paradigmen kritisch befragen lassen müssen, ob sie tatsächlich auch in der Lage sind, einer solchen Ontologie »gerecht« zu werden. Diese epistemologische Haltung haben wir zunächst annäherungsweise und in Anlehnung an Anton Friedrich Koch als hermeneutisch-realistisch begriffen. Demnach basiert Erkenntnis wesentlich darauf, die uns umgebende Realität zu lesen und in unsere Wortsprachen zu übersetzen, sodass wir sie gleichsam durch unser übersetzendes Lesen gestalten; sie existiert – wir haben dies oben schon einmal betont – unabhängig davon, wie wir sie deuten, aber nicht davon, dass wir sie deuten und dadurch letztlich als solche gestalten, wie wir ihr begegnen.

Die hermeneutisch-realistische Epistemologie rechnet mit einer Ontologie, die in mindestens doppelter Hinsicht relational ist. Das betrifft *einerseits die Relation zwischen »lesenden« Personen*. Die soziale Welt zu »lesen«, ist eine »relationale« oder (synonym) auch »extrinsische Eigenschaft« von Individuen, die über diese nur verfügen, weil andere Individuen ebenfalls über sie verfügen.<sup>39</sup> »Soziale Konfigura-

---

38 Aljets / Hoebel, »Prozessuales Erklären«, S. 5.

39 Schützeichel, »Ontologischer Reduktionismus und relationale Soziologie«, S. 143.



tionen«, wie Rainer Schützeichel schreibt<sup>40</sup>, und somit ganz basal jede soziale Interaktion, sind in dieser Perspektive »eine Pluralität von Individuen«, die davon abhängig sind, dass sie jeweils »füreinander« über korrespondierende relationale Eigenschaften verfügen – solche Eigenschaften, um es noch einmal zu betonen, die wiederum nur deshalb existieren, weil andere sie ebenfalls haben. Soziale Konfigurationen lassen sich so als Relationierungen der relationalen Eigenschaften von Individuen betrachten.<sup>41</sup>

Die Relationalität des Sozialen betrifft *andererseits die Zeitdimension*. Die Ereignisse entwickeln sich durch ihre spezifischen Relationen mit anderen Ereignissen, gleichsam in einem Narrativ, an dem viele Beteiligte hermeneutisch-realistisch mitwirken, nämlich dadurch, dass sie – wieder ein Kerngedanke des symbolischen Interaktionismus – sich deutend mit den Vorgängen auseinandersetzen, in die sie fortwährend involviert sind. Die Beteiligten registrieren dabei zumeist vieles von dem, was sich um sie herum abspielt, gar nicht kognitiv, obwohl sie sensorisch auf ihre Umgebung eingestellt sind. Individuen haben für gewöhnlich ein ausgeprägtes Gespür dafür, in welcher Situation sie sich gerade befinden, was sie von ihr halten, welches Spiel gerade gespielt wird – und nach welchen Regeln.<sup>42</sup> Jack Katz spricht in diesem Zusammenhang nicht von einer relationalen, sondern von einer »naturalistischen sozialen Ontologie«. Sie ist gleichwohl relational angelegt, zielt sie doch darauf ab, die fortlaufende Verstricktheit von Individuen in lokale Vorgänge zum Ausgangspunkt jeder sozialwissenschaftlichen Analyse zu machen, wobei die Art und Weise, wie die betreffenden Personen pragmatisch in die Vorgänge involviert sind, die konkrete Situation in der Regel transzendiert. Die laufende Interaktion schließt an bestehende Deutungs-, Bewertungs- und Beziehungsmuster an, wobei die Beteiligten für gewöhnlich zukünftige Situationen antizipie-

---

40 Ebd.

41 Ebd.

42 Martin, *The Explanation of Social Action*, insb. Kap. 7 und 8.

ren.<sup>43</sup> Dadurch gewinnen soziale Ereignisse gleichsam ihre spezifische Gestalt, durch ihre sachlich und sozial vermittelte Relation zu vergangenen und zukünftigen Ereignissen. Das schlägt sich nicht zuletzt auch in unseren Erzählkonventionen nieder, die mit einem Ende, einem Verlauf und einem Anfang eines Geschehens rechnen<sup>44</sup> und somit immer die aktuelle Situation transzendieren.

Ob relational oder naturalistisch, ein hermeneutischer Realismus führt mithilfe von Schützeichels und Katz' Argumenten zu der entscheidenden ontologischen Einsicht, dass die *Existenz* sozialen Geschehens zwar unabhängig davon ist, wie wir es in Konfigurationen mit anderen und gegen andere deuten und behandeln – *nicht aber ihr Verlauf*, den die Beteiligten mit- und gegeneinander erleben, antizipieren und gestalten. Der Verlauf realisiert sich in der antizipierten, vollzogenen und schließlich memorierten Form konkret nur dadurch, dass ihn die Beteiligten in ihren Relationen zueinander formen. Katz zufolge sollten Forscher, die »any form of social conduct« verstehen und erklären möchten, daher mit drei universellen Aspekten des sozialen Lebens rechnen, damit dass *erstens* jedes soziale Phänomen durch soziale Interaktion konstituiert ist, kollaborativ oder antizipatorisch; dass *zweitens* alles, jeder noch so beiläufige Kommentar oder Blick, ein situativ relevantes Element von Handlungslinien ist, die Individuen mit- und gegeneinander beginnen, fortsetzen, unter- oder abbrechen; dass schließlich *drittens* Erleben und Handeln durch leibliche Vorgänge (mit-)gestaltet sind, die den Beteiligten selbst nicht gewahr, jedoch für Forscherinnen sichtbar sind.<sup>45</sup> Katz erneuert hier erkennbar den genuin prozessual angelegten Forschungsansatz seines akademischen Lehrers<sup>46</sup> Howard S. Becker, dessen grundlegender em-

---

43 Vgl. Tavory, »Between Situations. Anticipation, Rhythms, and the Theory of Interaction«.

44 Aljets/Hoebel, »Prozessuales Erklären«, S. 9–10; siehe dazu auch die Passage zu Narrativität auf S. 44–47.

45 Katz, »Start here«, S. 259.

46 Vgl. Bidet/Gayet-Viaud/Le Méner, »The Three Dimensions of Ethnography«.

pirischer Fokus bekanntlich auf eine Weise auf Interaktionen liegt, wie Katz es aus ontologischen Gründen fordert. Interaktionen sind der »Ort«, an dem sich das soziale Leben abspielt und vor allem: sich fortsetzt oder abbricht. Becker ist jedoch kein »Ereignisatomist«<sup>47</sup> und an einer einzelnen Interaktion für sich genommen interessiert. Er denkt vielmehr immer schon in Verkettungen und hebt hervor, dass es im Grunde dabei auf das Timing der Ereignisse ankommt, um zu erklären, warum die Menschen die Dinge machen, wie sie sie machen. »Just as everything has to happen somewhere, so it has to happen sometime, and when that sometime is makes a difference.«<sup>48</sup> In diesem Zusammenhang lehnt Becker ein lineares Kausalitätsdenken ab<sup>49</sup> und plädiert vielmehr für einen prozessualen »Kunstgriff« (»trick of the trade«), der darin besteht, bei allem, was man analysiert, nicht Ursachen und Bedingungen, sondern eine Geschichte, eine Erzählung, ein Narrativ anzunehmen – ein »first this happened, then that happened, and then the other happened, and it ended up like this«.<sup>50</sup> Dadurch – so Becker – sei es möglich, das Auftreten von Ereignissen zu verstehen, indem man die Schritte des Prozesses nachvollzieht, durch den sie geschehen sind.<sup>51</sup>

Prozessuales Erklären hat in dieser Perspektive eine starke Familienähnlichkeit mit einem mechanistischen Denken, wie es vor allem Charles Tilly aus relational-ontologischen Gründen vertreten hat.<sup>52</sup> Es

---

47 So Schützeichel in Richtung der Prozesssoziologie von Abbott; Schützeichel, »Small Variations, Huge Differences«, S. 573; Abbott, *Processual Sociology*.

48 Becker, *Tricks of the Trade*, S. 57.

49 Danko, *Zur Aktualität von Howard S. Becker*, S. 142.

50 Becker, *Tricks of the Trade*, S. 61.

51 Vgl. weiterführend Hoebel, »Verkettungen und Verstrickungen. Skizze einer prozessualen Erklärung fortgesetzter Gewalt«; ders., »Verkettungen und Verstrickungen. Was wir von Howard S. Becker über die prinzipielle Prozesshaftigkeit des Sozialen lernen können«.

52 Auch Charles Tilly favorisierte einen prozessualen Ansatz. Er plädierte im Kern dafür, sich ontologisch sowohl von methodologischen oder phänomenologischen Individualismen als auch von Holismen zu verabschieden

gibt jedoch einen zentralen Unterschied.<sup>53</sup> Wer von Mechanismen spricht, rechnet bereits mit kausalen Regularitäten, die sich immer

---

und stattdessen einen relational-prozessualen Ansatz zu verfolgen (Tilly, »Micro, Macro, or Megrim?«; ders., *Durable Inequality*, S. 17–18). So wendet er sich dagegen, soziale Vorgänge entweder primär von rational agierenden Akteuren bzw. »conscious minds« (Tilly, *Durable Inequality*, S. 18) her zu begreifen – oder von sozialen Gebilden her, die eigenlogisch operieren. Damit kritisiert er ebenso zu motiv- oder zu situations- bzw. zu konstellationsorientierte Heuristiken des Erklärens. Stattdessen verfolgte er, u. a. zusammen mit Doug McAdam und Sidney Tarrow, ein Programm, in erster Linie bei den Transaktionen und Beziehungen anzusetzen, um, wie in seinem Fall, historisch-soziologisch zu argumentieren – vor allem mit Blick auf »dynamics of contention« (wenngleich sein Werk wesentlich mehr Interessengebiete umfasst) (McAdam/Tarrow/Tilly, *Dynamics of Contention*).

Insbesondere weist Tilly darauf hin, dass es bei Erklärungen um konkrete, historisch spezifische Verkettungen relationaler Mechanismen geht. In diesem Punkt treffen sich interessanterweise die Collins'sche Mikrosoziologie der Gewalt und Tillys relationale historische Soziologie. Collins spricht ebenfalls von Mechanismen, um typische Wege zu begreifen, wie Situationsbeteiligte das Problem der Konfrontationsanspannung bearbeiten oder umgehen – ohne den Begriff allerdings nennenswert zu explizieren; siehe nur Collins, *Dynamik der Gewalt*, S. 38. Malthaner plädiert vor diesem Hintergrund dafür, detaillierter zu untersuchen »how patterns of situational interaction are interlinked with broader violent processes« (Malthaner, »Processes of Political Violence and the Dynamics of Situational Interaction«, S. 5).

- 53 Die Variation mechanismischer Verkettungen ist erheblich, wie Neil Gross jüngst argumentiert hat (Gross, »The Structure of Causal Chains«). Im Kern jedoch wird im mechanismischen Denken behauptet, dass ein Vorgang, der als Mechanismus bezeichnet wird, eine gleichsam kausale und non-deterministische Regularität aufweist, die sich auch andernorts findet. Wir konzentrieren uns hier auf diesen kausaltheoretisch relevanten Punkt – siehe dazu maßgeblich für uns Schützeichel, »Pfade, Mechanismen, Ereignisse«, S. 110–111. Vgl. zur Mechanismendiskussion u. a. Hedström/Swedberg (Hg.), *Social Mechanisms*; Abbott, »Mechanisms and Relations«; Norkus, »Mechanisms as Miracle Makers?«; Little, »Mechanisms and Method«. Die Debatte neigt sich ihrem Ende zu.

wieder aufs Neue an diversen Orten und zu diversen Zeiten finden lassen. Das ist für prozessuale Erklärungen in dem von uns vorgestellten, eng an Katz und Becker angelegten Sinn, nicht nötig. Dieser Ansatz rechnet zwar mit Vorgängen der Verursachung, die sich relational begreifen lassen – »that the causal efficacy of the process is seen as resulting, in particular, from patterns of interaction«, wie Stefan Malthaner treffend mit Blick auf Neidhardts Analyse der Roten Armee Fraktion im Konflikt mit der BRD schreibt.<sup>54</sup> Die Kausalketten zwischen Ereignissen können jedoch auch singulärer Natur sein – und sind es für gewöhnlich auch.

Die Verursachung von etwas festzustellen, ist somit nicht darauf angewiesen, dass sich eine kausale Verkettung von Ereignissen auch andernorts regelmäßig findet, sondern dass es spezifische Ereignisverkettungen gibt, die einen interessierenden Sachverhalt oder Vorgang hervorbringen.<sup>55</sup> »The primary task of a theory of causality, I submit, is to make explicit the truth conditions for uncontroversial cases of singular causal statements«, formuliert Geert Keil.<sup>56</sup> So hängt z. B. eine soziologische Erklärung der sogenannten »Rodney King Riots« im Jahr 1992 in Los Angeles nicht davon ab, sie als verkettete *wiederkehrende* Mechanismen zu rekonstruieren – ganz im Gegenteil. Die prozessensible Beschreibung mit einem Fokus auf »looping interactions«<sup>57</sup>, wie Jack Katz sie in (seiner) »naturalistischen« Manier vornimmt, führt zu einer viel instruktiveren, gleichsam emotionssoziologischen wie relationalen Erklärung des Geschehens. »Die handlungsleitende Qualität der Situation in gewaltsamen Ausschreitungen besteht nicht allein in ihrer emotionalen Dynamik, sondern (zumindest auch) in einer situativen sozialen Konfiguration der Betei-

---

54 Malthaner, »Processes of Political Violence and the Dynamics of Situational Interaction«, S. 3 (Hervorh. im Orig.).

55 Lewis, »Causation«; Keil, »Making Counterfactuals More Singular«; siehe dazu auch jüngst Demir / Lychnell, »Mangling the Process«, S. 88, sowie Aljets / Hoebel, »Prozessuales Erklären«, S. 13.

56 Keil »Making Counterfactuals More Singular«, S. 160.

57 Katz, »Culture Within and Culture About Crime«, S. 233, 237.

ligten, die in ihren Kräfteverhältnissen und Handlungsbedingungen von den Akteuren ›sozial kompetent‹ erfasst und gedeutet wird«, rekonstruiert Malthaner das Kernstück von Katz' Argument<sup>58</sup>, das darauf zuläuft, dass die Rioters sich durch ein gruppenmäßiges Auftreten als Personen unsichtbar für andere machen. Diese zeitweise »Epiphanie der Unsichtbarkeit«<sup>59</sup> bildet das »kausale Herz der Anarchie«, wie Katz prosaisch formuliert<sup>60</sup> – eine Epiphanie, die sich beileibe nicht bei allen Riots zeigt und die deshalb jeweils empirisch zu belegen ist, wenn man überzeugende Erklärungen anbieten will.

## Entdeckende Prozesssoziologie als Methode – oder: Gewaltsoziologie jenseits von Mikro und Makro

Die Arbeiten von Jack Katz, das ist bereits deutlich geworden, sind äußerst instruktiv, um an prozessualen Erklärungen von Gewalt zu arbeiten. Anders als Reemtsma vertritt er die Auffassung, dass die sozialwissenschaftliche Gewalt es nicht nur bei Beschreibungen belassen sollte, weil Erklärungen vermeintlich aussichtslos sind. Vielmehr liegen Casing und Causing bei Jack Katz nah beieinander, weil er mithilfe möglichst mikroskopischer, »naturalistischer« Beschreibungen gegenstandsnahe und zeitsensible Erklärungen gewinnt, dadurch jedoch nicht allein mikrosoziologisch analysierbare Sachverhalte in den Blick bekommt.

Jan Philipp Reemtsma selbst sieht nicht, wie sehr seine eigene Position derjenigen von Jack Katz ähnelt. In seinem Aufsatz »Gewalt als attraktive Lebensform betrachtet« aus dem Jahr 2015 hält er daran

---

58 Malthaner, »Riot im Schanzenviertel«, S. 162; vgl. Katz, »Epiphanie der Unsichtbarkeit«.

59 Katz, »Epiphanie der Unsichtbarkeit«.

60 Ders., »Culture Within and Culture About Crime«, S. 238.

fest, dass es in der Wissenschaft nicht darum gehen könne, Verborgenes aufzuspüren und zu erklären, sondern allenfalls darzustellen, was passiert ist.<sup>61</sup> Sich mit dieser Formulierung an die berühmte Bielefelder Abschiedsvorlesung Luhmanns anlehnd, will er nicht fragen »Was steckt dahinter?«, sondern »Was ist der Fall?«.<sup>62</sup> Ohne es allerdings selbst zu sehen, schwenkt er (mit Luhmann) auf eine Position ein, die in der Gewaltforschung (und darüber hinaus) insbesondere von Jack Katz vertreten wird, der dafür plädiert, Warum-Fragen durch Wie-Fragen zu ersetzen, weil genaue Beschreibungen des »Wie« tatsächlich aufschlussreicher sind als die zumeist recht ratlos wirkenden Antworten auf Warum-Fragen, dieser Schwenk aber gerade auf hermeneutisch begründete Kausalerklärungen des interessierenden Geschehens zuläuft.<sup>63</sup> Katz argumentiert, dass ursprüngliche Antworten auf Warum-Fragen immer unplausibler werden, je besser und detailreicher man die Handlungen der Beteiligten *beschreibt*. Warum-Fragen lösen sich Katz zufolge also bei der Klärung von Wie-Fragen selbst allmählich auf.<sup>64</sup> In diesem Zusammenhang

---

61 Reemtsma, »Gewalt als attraktive Lebensform betrachtet«, S. 9.

62 Ders., »Erklärungsbegehren«, S. 101; Luhmann, »Was ist der Fall?« und »Was steckt dahinter?«.

63 Katz, »From How to Why«, S. 445.

64 Ebd., S. 446; Reemtsma erweckt demgegenüber auch in seinen jüngeren Arbeiten zur Gewalt den Eindruck, seine erklärungs-skeptische Position noch weiter radikalieren zu wollen. Er kehrt immer wieder an den Punkt zurück, der schon in *Vertrauen und Gewalt* angesprochen war, jenem für die Moderne so typischen Verlangen, das Unfassbare zu erklären. Im Kern plädiert Reemtsma jedoch – entlang der Dichotomie von Interpretation und Erklärung – für eine hermeneutische, vielleicht sogar narrativ zu nennende Erklärungstheorie, weil die überzeugende Erzählung des Geschehens, gerne auch unter Zuhilfenahme literarischer Perspektiven, einer explanatorischen Beschreibung seiner Verursachung recht nahe kommt (Reemtsma, »Erklärungsbegehren«, S. 101). Der Ansatz konvergiert zudem mit Luhmanns äquivalenz-funktionalistischem Wissenschaftsverständnis (wobei wir daran erinnern möchten, dass Luhmann die kausale Analyse ja nicht vollständig abgewiesen hat, sondern geradezu dazu auf-

reflektierte er darüber, welche Vorteile denn auf kausale Erklärungen abzielende Warum-Fragen («Warum geschieht etwas?» – «Weil ...»; «Warum hat sie das getan?» – «Weil ...») gegenüber vermeintlich »nur« die Deskription einfordernden Wie-Fragen («Was ist hier passiert und wie ist es abgelaufen?»; «Wie und was hat er eigentlich gemacht?») hätten. Seine Antwort darauf war so raffiniert wie verblüffend einfach. Er verwies etwas spöttisch darauf, dass es für Forscherinnen zu meist ziemlich unergiebig sei, Menschen nach den Gründen und Motiven ihrer Handlungen zu befragen, von ihnen wissen zu wollen, *warum* sie dies oder jenes getan hätten.<sup>65</sup> Kein Wunder, so Katz, denn: »If research subjects can reliably report why they do the things we want to understand, who would need us?«<sup>66</sup> Wie-Fragen seien demgegenüber viel sinnvoller und »a better way to elicit responses useful for explanation because it invites a personally historicized, temporally formatted response, while ›why?‹ authorizes responses formatted in the atemporal and impersonal categories of moral reasoning.«<sup>67</sup> Katz behauptet somit, dass gute ethnografische Beschreibungen zu Erklärungen tendieren, dass also nicht die Antwort auf die Warum-Frage

---

gefordert hat, *mögliche* kausale Abhängigkeiten zu durchdenken), weil Reemtsma den Punkt stark macht, dass Interpretationen im Unterschied zu Erklärungen keinen »monarchischen« Ausschließlichkeitsanspruch erheben (ebd.). Es geht Reemtsma zufolge in der Gewaltforschung (und auch in anderen Gebieten der Sozial- und Geisteswissenschaften) um Interpretationen, die, so seine These, einander ergänzen, anstatt sich wie Erklärungen für gewöhnlich gegeneinander zu profilieren (ebd.). Hier zeigt sich wieder Reemtsmas enges Verständnis von Erklärungen, denn dieser schroffen Entgegensetzung kann man nur dann zustimmen, wenn man diese dichotome Auffassung teilt. Vertritt man jedoch eine offenere Position des Erklärens, so wie wir es in Kapitel 2 vorgeschlagen haben, dann ebnet sich der Unterschied zwischen Erklärung und Interpretation sehr viel stärker ein, als Reemtsma es sieht.

65 Katz, »From How to Why«, S. 445; vgl. Knöbl, »Perspektiven der Gewaltforschung«, S. 7.

66 Ebd.

67 Ebd.



die eigentliche Erklärung ist, sondern die mittels gegenstandsnaher Beschreibung herbeigeführte Antwort auf die Wie-Frage. Er löst sich damit durchaus radikal – und hier in der Nähe zu Philosophen wie Donald Davidson und anderen – von der Vorstellung, Erklärung hätte notwendig etwas mit Gesetzesaussagen oder mechanismischen Regularitäten zu tun.

In dieser Perspektive ist Katz nicht umsonst ein prominenter Protagonist des *situative turn* der jüngeren Gewaltforschung. Anders als die gleichsam eliminativ-reduktionistische und (verkappt) mechanistische Mikrosoziologie von Randall Collins handelt es sich bei ihm aber um eine situationssensitive *entdeckende Prozesssoziologie*, die sich – ebenfalls anders als die Neuere Gewaltsoziologie rund um von Trotha – nicht dagegen verschließt, Gewalt zu erklären. Katz braucht dafür keine starken sozialtheoretischen Annahmen, sondern beginnt für gewöhnlich mit den bereits skizzierten Leitfragen seiner »naturalistischen« Sozialontologie. Die geteilte Prämisse ist gleichwohl, dass man Gewalt dort untersuchen muss, wo Gewalt in den Augen der Beteiligten stattfindet.

Die Unterscheidung von Entdecken und Begründen stammt ursprünglich aus den wissenschaftstheoretischen Arbeiten von Karl Popper und Hans Reichenbach.<sup>68</sup> Sie unterscheiden damit wahlweise zwei unterschiedliche »Logiken« (Popper) oder »Kontexte« (Reichenbach) wissenschaftlichen Denkens.<sup>69</sup> Entdecken meint dabei stark vereinfachend formuliert, dass sich in der kognitiven Auseinandersetzung mit der uns umgebenden Welt Rätsel und Ideen formen, wie sich ein Wirklichkeitsausschnitt begreifen oder erklären lässt. Ein Entdeckungszusammenhang ist im Kern der Anlass, der ein Forschungsprojekt motiviert. Begründen ist demgegenüber ein Sammelbegriff dafür, andere von einem Rätsel oder einer Idee zu überzeugen.

---

<sup>68</sup> Popper, *Logik der Forschung*; Reichenbach, *Experience and Prediction*.

<sup>69</sup> Hoyningen-Huene, »Context of Discovery and Context of Justification«; Schickore, »Scientific Discovery«; Swedberg, »From Theory to Theorizing«, S. 3–4.

Begründungszusammenhänge sind diejenigen Situationen, in denen die Ergebnisdarstellung im Vordergrund steht.<sup>70</sup> Was kann es deshalb

---

70 Swedberg, »From Theory to Theorizing«, S. 3–4. Mit diversen Publikationen hat Richard Swedberg jüngst dafür geworben, entlang der Unterscheidung Entdecken/Begründen zu debattieren, was Soziologen eigentlich tun, wenn sie »Theorie machen«; vgl. nur Swedberg, »From Theory to Theorizing«; ders., *The Art of Social Theory*; ders., »Theorizing in Sociological Research. Die vorläufige Antwort, die Swedberg selbst auf diese Frage gibt, ist gleichsam empirisch und programmatisch. In empirischer Hinsicht erinnert er daran, dass soziologische Analysen bestimmte Entdeckungskontexte haben, dass diese Kontexte jedoch für gewöhnlich nach und nach verschwinden, wenn wir an Theorien arbeiten. Unsere Leser erfahren in der Regel wenig darüber, wie die theoretischen Einsichten zustande gekommen sind, die wir ihnen präsentieren. Die betreffenden Texte seien in der Regel nach einer Logik des Begründens geschrieben, so Swedberg, nicht nach einer Logik des Entdeckens. Ihre Autoren erläutern für gewöhnlich ihr (vermeintlich) regelgeleitetes methodisches Vorgehen. Sie unterschlagen dabei jedoch, dass bereits die Initiation eines Forschungsvorhabens ein kreativer Vorgang ist, der gemeinhin nicht regelgeleitet ist, sondern intuitiv und spontan. Es handelt sich um empirische Beobachtungs- und Konstruktionsleistungen der Forscherinnen, die für gewöhnlich latent an theoretisches Vorwissen anschließen. Sie sind folgenreich für die weitere Untersuchung und ihre Ergebnisse. Ihre analytische Konsequenzialität erfährt Swedberg zufolge jedoch zu wenig methodologische Aufmerksamkeit und Reflektion. Stattdessen werde so getan, als ob empirische Daten erst in den Forschungsprozess hineingeraten, nachdem es ein ausgefeiltes theoretisches Untersuchungsdesign gibt.

Die programmatische Absicht, die Swedberg verfolgt, ist vor diesem Hintergrund so simpel wie bestechend. Er wirbt dafür, »theorizing« und Theorie zu unterscheiden und das Augenmerk insbesondere auf diejenigen Tätigkeiten zu richten, die wir im Entdeckungskontext des Forschens vollziehen (*theorizing*), nicht im Begründungsmodus (Theorie). Der Fokus ist ein doppelter. Entdecken meint *zum einen* das Beobachten sozialer Welt, das erstmalige und dann wiederholte Beobachten eines Untersuchungsgegenstands, der sich dadurch nach und nach aus seiner Umgebung herauschält. *Zum anderen* geht es darum, sprachliche Ausdrucksmöglichkeiten zu erforschen, um die Beobachtungen zu beschreiben. Soziales Geschehen gibt seinen Sinn nicht per se von sich aus preis. *Theorizing* besteht zu ei-

bedeuten, wenn die Gewaltforschung – so unser Plädoyer – auf eine entdeckende Prozesssoziologie zusteuern soll? Dieser Frage nähert man sich am einfachsten mit Blick auf folgenden Sachverhalt.

*Dynamik der Gewalt* ist exemplarisch dafür, dass die Gewaltforschung in der Regel eher im Begründungs- als im Entdeckungsmodus operiert. Collins' so enorm einflussreich gewordenes Buch baut – wie oben bereits von uns dargestellt – auf seiner eigenen, maßgeblich mikrosoziologisch angelegten Theorie der »interaction ritual chains« auf. Diese sozialtheoretische Orientierung schließt zwar durchaus das methodische Vorgehen ein, Gewalt dort zu entdecken und zu analysieren, wo sie konkret stattfindet.<sup>71</sup> Abgesehen von ein paar wenigen kursorischen Passagen zum ethnografisch-deskriptiven Entdecken besteht die Studie jedoch ausschließlich darin, die These zu begründen, dass das Ausmaß und der Umgang mit der in Konfrontationssituationen entstehenden Anspannung (bis hin zu Angst) ursächlich dafür sind, dass körperliche Attacken stattfinden. Collins ist außerordentlich stringent, was die entfaltete These angeht. Das von uns identifizierte Problem der ausschließlichen Interaktionszentrierung weist jedoch darauf hin, dass dieser Begründungsmodus das Erklärungspotenzial einer am konkreten Antun und Erleiden orientierten Herangehensweise nicht ausschöpft. Sie ignoriert nämlich, dass in gewaltgezeichneten Situationen weitaus mehr Elemente zu entdecken sind, als Collins explanatorisch für relevant hält. Dazu zählen z. B. solche Situationselemente, die auf formale und informale Erwartungen schließen lassen, die Mitglieder derselben Organisation aneinander haben.<sup>72</sup> Ebenso zählen dazu Elemente, die auf die extralokale

---

nem Gutteil aus dem Aufwand, den wir uns machen (müssen und sollten), dieser »Stille des Sozialen« unsere Beschreibungen und Erklärungen entgegenzusetzen, Hirschauer, »Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen«; Vollmer, »Silences in Sociological Theorising«, S. 121.

71 Collins, *Dynamik der Gewalt*, S. 10.

72 Hoebel, »Organisierte Plötzlichkeit. Eine prozesssoziologische Erklärung«.

Verstrickung der Angreifenden mit abwesenden Dritten aufmerksam machen, wie im Fall der »Angriffe auf Charlie Hebdo« im Januar 2015.<sup>73</sup>

Eine entdeckende Prozesssoziologie ist dagegen auch explanatorisch an *allen* Situationselementen interessiert, die sich in einem sozialen Geschehen finden lassen – an allen noch so beiläufigen Blicken und Kommentaren, wie Katz formulieren würde. Sie setzt dafür bei der möglichst detaillierten Untersuchung von vergleichsweise kleinräumigen »Szenen« an, in denen Personen mit- und gegeneinander handeln und (sich) erleben – und die für gewöhnlich keine allzu lange Zeitspanne umfassen.<sup>74</sup> Sie setzt dort an, weil ein soziologisches Rätsel – besser noch: die vage Vorahnung eines infrage stehenden soziologischen Rätsels – die Annahme begründet, dass sich ein möglichst genauer Blick auf situationsspezifische Konstellationen lohnt, um zu einer tragfähigen Idee seiner mehr oder weniger theorieaffinen Bearbeitung zu gelangen.<sup>75</sup> Der Witz dabei ist aber freilich nun, dass man sich mit einer derartigen Vorgehensweise gerade nicht an eine Perspektive bindet, die nur den Mikrobereich, also die unmittelbaren Interaktionen in der Situation, zum Thema macht. Das Casing des rätselhaften sozialen Phänomens erfordert ein Causing, das die Situation unweigerlich transzendiert.

Das prozessuale Argument der »organisierten Plötzlichkeit«<sup>76</sup> zur Analyse von Massenerschießungen durch Ordnungspolizisten, die durch ihre Rolle dem nationalsozialistischen Herrschaftsapparat angehören, ist im Kern das Resultat eines solchen situationsübergreifenden Casings und Causing. Es ist in kausaler Hinsicht entscheidend, so die These, dass die Polizisten, die schließlich massenhaft Menschen töten, erst unmittelbar vor den vorgesehenen Exekutionen

---

73 Hoebel, »Wir haben Charlie Hebdo getötet!«.

74 Benzecry / Winchester, »Varieties of Microsociology«, S. 66.

75 Zur Unterscheidung von Rätseln und Ideen siehe Abbott, *Methods of Discovery*, S. xi, 211–248.

76 Hoebel, »Organisierte Plötzlichkeit. Eine prozesssoziologische Erklärung«.

von diesem Plan erfahren. Ein zunächst geschlossener Wissenskontext, in dem nur die Bataillonsoffiziere das Einsatzziel kennen (und einige Polizisten mit Mannschaftsdienstgraden es höchstens erahnen), schlägt kurzfristig in ein offenes Wissen über die auszuführenden Taten um. Von zentraler Bedeutung ist dabei, dass die wissensbezogene Asymmetrie zwischen Offizieren und einfachen Polizisten so lange erhalten bleibt, bis sich die Polizisten an einem Ort befinden, den sie praktisch erst verlassen können, wenn das Einsatzziel erfüllt ist. Ihre anhaltende Stabilität basiert wesentlich auf der gemeinsamen Organisationsmitgliedschaft der Polizisten. Die laufende Interaktion bricht deswegen nicht zusammen, weil legitime Exit-Optionen knapp sind. Legitim sind sie nur dann, wenn sie nicht die formalen und informellen Erwartungen der Organisation verletzen, der die Polizisten angehören.

Worin besteht nun mit Blick auf die Massenerschießungen konkret das Entdeckende dieser Herangehensweise? Es gibt drei Aspekte. *Erstens* besteht das Casing darin, dass ein bereits intensiv beforschter Fall von Massenerschießungen noch einmal neu betrachtet wird. Dabei handelt sich im Grunde um eine erneute Fallkonstruktion – um einen eigenständigen narrativen Sinnentwurf auf Basis des verfügbaren Materials.<sup>77</sup> *Der zweite Aspekt* des entdeckenden Casings bestand in einer solchen erneuten Konstruktion des Geschehens, einer sequenziellen Ereignisrekonstruktion, die als Methode dann auch in den Analysen zu den »Angriffen auf Charlie Hebdo«, zu den Pariser Anschlägen im November 2015, zum »Fall Breivik« und zur Eskalation der Anti-G20-Protteste in Hamburg 2017 verwendet und weiterentwickelt worden ist.<sup>78</sup> Eine Ereignisrekonstruktion legt offen, was seine

---

77 Vgl. Wenzl/Wernet, »Fallkonstruktion statt Fallrekonstruktion«.

78 Hoebel, »Wir haben Charlie Hebdo getötet!«; Koeppe, Techniken der Situationskontrolle; Schattka, Die Rahmung von gewaltsamen Protesten; Wagner, Massenerschießungen auf Utøya; Hoebel/Malthaner/Schattka, »Situationsanalysen«, S. 52–66.

Ein Ereignis ist in dieser Perspektive die kleinste zeitliche Untersuchungseinheit. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass zu einem bestimmten Zeit-

Autorinnen über die betreffenden Ereignisse wissen. Sie dient dazu, analytische Schlussfolgerungen explizit kritischer Nachfrage zu öffnen und für Dritte nachvollziehbar zu machen.<sup>79</sup> Die Rekonstruktion mag dabei trotz intensiver Recherche aller zugänglichen Materialien unvollständig, von neuen Einsichten überholt und in manchen Punkten sogar falsch sein. Sie kann jedoch trotz dieser Einschränkungen als der bestmögliche Datenkorpus gelten, der bis auf Weiteres für die soziologische Analyse der Ereignisse verfügbar ist.

Prozesssoziologisches Entdecken hängt natürlich nicht von derartigen sequenziellen Ereignisrekonstruktionen ab. Es handelt sich nur um eine von vielen möglichen Vorgehensweisen, um eine Datengrundlage für die Konstruktion von Fällen, Rätseln und Ideen zu schaffen, bei dem die temporale Ordnung eines interessierenden Sachverhalts eine Rolle spielt. Im Fall der erneut analysierten Massenerschießungen in Józefów – und das ist *der dritte Aspekt*, den wir mit Blick auf ein mikrosoziologisch-entdeckendes Casing erörtern möchten – war die möglichst minutiöse Darstellung des Geschehens allerdings die wesentliche Basis dafür, die vage Ahnung eines soziolo-

---

punkt ein bestimmtes Set von Situationselementen miteinander verknüpft ist (instruktiv dazu, jedoch in abweichender Terminologie Bidart / Longo / Mendez, »Time and Process«, S. 747). Jedes Ereignis kennzeichnet somit einen eigenen Sinnabschnitt des interessierenden Geschehens, für den man annehmen darf, dass Beteiligte ihn bemerken (würden), nicht zuletzt weil sie ihn mitgestalten.

Sprechen wir davon, dass etwas geschieht, setzen wir implizit voraus, dass anderes nicht geschieht. Der Begriff des Ereignisses umgreift damit genau genommen beides, ein Geschehen und ein simultanes Nicht-Geschehen; Luhmann, »Geschichte als Prozeß«, S. 424–425). Dabei ist zum einen in einem allgemeinen Sinn daran zu denken, dass etwas nicht geschieht, obwohl es hätte passieren können. Zum anderen adressiert die Unterscheidung Geschehen / Nicht-Geschehen einen methodisch bedeutsamen Punkt. Er besteht darin, bei einer möglichst detaillierten Ereignisrekonstruktion und der darauf basierenden Erklärung zwischen Situationselementen zu unterscheiden, die geschehen, und solchen, die nicht geschehen, aber im Verlauf der Ereignisse weiter in der Situation vorhanden sind

79 (Seale, »Quality in Qualitative Research«, S. 472).

gischen Rätsels zu einer bearbeitbaren Problemstellung hin zu präzisieren. Aus der recht breit angelegten Frage, warum die Polizisten töten, resultiert einerseits die Problemformulierung, »das Gelingen antisymmetrischer Gewalt als eine Kooperationsleistung« zu erklären.<sup>80</sup> Andererseits entstand die doppelte Fragestellung, (a) wie in Józefów eine Situationsdynamik entsteht, im Zuge derer die meisten Polizisten emotional in der Lage sind, aus nächster Nähe auf Frauen, Kinder und Männer zu schießen, und (b) wie sich diese Dynamik so lange reproduziert, bis der Tötungsauftrag erfüllt ist.<sup>81</sup> Die fallbezogene Ereignisrekonstruktion hat letztlich sichtbar gemacht, dass die Datenlage zu dünn ist, um die »Warum-töten-sie«-Frage evident zu beantworten. Diese Formulierung hätte z. B. erfordert, situative Motive der Polizisten zu rekonstruieren oder für die Argumentation mit übermäßig vielen Hilfsannahmen zu arbeiten, die letztlich spekulativ gewesen wären. Immerhin aber hat die Datenlage ausgereicht, um den kooperativen sowie den situationsdynamischen Aspekt des Geschehens zu erklären.

Mindestens zwei gewichtige Einwände liegen nahe. Der erste Einwand ist, dass der methodische Fokus auf kleinräumige Geschehnisse von vergleichsweise kurzer Dauer (Minuten, Stunden bis hin zu wenigen Tagen) es zwar erlaubt, von einer *mikroskopischen* Herangehensweise zu sprechen – nicht aber von einer die bloße Mikrosoziologie überwindenden Prozesssoziologie. Dieser Einwand unterschlägt jedoch, dass diese Mikroskopie nicht einfach nur einen detailorientierten Blickwinkel zulässt, sondern im entdeckenden Casing eines Geschehens bereits disziplinspezifische Vorannahmen enthalten sind.<sup>82</sup> Typisch sind Konzepte aus der Theoriefamilie, die konventionell als Mikrosoziologie bezeichnet wird, z. B. dass sich die Interaktion zwischen den Beteiligten entlang ihrer wechselseitigen und kontextabhängigen sensorischen Wahrnehmung entfaltet, dass ihre Begegnun-

---

80 Hoebel, »Organisierte Plötzlichkeit. Timing, Territorialität«, S. 137.

81 Ders., »Organisierte Plötzlichkeit. Eine prozesssoziologische Erklärung«, S. 443.

82 Alexander, »Action and its Environments«, S. 295.

gen im Grunde fortlaufend (und meistens erfolgreich) Probleme doppelter Kontingenz bearbeiten, dass sie dafür Symbole und technische Hilfsmittel gebrauchen, dass sie in diesen Begegnungen soziale Beziehungen knüpfen, fortsetzen, transformieren oder beenden oder dass die Beteiligten mit- und gegeneinander an für sie schlüssigen Situationsdefinitionen arbeiten (wer bin ich, wer die anderen, was machen wir hier?). Die Thematisierung solcher Begegnungen muss freilich nicht aus einem eher mikrosoziologisch angelegten Paradigma wie dem symbolischen Interaktionismus oder der Ethnomethodologie erfolgen; hier können vielmehr auch ganz andere Theorien zum Einsatz kommen, auch solche, die derartige Begegnungen immer schon vor und in ganz anderen, umgreifenderen Kontexten analysieren. Wie gesagt: Eine entdeckende Prozesssoziologie ist als Methodologie nicht an eine bestimmte Sozialtheorie gebunden.

Der zweite Einwand besteht darin, dass die vorgeschlagene Prozesssoziologie doch im Grunde nur eine schlichte Registratur sozialen Geschehens ist – eine möglichst mikroskopische Beschreibung dessen, »was passiert« (siehe oben). Dieser Einwand wiederum unterschlägt, dass theoretisches Vorwissen in der Regel den Effekt hat, gleichsam mehr *und* weniger als die Geschehensbeteiligten zu entdecken. »Mehr« meint, dass die Teilnehmer gemeinsam einen Geschehensverlauf produzieren, für den sie selbst noch kein klares und intersubjektiv konsentiertes Bild haben, das mikroskopische Casing hier jedoch ein theoretisch inspiriertes Narrativ anbieten kann. »Weniger« meint, dass es uns die »Flüchtigkeit des Sozialen«<sup>83</sup> nicht erlaubt, alle sensorisch wahrnehmbaren Vorgänge in der gleichen Form nachempfinden zu können, wie es die involvierten Personen erleben – trotz aller technischen Dokumentationsverfahren und der Verfügbarkeit von Materialien, die im Geschehen selbst entstanden sind. Prozesssoziologisches Entdecken ist damit per se eine »inkongruente Perspektive«<sup>84</sup> auf das Geschehen, die gleichwohl dem Han-

---

83 Bergmann, »Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit«.

84 Luhmann, Schriften zur Organisation, S. 241.



deln und Erleben der Beteiligten möglichst Rechnung zu tragen versucht.<sup>85</sup>

Der Wortbestandteil »soziologie« impliziert somit, dass die eingenommene Perspektive weder beliebig noch determiniert ist. Bei dem eingeschlossenen theoretischen Vorwissen handelt es sich um »sensibilisierende Konzepte«, die offen sind – nicht um »definitive Konzepte« mit exakter und nur einer einzigen möglichen Bedeutung.<sup>86</sup> Sie lenken den analytischen Blick, enthalten jedoch nicht direkt die Antwort darauf in sich, was im interessierenden Fall vorgeht und warum es sich ereignet. Sensibilisierende Konzepte können nur an der empirischen sozialen Welt selbst präzisiert werden – dort haben die Forschungsgegenstände ihre konkrete Form und ihren spezifischen Sinngehalt.<sup>87</sup>

Im Hinblick auf sensibilisierende Konzepte ist die Unterscheidung von Entdecken/Begründen besonders relevant. Prozesssoziologie primär als Entdeckungsmodus zu begreifen, meint nicht, dass damit der gesamte Forschungsprozess bezeichnet sein soll – vom ersten losen Kontakt mit dem Untersuchungsobjekt bis zur fertigen, ausformulierten Analyse. Prozessual gesehen ist das Entdecken ein Ereignis, eine Phase, eine Sequenz, die mindestens einmal, aber in der Regel wiederkehrend stattfindet. Der besondere Vorteil einer solchen Auffassung ist, auf diverse problematische Annahmen, die z. B. die kontrovers-konfuse Mikro-Makro-Semantik mitführt, in der Entdeckungsphase des Forschens verzichten zu können. So setzt die vorgeschlagene Prozesssoziologie nicht per se eine Ebenenförmigkeit des Sozialen voraus. Sie ist zwar in einer vagen Hinsicht »situationsorientiert«, wie es ja seit einiger Zeit in der Gewaltforschung üblich ist. Deswegen ist sie aber nicht per se »methodologisch-situationistisch«<sup>88</sup>, da sie sich nicht den konzeptuellen und explanatorischen Problemen

---

85 Instruktiv dazu Benzecry, »What did we say they've said?«; Karafillidis, Soziale Formen, S. 20–22; Martin, The Explanation of Social Action.

86 Blumer, »What is Wrong with Social Theory?«.

87 Kelle/Kluge, Vom Einzelfall zum Typus, S. 30.

88 Knorr Cetina, »The Micro-Sociological Challenge of Macro-Sociology«.

des Situationsbegriffs unterwirft. Es ist ja eine offene Frage, ob Situationen zeitlich, sachlich und sozial geschlossene Einheiten bezeichnen, die über einen inneren kausalen Mechanismus ihrer Schließung verfügen<sup>89</sup>, oder ob sie stattdessen temporal offen sind<sup>90</sup> und in sachlicher und sozialer Hinsicht Anschlussmöglichkeiten an weitere Kontexte bieten, an denen sich Personen orientieren.<sup>91</sup> Damit eng verbunden macht sie sich auch nicht von den Anforderungen situationistischen Erklärens abhängig, die Ferdinand Sutterlüty so treffend beschrieben hat.<sup>92</sup> Sie ist weder darauf festgelegt, entdecken zu müssen, dass (a) die konkreten Situationsteilnehmerinnen beliebig austauschbar sind, um tatsächlich von einer situationistischen Erklärung zu sprechen. Noch ist es (b) nötig, situationsübergreifende Aspekte aus der Erklärung herauszunehmen, z. B. sozialstrukturelle Konfliktlinien oder kulturelle Deutungsmuster.

Unterm Strich basiert die entdeckende Prozesssoziologie, für die wir hier methodisch argumentieren, auf zwei Prämissen: (1) Ausgangspunkt ist die möglichst detaillierte Untersuchung von vergleichsweise kleinräumigen »Szenen«, in denen Personen mit- und gegeneinander handeln und (sich) erleben – und die für gewöhnlich keine allzu lange Zeitspanne umfassen. (2) Für diese Untersuchung ist es erforderlich, das betreffende Geschehen und die Rätsel, die es enthält, nachvollziehbar zu (re-)konstruieren. Die Konzepte der Disziplin haben während des Casings sensibilisierenden Status. Dadurch ist dieser Entdeckungsmodus soziologischen Forschens grundsätzlich offen angelegt, um für soziologisch rätselhafte Vorgänge Erklärungen zu finden.

Mit einer solchen Herangehensweise lassen sich potenziell alle sozialen Phänomene analysieren und erklären, nicht zuletzt aber auch dasjenige der Gewalt, weil man damit – wie von uns gezeigt –

---

89 So bei Stinchcombe, *The Logic of Social Research*, S. 173–174.

90 Tavory, »Between Situations«.

91 So ließe sich ja auch Goffman lesen; vgl. Goffman, *Interaktion im öffentlichen Raum*.

92 Sutterlüty, »Fallstricke situationistischer Gewaltforschung«, S. 140.

dieses endlose Wechseln zwischen der Mikro- und Makroebene, wie es in jenen von uns diskutierten und so dominanten drei Heuristiken der Gewaltforschung üblich ist, hinter sich lassen kann. Anders formuliert: Eine entdeckende Prozesssoziologie verspricht gerade mit Blick auf die Erklärung von Gewalt neue Einsichten und Wege, um die derzeit drohende Stagnation in der soziologischen Gewaltforschung zu überwinden.



## 6. Gewalt erklären! Grenzen und Perspektiven

Im gesellschaftlichen Alltag ist es selbstverständlich, Gewalt zu erklären, in den Sozialwissenschaften dagegen äußerst begründungsbedürftig. Wo man jedoch Begründungen erwarten dürfte, klaffen mitunter erhebliche Lücken, es gibt oft nur eine unzureichende wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung mit Prämissen, Problemen und Perspektiven, Gewalt zu erklären. Dabei lässt sich eine interessante Beobachtung machen. Diejenigen nämlich, die für einen Verzicht auf kausale Erklärungen plädieren – wir denken hier in erster Linie an Trutz von Trotha und Jan Philipp Reemtsma als maßgebliche Protagonisten der Neueren Gewaltsoziologie –, haben durch ihre beschreibende Herangehensweise wohl am ehesten das Zeug, nachvollziehbare und valide Erklärungen von Gewalt anzubieten, die Aufschluss über ihre Verursachung geben. Die Pointe, die wohl am klarsten Jack Katz formuliert hat, ist, dass kausale Erklärungen von Gewalt durch Wie-Fragen zu gewinnen sind, nicht durch Warum-Fragen. Es handelt sich um jenen bereits erwähnten »trick of the trade«<sup>1</sup>, der auf ein genuin prozessuales Erklären zuläuft, das sich für Mikrodetails der Vorgänge interessiert, die als Gewalt gelten.<sup>2</sup>

Die Deutungen, Bewertungen und Erwartungen, mit denen diejenigen, die jemanden körperlich attackieren oder sich angegriffen sehen (oder auf andere Weise – etwa als Dritte – in das Geschehen in-

---

1 Becker, Tricks of the Trade.

2 Hoebel, »Verkettungen und Verstrickungen. Skizze einer prozessualen Erklärung«.

volviert sind), aufeinandertreffen, greifen über diese Konfrontation hinaus – »transzendieren« den sozialen Sinn von Interaktionen, ohne dass die Beteiligten sich oftmals selbst darüber klar sind, wie Jack Katz meint.<sup>3</sup> Das Timing gewaltsamer Ereignisse ist somit nicht unabhängig davon zu sehen, was sich zuvor, während oder nach ihnen ereignet oder ereignen soll. Involviert sind womöglich weitaus mehr Personen, als tatsächlich im Moment der Attacke anwesend sind. Sie liefern Ideen, treffen relevante Entscheidungen, stellen Hilfsmittel her, warten auf Gunstbezeugungen u. v. m. »Alle künstlerische Arbeit, wie jede menschliche Aktivität, schließt das wechselseitig aufeinander bezogene Handeln einer Anzahl, oftmals einer großen Anzahl von Leuten ein«, schreibt Howard S. Becker mit Blick auf die Kunst. »Durch ihr Zusammenwirken entsteht und besteht die künstlerische Arbeit, die wir letztendlich zu Gesicht bekommen.«<sup>4</sup> Ersetzt man »künstlerische Arbeit« durch »Gewaltsamkeit«, deutet sich das heuristische Potenzial einer Methodologie prozessualen Erklärens für die Gewaltforschung an, das bei Weitem noch nicht ausgeschöpft ist. Insbesondere zeichnet sich dadurch ein weiterführender Beitrag zur »Rolle von Dritten« ab, die Peter Imbusch jüngst als »unterbelichtete Dimension von Gewalt« problematisiert hat.<sup>5</sup> Da er einschlägige Studien von Gesa Lindemann und Jan Philipp Reemtsma<sup>6</sup> sowie von Teresa Koloma Beck<sup>7</sup> und Mark Cooney<sup>8</sup> ignoriert, darf man diese Diagnose zwar bezweifeln. Gleichwohl skizziert Imbusch eindrücklich, dass die soziologische (Gewalt-)Forschung im Wesentlichen mit zwei

---

3 Bidet / Gayet-Viaud / Le Méner, »The Three Dimensions of Ethnography«, S. 21; vgl. Katz, »Ausrastende Autofahrer«, S. 32; Hoebel, »Wir haben Charlie Hebdo getötet!«, S. 118–119.

4 Becker, *Art Worlds*, S. 1 (dt. Übers. durch uns).

5 Imbusch, »Die Rolle von ›Dritten‹ Eine unterbelichtete Dimension von Gewalt«.

6 Lindemann, »Verfahrensordnungen der Gewalt«; Reemtsma, *Vertrauen und Gewalt*; siehe dazu auch Hartmann, »Die Gewalttheorie Jan Philipp Reemtsmas«.

7 Koloma Beck, »The Eye of the Beholder«.

8 Cooney, *Warriors and Peacemakers*.

Typen relevanter Dritter rechnet. Es handelt sich entweder um abstrakte Entitäten (z. B. Recht, Öffentlichkeit), die gewaltgezeichnete Vorgänge normativ rahmen. Sie haben im Kern eine legitimatorische bzw. delegitimierende Stellung. Oder sie beleuchtet Personen, die in der Situation anwesend sind und neben den attackierenden und attackierten Personen – für gewöhnlich Täter und Opfer genannt – daran mitwirken, dass und wie Gewalt stattfindet und endet. Je nach Situation gibt es vielfältige Beteiligungen von »dritten« Personen.<sup>9</sup> Sie helfen, arbeiten zu, retten, schreiten ein, schauen zu, feuern an oder kommentieren. Prozessuales Erklären rechnet also mit weiter ausgreifenden Konstellationen. Das »Dreieck der Gewalt« wäre in dieser Perspektive aber unzureichend begriffen, bliebe die explanatorische Relevanz von Dritten nur auf abstrakte Konstrukte oder anwesende Personen begrenzt. Prozessuales Erklären eröffnet hier ein zentrales Forschungsfeld, gerade auch in einer Situation, in der die Menschen mit neuen Technologien experimentieren, um für und gegeneinander erreichbar, ohne kopräsent zu sein.

Prozessuales Erklären ist in erster Linie eine Reaktion darauf, dass die ansonsten üblichen kausalen Heuristiken in der Gewaltforschung, die wir mit den Bezeichnungen »Motive«, »Situationen« und »Konstellationen« voneinander abgrenzen, jeweils an explanatorische Grenzen stoßen, die es als nicht besonders aussichtsreich erscheinen lassen, an ihnen festzuhalten, geschweige denn sie weiterhin zirkulär gegeneinander zu profilieren. Dass wir in Studien, die mit diesen Heuristiken arbeiten, immer auch schon implizite prozessuale Vignetten finden, deutet das inklusive Potenzial einer prozessualen Perspektive an – und die Option, motiv-, situations- und konstellationsorientierte Argumente produktiv aufzunehmen und weiterzuentwickeln. In einer Phase, in der sich die theoretische Dominanz der herkömmlichen Mikrosoziologie der Gewalt dem Ende zuneigt, könnte sich, so vermuten wir, gerade in der Komplementarität von Argumenten unterschiedlichen sozialtheoretischen Ursprungs eine fruchtbare Perspektive für die Gewaltforschung auftun.

---

<sup>9</sup> Christ, »Gewalt in der Moderne«; S. 354–355.

Immer sollte es, so unser Vorschlag, jedoch darum gehen, sich drei Fragen zu stellen, (1) diejenige nach dem Zusammenhang von Kausalität und Erklärung, (2) diejenige nach dem empirischen Verhältnis zwischen einzelnen Ereignissen und dem sie um- und übergreifenden Geschehen und schließlich (3) diejenige nach dem Timing der Ereignisse.

Steuerte sie konsequent auf die hier aufgezählten und für eine jede Sozialtheorie relevanten Fragen zu, würde sich die sozialwissenschaftliche Forschung die Möglichkeit eröffnen, ihre Angewiesenheit auf andernorts produzierte Theorien und Theoreme zu verringern. Die Gewaltforschung selbst könnte sich – trotz ihrer Beschäftigung mit einem vermeintlich »exotischen« Gegenstand – als Feld der Theorieproduktion etablieren, die dort weiter zu entwickelnde »entdeckende Prozesssoziologie« als Impulsgeberin auch für andere sozialwissenschaftliche Subdisziplinen fungieren. Insofern ist unser Plädoyer zwar an die Gewaltforschung gerichtet, macht aber nicht vor ihren (vermeintlichen) Grenzen halt.



# Literatur

- Abbott, Andrew, »An Old Institutionalists Reads the New Institutionalism«, in: *Contemporary Sociology* 21 (1992), 6, S. 754–756.
- Abbott, Andrew, *Time Matters. On Theory and Method*, Chicago 2001.
- Abbott, Andrew, *Methods of Discovery. Heuristics for the Social Sciences*, New York 2004.
- Abbott, Andrew, »Mechanisms and Relations«, in: *Sociologica: Italian Journal of Sociology* 1 (2007), 2, S. 1–22.
- Abbott, Andrew, »Nach dem Chaos. Selbstähnlichkeiten in den Sozialwissenschaften«, in: Stephan Moebius/Christian Dayé (Hg.), *Soziologiegeschichte: Wege und Ziele*, Berlin 2015, S. 284–307.
- Abbott, Andrew, »The Historicity of Individuals«, in: ders., *Process Sociology*, Chicago/London 2016, S. 3–15.
- Abbott, Andrew, *Processual Sociology*, Chicago/London 2016.
- Alexander, Jeffrey C./Bernhard Giesen/Richard Münch (Hg.), *The Micro-Macro Link*, Berkeley 1987.
- Alexander, Jeffrey C., »Action and its Environments«, in: ders./Giesen/Münch (Hg.), *The Micro-Macro Link*, Berkeley 1987, S. 289–318.
- Aljets, Enno/Thomas Hoebel, »Prozessuales Erklären. Grundzüge einer primär temporalen Methodologie empirischer Sozialforschung«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 46 (2017), 1, S. 4–21.
- Aminzade, Ronald, »Historical Sociology and Time«, in: *Sociological Methods & Research* 20 (1992), S. 456–480.
- Anscombe, G.E.M., *Absicht*, Berlin 2011.
- Anscombe, G.E.M., »Causality and Determination«, in: Laura Waddell Ekstrom (Hg.), *Agency and Responsibility. Essays on the Metaphysics of Freedom*, New York 2018, S. 57–73.
- Baberowski, Jörg, »Kriege in staatsfernen Räumen. Rußland und die Sowjetunion 1905–1950«, in: Dietrich Beyrau/Michael Hochgeschwender/Dieter Langewiesche (Hg.), *Formen des Krieges. Von der Antike bis zur Gegenwart*, Paderborn u. a. 2007, S. 291–309.
- Baberowski, Jörg, »Einleitung: Ermöglichungsräume exzessiver Gewalt«, in:

- ders./Gabriele Metzler (Hg.), *Gewalträume. Soziale Ordnungen im Ausnahmezustand*, Frankfurt am Main/New York 2012, S. 7–27.
- Baberowski, Jörg, *Verbrannte Erde. Stalins Herrschaft der Gewalt*, München 2012.
- Balcells, Laia, »Reviewed Work: ›The Logic of Violence in Civil War‹ by Stathis N. Kalyvas«, in: *Revista Española de Ciencia Política* 20 (2009), S. 177–184.
- Balog, Andreas, *Soziale Phänomene. Identität, Aufbau und Erklärung*, Wiesbaden 2006.
- Bar-Hillel, Yehoshua, »Indexical Expressions«, in: *Mind* 63 (1954), S. 359–379.
- Barnard, Chester I., *The Functions of the Executive*. 30th Anniversary Edition. Introduction by Kenneth R. Andrews, Cambridge/London 1968.
- Bauman, Zygmunt, »Modernity and Ambivalence«, in: *Theory, Culture & Society* 7 (1990), S. 143–169.
- Bauman, Zygmunt, *Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust*, Hamburg 1992.
- Bauman, Zygmunt, *Moderne und Ambivalenz: Das Ende der Eindeutigkeit*, Hamburg 1992.
- Baur, Nina, »Kausalität und Interpretativität«, in: Leila Akremi/Nina Baur/Hubert Knoblauch/Boris Traue (Hg.), *Handbuch Interpretativ forschen*, Weinheim 2018, S. 306–360.
- Becker, Howard S., »On Methodology«, in: ders., *Sociological Work: Method and Substance*, Chicago 1970, S. 3–24.
- Becker, Howard S., *Art Worlds*, Berkeley 1982.
- Becker, Howard S., *Tricks of the Trade. How to Think About Your Research While You're Doing It*, Chicago 1998.
- Becker, Michael, »Einzelbesprechung Historische Soziologie: Stefan Kühl, *Ganz normale Organisationen. Zur Soziologie des Holocaust*«, in: *Soziologische Revue* 39 (2016), 2, S. 302–306.
- Benzecry, Claudio E., »What did we say they've said? Four Encounters between Theory, Method and the Production of Data«, in: *Ethnography* 18 (2017), 1, S. 24–34.
- Benzecry, Claudio E./Daniel Winchester, »Varieties of Microsociology«, in: Claudio E. Benzecry/Monika Krause/Isaac Ariail Reed (Hg.), *Social Theory Now*, Chicago 2017.
- Berger, Joseph/Dana P. Eyre/Morris Zelditch, Jr., »Theoretical Structures and the Micro-Macro-Problem«, in: Joseph Berger/Morris Zelditch (Hg.), *Status, Power, and Legitimacy. Strategies and Theories*, New Brunswick, NJ 1998, S. 55–70.
- Bergmann, Jörg, »Ethnomethodologische Konversationsanalyse«, in: Peter Schröder/Hugo Steger (Hg.), *Dialogforschung. Jahrbuch 1980 des Instituts für deutsche Sprache*, Düsseldorf 1981, S. 9–51.

- Bergmann, Jörg, »Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit. Aufzeichnungen als Daten der interpretativen Soziologie«, in: Wolfgang Bonß/Heinz Hartmann (Hg.), *Entzauberte Wissenschaft: Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung*, Göttingen 1985, S. 299–320.
- Bergmann, Jörg, *Ethnomethodologie und Konversationsanalyse. Kurseinheit 1*, Hagen 1988.
- Bergmann, Jörg, »Die kategoriale Herstellung von Ethnizität – Ethnomethodologische Überlegungen zur Ethnizitätsforschung«, in: Marion Müller/Dariuš Zifonun (Hg.), *Ethnowissen*, Wiesbaden 2010, S. 155–169.
- Bessel, Richard, *Violence. A Modern Obsession*, London 2016.
- Bhavnani, Ravi/Dan Miodownik/Hyun Jin Choi, »Three Two Tango. Territorial Control and Selective Violence in Israel, the West Bank, and Gaza«, in: *Journal of Conflict Resolution* 55 (2011), 1, S. 133–158.
- Bidart, Claire/María Eugenia Longo/Ariel Mendez, »Time and Process. An Operational Framework for Processual Analysis«, in: *European Sociological Review* 29 (2013), 4, S. 743–751.
- Bidet, Alexandra/Carole Gayet-Viaud/Erwan Le Méner, »The Three Dimensions of Ethnography. An Interview with Jack Katz«, in: *Books & Ideas* (1. 4. 2013), online unter: <http://www.booksandideas.net/The-Three-Dimensions-of.html> [18. 3. 2019].
- Birnic, Jóhanna Kristín, »Reviewed Work: ›The Logic of Violence in Civil War‹ by Stathis N. Kalyvas« in: *Comparative Political Studies* 40 (2007), 11, S. 1395–1398.
- Blau, Peter M., *Exchange and Power in Social Life*, New York 1964.
- Blau, Peter M., »A Macrosociological Theory of Social Structure«, in: *American Journal of Sociology* 83 (1977), 1, S. 26–54.
- Blau, Peter M., *Exchange and Power in Social Life. With a New Introduction by the Author*, New Brunswick 1986.
- Blau, Peter M., *Structural Contexts of Opportunities*, Chicago 1994.
- Blumer, Herbert, »What is Wrong with Social Theory?«, in: *American Sociological Review* 19 (1954), 1, S. 3–10.
- Bogen, James/James Woodward, »Saving the Phenomena«, in: *The Philosophical Review* 97 (1988), 3, S. 303–352.
- Bogen, James/James Woodward, »Observations, Theories and the Evolution of the Human Spirit«, in: *Philosophy of Science* 59 (1992), 4, S. 590–611.
- Boyle, Michael J., »Reviewed Work: ›The Logic of Violence in Civil War‹ by Stathis N. Kalyvas«, in: *International Affairs* 82 (2006), 6, S. 1167–1168.
- Bramsen, Isabel, »How Civil Resistance Succeeds (or Not). Micro-Dynamics of Unity, Timing, and Escalatory Actions«, in: *Peace & Change* 43 (2018), 1, S. 61–89.

- Bramsen, Isabel / Poul Poder, »Theorizing Three Basic Emotional Dynamics of Conflicts. A Situational Research Agenda«, in: *Peace Research* 46 (2014), 2, S. 51–86.
- Browning, Christopher, *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die ›Endlösung‹ in Polen*, Reinbek bei Hamburg 1996.
- Cassirer, Ernst, *Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Gesammelte Werke, Hamburger Ausgabe, Band 6*, Darmstadt 2000.
- Chojnacki, Sven / Zeljko Branovic, »Räume strategischer (Un-)Sicherheit. Ein Markt für nicht-staatliche Gewaltakteure und Gelegenheiten für Formen von Sicherheits-Governance«, in: Thomas Risse / Ursula Lehmkuhl (Hg.), *Regieren ohne Staat? Governance in Räumen begrenzter Staatlichkeit*, Baden-Baden 2007, S. 181–204.
- Chojnacki, Sven / Bettina Engels, »Material Determinism and Beyond. Spatial Categories in the Study of Violent Conflict«, *SFB-Governance Working Paper Series*, 2013, No. 55.
- Christ, Michaela, *Die Dynamik des Tötens. Die Ermordung der Juden von Berditschew, Ukraine 1941–1944*, Frankfurt am Main 2011.
- Christ, Michaela, »Gewalt in der Moderne. Holocaust und Nationalsozialismus in der soziologischen Gewaltforschung«, in: Michaela Christ / Maja Suderland (Hg.), *Soziologie und Nationalsozialismus. Positionen, Debatten, Perspektiven*, Berlin 2014, S. 332–364.
- Christ, Michaela, »Die Praxis der Organisation«, in: *Mittelweg* 36 25 (2017), 6, S. 104–112.
- Christ, Michaela, »Gewaltforschung – Ein Überblick«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 67 (2017), 4, S. 9–15.
- Cicourel, Aaron V., *Sprache in der sozialen Interaktion*, München 1975.
- Coleman, James S., »Social Theory, Social Research, and a Theory of Action«, in: *The American Journal of Sociology* 91 (1986), 2, S. 1309–1335.
- Coleman, James S., *Grundlagen der Sozialtheorie, Band 1: Handlungen und Handlungssysteme*, München 1991.
- Collins, Randall, »Sociology-Building«, in: *Berkeley Journal of Sociology* 14 (1969), S. 73–83.
- Collins, Randall, »Micro-Translation as a Theory-Building Strategy«, in: Karin Knorr-Cetina / Aaron V. Cicourel (Hg.), *Advances in Social Theory and Methodology. Toward an Integration of Micro- and Macro-Sociologies*, Boston 1981, S. 81–108.
- Collins, Randall, »On the Microfoundations of Macrosociology«, in: *The American Journal of Sociology* 86 (1981), 5, S. 984–1014.
- Collins, Randall, »Sociological Theory, Disaster Research, and War«, in: Gary

- A. Kreps (Hg.), *Social Structure and Disaster*. Symposium on Social Structure and Disaster, Newark 1989, S. 365–385.
- Collins, Randall, *The Sociology of Philosophies. A Global Theory of Intellectual Change*, Cambridge/London 1998.
- Collins, Randall, *Interaction Ritual Chains*, Princeton/Oxford 2004.
- Collins, Randall, *Violence. A Micro-Sociological Theory*, Princeton, NJ 2008.
- Collins, Randall, »Micro and Macro Causes of Violence«, in: *International Journal of Conflict and Violence* 3 (2009), 1, S. 9–22.
- Collins, Randall, »The Micro-Sociology of Violence«, in: *The British Journal of Sociology* 60 (2009), 3, S. 566–576.
- Collins, Randall, *Dynamik der Gewalt. Eine mikrosoziologische Theorie*, Hamburg 2011.
- Collins, Randall, »The Invention and Diffusion of Social Techniques of Violence. How Micro-Sociology Can Explain Historical Trends«, in: *Sociologica. Italian Journal of Sociology* 5 (2011), 2, S. 1–11.
- Collins, Randall, »Reply to Kalyvas, Wieviorka, and Magaudda«, in: *Sociologica. Italian Journal of Sociology* 5 (2011), 2, S. 50–64.
- Collins, Randall, »Über die mikrosozialen Grundlagen der Makrosoziologie« [1981], in: Jörg Rössel (Hg.), *Konflikttheorie. Ausgewählte Schriften*, Wiesbaden 2012, S. 61–97.
- Collins, Randall, »Zur Mikrosoziologie von Massentötungen bei Amokläufen«, in: *Berliner Journal für Soziologie* 23 (2013), 1, S. 7–25.
- Collins, Randall, »Entering and Leaving the Tunnel of Violence. Micro-Sociological Dynamics of Emotional Entrainment in Violent Interactions«, in: *Current Sociology* 61 (2013), 2, 132–151.
- Collins, Randall, »Emotional Dynamics of Violent Situations«, in: Daniel Ziegler/Marco Gerster/Steffen Krämer (Hg.), *Framing Excessive Violence*, London 2015, S. 17–36.
- Collins, Randall, »Einfahrten und Ausfahrten des Tunnels der Gewalt. Mikrosoziologische Dynamiken der emotionalen Verstrickung in gewaltsame Interaktionen«, in: Claudia Equit/Axel Groenemeyer/Holger Schmidt (Hg.), *Situationen der Gewalt*, Weinheim/München 2016, S. 14–39.
- Collins, Randall, »What has Micro-Sociology Accomplished?«, in: Elliott B. Weininger/Annette Lareau/Omar Lizardo (Hg.), *Ritual, Emotion, Violence: Studies on the Micro-Sociology of Randall Collins*, New York 2016, S. 243–261.
- Connelly, John, »Gentle Revisionism«, in: *Journal of Genocide Research* 13 (2011), 3, S. 313–320.
- Cooney, Mark, *Warriors and Peacemakers. How Third Parties Shape Violence*, New York 1998.

- Danko, Dagmar, Zur Aktualität von Howard S. Becker. Einleitung in sein Werk, Wiesbaden 2015.
- Davidson, Donald, »Hempels Auffassungen der Erklärungen von Handlungen«, in: ders., *Handlung + Ereignis*, Frankfurt am Main 1990, S. 363–383.
- de Swaan, Abram, *Diviser pour tuer. Les régimes génocidaires et leurs hommes de main*, Paris 2016.
- Deißler, Stefan, *Eigendynamische Bürgerkriege. Von der Persistenz und Endlichkeit innerstaatlicher Gewaltkonflikte*, Hamburg 2016.
- Demir, Robert / Lars-Olof Lychnell, »Mangling the Process. A Meta-Theoretical Account of Process Theorizing«, in: *Qualitative Research* 15 (2015), 1, S. 85–104.
- Dewey, John, *Human Nature and Conduct. An Introduction to Social Psychology*, New York 1930 [1922].
- Dewey, John, *Die Theorie der Forschung*, Frankfurt am Main 2002.
- Dietz, Hella, »Prozesse erzählen – oder was die Soziologie von der Erzähltheorie lernen kann«, in: Rainer Schützeichel / Stefan Jordan (Hg.), *Prozesse. Formen, Dynamiken, Erklärungen*, Wiesbaden 2015, S. 321–335.
- Döring, Sabine A., »Warum brauchen wir eine Philosophie der Gefühle?«, in: Rainer Schützeichel (Hg.), *Emotionen und Sozialtheorie. Disziplinäre Ansätze*, Frankfurt am Main / New York 2006, S. 66–83.
- Dorn, Christopher / Thomas Hoebel, »Mafias als organisierte Dritte«, in: *Behemoth. A Journal of Civilization* 6 (2013), 1, S. 74–97.
- Ducasse, Curt J., »On the Nature and the Observability of the Causal Relation«, in: *The Journal of Philosophy* 23 (1926), 3, S. 57–68.
- Dullstein, Monika, *Verursachung und kausale Relevanz. Eine Analyse singulärer Kausalaussagen*, Paderborn 2010.
- Dumouchel, Paul, »Massengewalt und konstitutive Gewalt«, in: Axel T. Paul / Benjamin Schwalb (Hg.), *Gewaltmassen. Über Eigendynamik und Selbstorganisation kollektiver Gewalt*, Hamburg 2015, S. 103–125.
- Elster, Jon, »Funktionalistische Erklärung in der Soziologie«, in: ders., *Subversion der Rationalität*, Frankfurt am Main / New York 1997, S. 59–65.
- Elwert, Georg, »Gewaltmärkte. Beobachtungen zur Zweckrationalität der Gewalt«, in: von Trotha (Hg.), *Soziologie der Gewalt*, S. 86–101.
- Esser, Hartmut, *Soziologie. Allgemeine Grundlagen*, Frankfurt am Main / New York 1993.
- Esser, Hartmut, »Das Modell der soziologischen Erklärung und die Paradigmen der Soziologie«, in: Barbara Orth / Thomas Schwietring / Johannes Weiß (Hg.), *Soziologische Forschung: Stand und Perspektiven – Ein Handbuch*, Wiesbaden 2003, S. 523–532.

- Feyerabend, Paul, *Wider den Methodenzwang*, Frankfurt am Main 1986.
- Fine, Gary Alan, »On the Macrofoundations of Microsociology. Constraint and the Exterior Reality of Structure«, in: *Sociological Quarterly* 32 (1991), 2, S. 161–177.
- Fink, Eugen, »Operative Begriffe in Husserls Phänomenologie«, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 11 (1957), 3, S. 321–337.
- Fujii, Lee Ann, *Killing Neighbors. Webs of Violence in Rwanda*, Ithaca / London 2009.
- Fujii, Lee Ann, »The Puzzle of Extra-Lethal Violence«, in: *Perspectives on Politics* 11 (2013), 2, S. 410–426.
- Fujii, Lee Ann, »Mehr als tödlich. Das Rätsel extraletaler Gewalt«, in: *Mittelweg* 36 28/1–2 (2019), S. 70–98.
- Galtung, Johan, *Strukturelle Gewalt. Beiträge zur Friedens- und Konfliktforschung* [1975], Reinbek bei Hamburg 1981.
- Gambetta, Diego, *Codes of the Underworld: How Criminals Communicate*, Princeton 2009.
- Garfinkel, Harold, *Studies in Ethnomethodology*, Englewood Cliffs 1967.
- Garfinkel, Harold / Harvey Sacks, »On Formal Structures of Practical Actions«, in: Harold Garfinkel (Hg.), *Ethnomethodological Studies of Work*, London 1986, S. 160–193.
- Geertz, Clifford, »Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur«, in: ders., *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt am Main 1991, S. 7–43.
- Gerlach, Christian, *Extremely Violent Societies. Mass Violence in the Twentieth-Century World*, Cambridge 2010.
- Ginzburg, Carlo, *Der Richter und der Historiker. Überlegungen zum Fall Sofri*, Berlin 1991.
- Ginzburg, Carlo, »Das Recht der Richter«, in: *Die Zeit*, 31. 1. 1997.
- Glaser, Barney G. / Anselm L. Strauss, »Awareness Contexts and Social Interaction«, in: *American Sociological Review* 29 (1964), S. 669–679.
- Glaser, Barney G. / Anselm L. Strauss, *Awareness of Dying*, New Jersey 1965.
- Goffman, Erving, *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*, Frankfurt am Main 1971.
- Goffman, Erving, *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*, Frankfurt am Main 1980.
- Goffman, Erving, *Interaktion im öffentlichen Raum*, Frankfurt am Main / New York 2009.
- Goldhagen, Daniel J., *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*, Berlin 1996.

- Goldie, Peter, *The Emotions. A Philosophical Exploration*, Oxford 2000.
- Granovetter, Mark, »Economic Action and Social Structure: The Problem of Embeddedness«, in: *American Journal of Sociology* 91 (1985), 3, S. 481–510.
- Griffin, Larry J., »Narrative, Event-Structure Analysis, and Causal Interpretation in Historical Sociology«, in: *American Journal of Sociology* 98 (1993), 5, S. 1094–1133.
- Gross, Mark, »Vigilante Violence and ›Forward Panic‹ in Johannesburg’s Townships« in: *Theory and Society* 45 (2016), 3, S. 239–263.
- Gross, Neil, »The Structure of Causal Chains«, in: *Sociological Theory* 36/4 (2018), 4, S. 343–367.
- Grossman, David, *On Killing. The Psychological Cost of Learning to Kill in War and Society*, Boston 1996.
- Gruber, Alexander/Stefan Kühl (Hg.), *Soziologische Analysen des Holocaust. Jenseits der Debatte über ›ganz normale Männer‹ und ›ganz normale Deutsche‹*, Wiesbaden 2015, S. 129–169.
- Gruber, Alexander/Stefan Kühl, »Autoritätsakzeptanz und Folgebereitschaft in Organisationen. Zur Beteiligung der Mitglieder des Reserve-Polizeibataillons 101 am Holocaust«, in: dies. (Hg.), *Soziologische Analysen des Holocaust. Jenseits der Debatte über ›ganz normale Männer‹ und ›ganz normale Deutsche‹*, Wiesbaden 2015, S. 7–28.
- Hallett, Tim/Marc Ventresca, »Inhabited Institutions. Social Interactions and Organizational Forms in Gouldner’s ›Patterns of Industrial Bureaucracy‹«, in: *Theory and Society* 35 (2006), 2, S. 213–236.
- Hammersley, Martyn, *The Limits of Social Science. Causal Explanation and Value Relevance*, Los Angeles 2014.
- Hampe, Michael, *Eine kleine Geschichte des Naturgesetzbegriffs*, Frankfurt am Main 2007.
- Hartmann, Eddie, »Soziale Ordnung und Gewalt. Anmerkungen zur neueren Literatur in der Gewaltforschung«, in: *Berliner Journal für Soziologie* 23 (2013), S. 115–131.
- Hartmann, Eddie, »Violence. Constructing an Emerging Field of Sociology«, in: *International Journal of Conflict and Violence* 11 (2017), 1, S. 1–9.
- Hartmann, Eddie, »Die Gewalttheorie Jan Philipp Reemtsmas. Programmatische Impulse für eine Allgemeine Soziologie der Gewalt«, in: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 8 (2019), 1, S. 74–85.
- Hartmann, Eddie, »Produktiver Reduktionismus. Randall Collins’ Mikrosoziologie der Gewalt«, in: *Mittelweg* 36 28 (2019), 1–2, S. 40–59.
- Hartmann, Martin, *Gefühle. Wie die Wissenschaften sie erklären*, Frankfurt am Main / New York 2005.



- Hauffe, Tobias/Thomas Hoebel, »Dynamiken soziologischer Gewaltforschung«, in: *Soziologische Revue* 40 (2017), 3, S. 369–384.
- Hausmann, Thomas, Erklären und Verstehen. Zur Theorie und Pragmatik der Geschichtswissenschaft. Mit einer Fallstudie über die Geschichtsschreibung zum deutschen Kaiserreich von 1871–1918, Frankfurt am Main 1991.
- Hedström, Peter/Richard Swedberg (Hg.), *Social Mechanisms. An Analytical Approach to Social Theory*, Cambridge/New York 1998.
- Heidegger, Martin, Sein und Zeit. Sechzehnte Auflage, Tübingen 1986.
- Heim, Susanne, »Rezension zu: Stefan Kühl, ›Ganz normale Organisationen‹«, in: *Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus* 31 (2015), S. 175–177.
- Heintz, Bettina, »Emergenz und Reduktion. Neue Perspektiven auf das Mikro-Makro-Problem«, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 56 (2004), 1, S. 1–31.
- Heintz, Bettina/Hartmann Tyrell, »Einleitung«, in: dies. (Hg.), *Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited*. Sonderband der Zeitschrift für Soziologie, Stuttgart 2014, S. IX–XVI.
- Hempel, Carl G./Paul Oppenheim, »Studies in the Logic of Explanation«, in: *Philosophy of Science* 15 (1948), 2, S. 135–175.
- Hirschauer, Stefan, »Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 30 (2001), 6, S. 429–451.
- Hoebel, Thomas, »Organisierte Plötzlichkeit. Eine prozesssoziologische Erklärung antisymmetrischer Gewaltsituationen«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 43 (2014), 6, S. 441–457.
- Hoebel, Thomas, »Organisierte Plötzlichkeit. Timing, Territorialität und die Frage, wie aus Ordnungspolizisten Massenmörder werden«, in: Alexander Gruber/Stefan Kühl (Hg.), *Soziologische Analysen des Holocaust. Jenseits der Debatte über »ganz normale Männer« und »ganz normale Deutsche«*, Wiesbaden 2015, S. 129–169.
- Hoebel, Thomas, »Verkettungen und Verstrickungen. Was wir von Howard S. Becker über die prinzipielle Prozesshaftigkeit des Sozialen lernen können«, in: Nicole Burzan (Hg.), *Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen*. Verhandlungen des 39. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Göttingen 2018, Essen 2019, im Erscheinen.
- Hoebel, Thomas, »Wir haben Charlie Hebdo getötet! Konsequenzielle Dritte und die Erklärung fortgesetzter Gewalt«, in: *Mittelweg* 36 28 (2019), 1–2, S. 99–123.
- Hoebel, Thomas, »Grenzen der Organisierbarkeit«, in: *Soziopolis. Gesellschaft beobachten*, 14. 3. 2019, online unter: <https://www.sozioopolis.de/lesen/buecher/artikel/grenzen-der-organisierbarkeit/> [14. 3. 2019].

- Hoebel, Thomas, »Verkettungen und Verstrickungen. Skizze einer prozessualen Erklärung fortgesetzter Gewalt«, in: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 8 (2019), 1, S. 50–62.
- Hoebel, Thomas / Teresa Koloma Beck, »Theorizing Violence. Über die Indexikalität von Gewalt und ihrer soziologischen Analyse«, in: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 8 (2019), 1, S. 4–11.
- Hoebel, Thomas / Stefan Malthaner, »Über dem Zenit. Grenzen und Perspektiven der situationistischen Gewaltforschung«, in: *Mittelweg* 36 28 (2019), 1–2, S. 3–14.
- Hoebel, Thomas / Stefan Malthaner / Chris Schattka, »Situationsanalysen. Mikroskopische Untersuchung von Schlüsselereignissen«, in: Forschungsteam Mapping #NoG20, Eskalation. Dynamiken der Gewalt im Kontext der G20-Proteste in Hamburg 2017. Forschungsbericht, Berlin / Hamburg 2018, S. 52–66.
- Holzinger, Markus, »Der Holocaust und das Problem der Ebenen. Einige Bemerkungen zu Stefan Kühls ›Soziologie des Holocaust‹«, in: *Zeitschrift für Genozidforschung* 16 (2018), 2, S. 34–51.
- Holzinger, Markus, »Nicht normale Organisationen. Kritische Anmerkungen zu Stefan Kühls ›Soziologie des Holocaust‹«, in: *Soziopolis. Gesellschaft beobachten*, 26. 10. 2015, online unter: <https://www.sozio.polis.de/beobachten/gesellschaft/artikel/nicht-normale-organisationen/> [18. 3. 2019].
- Hoyningen-Huene, Paul, »Context of Discovery and Context of Justification«, in: *Studies in History and Philosophy of Science* 18 (1987), 4, S. 501–515.
- Hoyningen-Huene, Paul, »On the Way to a Theory of Antireductionist Arguments«, in: Ansgar Beckermann / Hans Flohr / Jaegwon Kim (Hg.), *Emergence or Reduction? Essays on the Prospects of Nonreductive Physicalism*, Berlin 1992, S. 289–301.
- Hughes, Everett C., »Going Concerns. The Study of American Institutions«, in: ders., *The Sociological Eye. Selected Papers*, Chicago / New York 1971, S. 52–64.
- Hürter, Johannes, »Gewalt, nichts als Gewalt«, in: *Journal of Modern European History* 10 (2012), 4, S. 446–451.
- Hüttermann, Jörg, »Dichte Beschreibung« oder Ursachenforschung der Gewalt? Anmerkungen zu einer falschen Alternative im Lichte der Problematik funktionaler Erklärungen«, in: Wilhelm Heitmeyer / Hans-Georg Soeffner (Hg.), *Gewalt: Entwicklungen, Strukturen, Analyseprobleme*, Frankfurt am Main 2004, S. 107–124.
- Imbusch, Peter, »Strukturelle Gewalt«. Plädoyer für einen unterschätzten Begriff«, in: *Mittelweg* 36 26 (2017), 3, S. 28–51.

- Imbusch, Peter, »Die Rolle von ›Dritten‹ Eine unterbelichtete Dimension von Gewalt«, in: Philipp Batelka / Michael Weise / Stephanie Zehnle (Hg.), Zwischen Tätern und Opfern. Gewaltbeziehungen und Gewaltgemeinschaften, Göttingen 2017, S. 47–74.
- Jackson-Jacobs, Curtis, »Constructing Physical Fights. An Interactionist Analysis of Violence Among Affluent, Suburban Youth«, in: *Qualitative Sociology* 36 (2013), 1, S. 23–52.
- Jerolmack, Colin / Shamus Khan, »Talk is Cheap. Ethnography and the Attitudinal Fallacy«, in: *Sociological Methods & Research* 43 (2014), 2, S. 178–209.
- Joas, Hans, »Die unglückliche Ehe von Hermeneutik und Funktionalismus. Über Jürgen Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns«, in: ders., Pragmatismus und Gesellschaftstheorie, Frankfurt am Main 1992, S. 171–204.
- Joas, Hans / Wolfgang Knöbl, *Kriegsverdrängung. Ein Problem in der Geschichte der Sozialtheorie*, Frankfurt am Main 2008.
- Joas, Hans / Wolfgang Sofsky / Heinz Bude u. a., »Soziologie ist eine Überlebenswissenschaft«. Gewalt im 20. Jahrhundert als sozialwissenschaftliches Thema«, in: *Mittelweg* 36 3 (1994), 2, S. 68–83.
- Jung, Matthias / Andy Reimann / Ferdinand Sutterlüty, »Narrative der Gewalt. Eine Einleitung«, in: Sutterlüty / Jung / Reimann (Hg.), *Narrative der Gewalt. Interdisziplinäre Perspektiven*, Frankfurt am Main / New York 2019, S. 9–29.
- Kaldor, Mary, *Neue und alte Kriege. Organisierte Gewalt im Zeitalter der Globalisierung*, Frankfurt am Main 2000.
- Kalyvas, Stathis, *The Logic of Violence in Civil Wars*, Cambridge 2006.
- Kalyvas, Stathis, »Ethnic Defection in Civil War«, in: *Comparative Political Studies* 41 (2008), 8, S. 1043–1068.
- Kalyvas, Stathis N., »Linking the Micro and the Macro in the Study of Violence. Comment on Randall Collins / 2«, in: *Sociologica* 5 (2011), 2, S. 1–4.
- Karafilidis, Athanasios, *Soziale Formen. Fortführung eines soziologischen Programms*, Bielefeld 2010.
- Katz, Jack, *How Emotions Work*, Chicago / London 1999.
- Katz, Jack, »From How to Why. On Luminous Description and Causal Inference in Ethnography (Part 1)«, in: *Ethnography* 2 (2001), 4, S. 443–473.
- Katz, Jack, »Start here. Social Ontology and Research Strategy«, in: *Theoretical Criminology* 6 / 3 (2002), S. 255–278.
- Katz, Jack, »Ausrastende Autofahrer«, in: Hubert Knoblauch (Hg.), *Über ausrastende Autofahrer und das Weinen*, Wiesbaden 2015, S. 13–96.

- Katz, Jack, »Epiphanie der Unsichtbarkeit. Wendepunkte bei Unruhen: Los Angeles 1992«, in: Axel T. Paul / Benjamin Schwalb (Hg.), *Gewaltmassen. Über Eigendynamik und Selbstorganisation kollektiver Gewalt*, Hamburg 2015, S. 63–102.
- Katz, Jack, »Culture Within and Culture About Crime. The Case of the ›Rodney King Riots‹«, in: *Crime, Media, Culture* 12 (2016), 2, S. 233–251.
- Keil, Geert, *Handeln und Verursachen*, Frankfurt am Main 2000.
- Keil, Geert, »Making Causal Counterfactuals More Singular, and More Appropriate for Use in Law«, in: Benedikt Kahmen / Markus Stepanians (Hg.), *Causation and Responsibility. Critical Essays*, Berlin / Boston 2013, S. 157–189.
- Kelle, Udo / Susann Kluge, *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*, Wiesbaden 2010.
- Kiepe, Jan, »Vernehmungsprotokolle als historische Quelle«, in: ders., *Das Reservepolizeibataillon 101 vor Gericht: NS-Täter in Selbst- und Fremddarstellungen*, Hamburg 2007, S. 92–95.
- Kierkegaard, Sören, *Entweder-Oder. Teil I und II. Unter Mitwirkung von Niels Thulstrup und der Kopenhagener Kierkegaard-Gesellschaft herausgegeben von Hermann Diem und Walter Rest*, München 2005.
- Klusemann, Stefan, »Atrocities and Confrontational Tension«, in: *Frontiers in Behavioral Neuroscience* 3 (2009), 1, S. 1–10.
- Klusemann, Stefan, »Massacres as Process. A Micro-Sociological Theory of Internal Patterns of Mass Atrocities«, in: *European Journal of Criminology* 9 (2012), 5, S. 468–480.
- Knöbl, Wolfgang, *Polizei und Herrschaft im Modernisierungsprozeß. Staatsbildung und innere Sicherheit in Preußen, England und Amerika 1700–1914*, Frankfurt am Main / New York 1998.
- Knöbl, Wolfgang, »Nur beschreiben oder doch erklären?«, in: *Soziopolis. Gesellschaft beobachten*, 19. 10. 2015, online unter: <https://www.sozio-polis.de/beobachten/raum/artikel/nur-beschreiben-oder-doch-erklaren/> [18. 3. 2019].
- Knöbl, Wolfgang, »Perspektiven der Gewaltforschung«, in: *Mittelweg* 36 26 (2017), 3, S. 4–27.
- Knöbl, Wolfgang, »Gewalt erklären?«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 67 (2017), 4, S. 4–8.
- Knöbl, Wolfgang, »Das hat er / sie gemacht, weil ...: Tatmotive und die Erklärung sozialer Tatsachen in der Handlungstheorie«, in: Gianna Behrendt / Anna Henkel (Hg.), *10 Minuten Soziologie. Fakten*, Bielefeld 2018, S. 109–120.
- Knöbl, Wolfgang, »Die Zukunft war früher auch besser! Und erst recht die Vergangenheit! Soziologische Annäherungsversuche an die ›Historische

- Anthropologie« und »Weltgeschichte«, in: *Historische Anthropologie* 26 (2018), 2, S. 176–199.
- Knöbl, Wolfgang, »Collins im Kontext. Zur Vorgeschichte der jüngeren Gewaltsoziologie«, in: *Mittelweg* 36 28 (2019), 1–2, S. 15–39.
- Knöbl, Wolfgang, »Jenseits des situationistischen Paradigmas der Gewaltforschung«, in: Ferdinand Sutterlüty / Matthias Jung / Andy Reymann (Hg.), *Narrative der Gewalt. Interdisziplinäre Perspektiven*, Frankfurt am Main / New York 2019, S. 31–49.
- Knorr-Cetina, Karin, »The Micro-Sociological Challenge of Macro-Sociology. Towards a Reconstruction of Social Theory and Methodology«, in: dies. / Cicourel (Hg.), *Advances in Social Theory and Methodology. Toward an Integration of Micro- and Macro-Sociologies*, Boston 1981, S. 1–47.
- Knorr-Cetina, Karin / Aaron V. Cicourel, *Advances in Social Theory and Methodology. Toward an Integration of Micro- and Macro-Sociologies*, Boston 1981.
- Knottnerus, David / Jian Guan, »The Works of Peter M. Blau. Analytical Strategies, Developments and Assumptions«, in: *Sociological Perspectives* 40 (1997), 1, S. 109–128.
- Koch, Anton Friedrich, *Hermeneutischer Realismus*, Tübingen 2016.
- Koepp, Tabea, *Techniken der Situationskontrolle. Eine soziologische Studie am Fall des Massakers von Srebrenica, MS*, Bielefeld 2017.
- Koloma Beck, Teresa, »The Eye of the Beholder. Violence as a Social Process«, in: *International Journal of Conflict and Violence* 5 (2011), 2, S. 345–356.
- Koloma Beck, Teresa, *The Normality of Civil War. Armed Groups and Everyday Life in Angola*, Frankfurt am Main / New York 2012.
- Koloma Beck, Teresa, »Gewalt / Raum. Aktuelle Debatten und deren Beiträge zur raumsensiblen Erweiterung der Gewaltsoziologie«, in: *Soziale Welt* 67 (2016), 4, S. 431–449.
- Koloma Beck, Teresa, »Welterzeugung. Gewaltsoziologie als kritische Gesellschaftstheorie«, in: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 8 (2019), 1, S. 12–23.
- Koloma Beck, Teresa / Klaus Schlichte, *Theorien der Gewalt zur Einführung*, Hamburg 2014.
- Korb, Alexander, *Im Schatten des Weltkriegs. Massengewalt der Ustaša gegen Serben, Juden und Roma in Kroatien 1941–1945. Studien zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, Hamburg 2013.
- Korf, Benedikt / Conrad Schetter, »Einleitung. Geographien der Gewalt«, in: dies. (Hg.), *Geographien der Gewalt. Kriege, Konflikte und die Ordnung des Raumes im 21. Jahrhundert*, Stuttgart 2015, S. 9–26.
- Kracauer, Siegfried, *Geschichte – Vor den letzten Dingen*, Frankfurt am Main 2009.

- Krause, Monika, »Recombining Micro/Macro. The Grammar of Theoretical Innovation«, in: *European Journal of Social Theory* 16 (2013), 2, S. 139–152.
- Kühl, Stefan, »Ganz normale Organisationen. Organisationssoziologische Interpretationen simulierter Brutalitäten«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 34 (2005), 2, S. 90–111.
- Kühl, Stefan, »Gruppen, Organisationen, Familien und Bewegungen. Zur Soziologie mitgliedschaftsbasierter Systeme zwischen Interaktion und Gesellschaft«, in: Bettina Heintz/Hartmann Tyrell (Hg.), *Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen. Sonderband der Zeitschrift für Soziologie*, Stuttgart 2014, S. 65–85.
- Kühl, Stefan, *Ganz normale Organisationen. Zur Soziologie des Holocaust*, Berlin 2014.
- Lakoff, George/Mark Johnson, *Metaphors We Live By*, Chicago/London 1980.
- Latour, Bruno, *Reassembling the Social*, Oxford 2005.
- Leuschner, Vincenz, »Mein Foto wird durch sämtliche Sender flimmern«. Schulattentate als kommunikatives Geschehen«, in: *Mittelweg* 36 28 (2019), 1–2, S. 124–150.
- Lewis, David, »Causation«, in: *The Journal of Philosophy* 70 (1973), 17, S. 556–567.
- Lewis, J. David/Richard L. Smith, *American Sociology and Pragmatism. Mead, Chicago Sociology, and Symbolic Interactionism*, Chicago/London 1980.
- Lindemann, Gesa, »Verfahrensordnungen der Gewalt«, in: *Zeitschrift für Rechtssoziologie* 37 (2017), 1, S. 57–87.
- Little, Daniel, »Philosophy of Sociology«, in: Fritz Allhoff (Hg.), *Philosophies of the Sciences*, Oxford 2010, S. 293–323.
- Little, Daniel, »On the Scope and Limits of Generalizations in the Social Sciences«, in: *Synthese* 97 (2013), 2, S. 183–207.
- Little, Daniel, »Mechanisms and Method«, in: *Philosophy of the Social Sciences* 45/4–5 (2015), 4–5, S. 462–480.
- Lobin, Henning, »Was ist falsch an der Metapheritis?«, in: *Süddeutsche Zeitung*, 21. 2. 2019, S. 9.
- Loetz, Franzisca, »Gewalt in der Geschichte der Menschheit. Probleme, Grenzen und Chancen historischer Gewaltforschung«, in: Sutterlüty/Jung/Reymann (Hg.), *Narrative der Gewalt. Interdisziplinäre Perspektiven*, Frankfurt am Main/New York 2019, S. 87–114.
- Lohman, Joseph D./Dietrich C. Reitzes, »Deliberately Organized Groups and Racial Behavior«, in: *American Sociological Review* 19 (1954), 3, S. 342–344.

- Luhmann, Niklas, Funktionen und Folgen formaler Organisation, Berlin 1964.
- Luhmann, Niklas, Theorie der Verwaltungswissenschaft. Bestandsaufnahme und Entwurf, Köln / Berlin 1966.
- Luhmann, Niklas, »Funktion und Kausalität«, in: ders., Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme, Opladen 1970, S. 9–30.
- Luhmann, Niklas, »Funktionale Methode und Systemtheorie«, in: ders., Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme, Opladen 1970, S. 31–53.
- Luhmann, Niklas, »Interaktion, Organisation, Gesellschaft«, in: ders., Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft, Opladen 1975, S. 9–20.
- Luhmann, Niklas, »Geschichte als Prozeß und die Theorie sozio-kultureller Evolution«, in: Karl-Georg Faber / Christian Meier (Hg.), Historische Prozesse, München 1978, S. 413–440.
- Luhmann, Niklas, »Symbiotische Mechanismen«, in: ders., Soziologische Aufklärung 3, Opladen 1981, S. 228–244.
- Luhmann, Niklas, Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt am Main 1984.
- Luhmann, Niklas, »The Evolutionary Differentiation Between Society and Interaction«, in: Alexander / Giesen / Münch (Hg.), The Micro-Macro Link, Berkeley 1987, S. 112–131.
- Luhmann, Niklas, Macht. 2. durchgesehene Auflage, Stuttgart 1988.
- Luhmann, Niklas, Erkenntnis als Konstruktion, Bern 1988.
- Luhmann, Niklas, Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme, Opladen 1991, S. 66–91.
- Luhmann, Niklas, »Was ist der Fall? und ›Was steckt dahinter?‹. Die zwei Soziologien und die Gesellschaftstheorie«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 22 (1993), 4, S. 245–260.
- Luhmann, Niklas, Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main 1997.
- Luhmann, Niklas, »Selbstorganisation und Mikrodiversität. Zur Wissenssoziologie des neuzeitlichen Individualismus«, in: *Soziale Systeme. Zeitschrift für soziologische Theorie* 3 (1997), 1, S. 23–32.
- Luhmann, Niklas, »Ebenen der Systembildung – Ebenendifferenzierung (unveröffentlichtes Manuskript 1975)«, in: Bettina Heintz / Hartmann Tyrell (Hg.), Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen. Sonderband der Zeitschrift für Soziologie, Stuttgart 2014, S. 6–39.
- Luhmann, Niklas, Systemtheorie der Gesellschaft, Berlin 2017.
- Luhmann, Niklas, Schriften zur Organisation. Band 1: Die Wirklichkeit der Organisation, Wiesbaden 2018.

- Lyman, Stanford M./Marvin B. Scott, »Territorialität. A Neglected Sociological Dimension«, in: *Social Problems* 15 (1967), 2, S. 236–249.
- Mach, Ernst, Erkenntnis und Irrtum. Skizzen zur Psychologie der Forschung. Vierte, mit der dritten übereinstimmende Auflage, Leipzig 1920.
- Mai, Stéphane Ngo / Alain Raybaut, »Microdiversity and Macro-Order: Toward a Self-Organization Approach«, in: *Revue Internationale de Systémique* 10 (1996), 3, S. 223–240.
- Maines, David R., »Mesostructure and Social Process«, in: *Contemporary Sociology* 8 (1979), 4, S. 524–527.
- Maines, David R., »In Search of Mesostructure. Studies in the Negotiated Order«, in: *Urban Life* 11 (1982), 3, S. 267–279.
- Maines, David R., *The Faultline of Consciousness. A View of Interactionism in Sociology*, New York 2001.
- Malthaner, Stefan, »Processes of Political Violence and the Dynamics of Situational Interaction« in: *International Journal of Conflict and Violence* 11 (2017), 1, S. 1–10.
- Malthaner, Stefan, »Riot im Schanzenviertel. Gewaltsituationen, Gelegenheitsfenster und die ›Hermeneutik der Straße‹«, in: *Mittelweg* 36 28 (2019), 1–2, S. 151–176.
- Mann, Michael, *Die dunkle Seite der Demokratie. Eine Theorie der ethnischen Säuberung*, Hamburg 2007.
- Martin, John Levi, *Social Structures*, Princeton 2009.
- Martin, John Levi, *The Explanation of Social Action*, New York 2011.
- Martin, John Levi / Monica Lee, »Wie entstehen große soziale Strukturen?«, in: Jan Fuhse / Sophie Mützel (Hg.), *Relationale Soziologie. Zur kulturellen Wende der Netzwerkforschung*, Wiesbaden 2010, S. 117–136.
- McAdam, Doug / John D. McCarthy / Mayer N. Zald (Hg.), *Comparative Perspectives on Social Movements. Political Opportunities, Mobilizing Structures, and Cultural Framings*, Cambridge 1996.
- McAdam, Doug / Sydney Tarrow / Charles Tilly, *Dynamics of Contention*, Cambridge 2001.
- Miller, Max H. / Hans-Georg Soeffner (Hg.), *Modernität und Barbarei. Soziologische Zeitdiagnose am Ende des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt am Main 1996.
- Mills, C. Wright, »Situational Actions and Vocabularies of Motive«, in: *American Sociological Review* 5 (1940), 6, S. 904–913.
- Moore, Barrington, *Ungerechtigkeit. Die sozialen Ursachen von Unterordnung und Widerstand*, Frankfurt am Main 1987.
- Mouzelis, Nicos, »The Poverty of Sociological Theory«, in: *Sociology* 27 (1993), 4, S. 675–695



- Müller, Julian, »Ernst Cassirer (1874–1945)«, in: Oliver Jahraus / Armin Nassehi / Mario Grizelj u. a. (Hg.), Luhmann Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart 2012, S. 272–276.
- Münch, Richard / Neil J. Smelser, »Relating the Micro and Macro«, in: Jeffrey Alexander / Bernhard Giesen / Richard Münch (Hg.), *The Micro-Macro Link*, Berkeley 1987, S. 356–387.
- Münkler, Herfried, *Die neuen Kriege*, Berlin 2002.
- Musil, Robert, *Beitrag zur Beurteilung der Lehren Machs und Studien zur Technik und Psychophysik*, Reinbek bei Hamburg 1980.
- Nagel, Ernest, »The Logic of Reduction in the Sciences«, in: *Erkenntnis* 5 (1935), S. 46–52.
- Nagel, Ernest, *The Structure of Science. Problems in the Logic of Scientific Explanation*, New York 1961.
- Nassauer, Anne, »Theoretische Überlegungen zur Entstehung von Gewalt in Protesten. Eine situative mechanistische Erklärung«, in: *Berliner Journal für Soziologie* 25 (2016), 4, S. 491–518.
- Nassauer, Anne, »From Peaceful Marches to Violent Clashes. A Micro-Situational Analysis«, in: *Social Movement Studies* 15 (2016), 5, S. 515–530.
- Neidhardt, Friedhelm, »Über Zufall, Eigendynamik und Institutionalisiertbarkeit absurder Prozesse. Notizen am Beispiel einer terroristischen Gruppe«, in: Heine von Alemann / H. P. Thurn (Hg.), *Soziologie in weltbürgerlicher Absicht. Festschrift für René König*, Opladen 1981, S. 243–257.
- Neitzel, Sönke / Harald Welzer, *Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben*, Frankfurt 2011.
- Nolzen, Armin, »Buchrezension: S. Kühl: ›Ganz normale Organisationen‹«, in: *H-Soz-u-Kult*, 4. 8. 2016, online unter: [https://www.hsozkult.de/publication\\_review/id/rezbuecher-23885](https://www.hsozkult.de/publication_review/id/rezbuecher-23885) [18. 3. 2019].
- Nolzen, Armin, »Ganz normale Organisationen«. Was die NS-Forschung von Stefan Kühl lernen sollte«, in: *Mittelweg* 36 25 (2017), 6, S. 97–10.
- Nolzen, Armin, »Organisation und Massenmord. Stefan Kühls Beitrag zu einer ›Soziologie des Holocaust‹«, in: *Zeitschrift für Genozidforschung* 16 (2018), 2, S. 17–33.
- Norkus, Zenonas, »Mechanisms as Miracle Makers?«, in: *History and Theory* 44 (2005), 3, S. 348–372.
- Nungesser, Frithjof, »Ein pleonastisches Oxymoron. Konstruktionsprobleme von Pierre Bourdieus Schlüsselkonzept der symbolischen Gewalt«, in: *Berliner Journal für Soziologie* 27 (2017), 1, S. 7–33.
- Nussbaum, Martha, *Upheavals of Thought. The Intelligence of Emotions*, Cambridge 2001.

- Pearl, Judea / Dana MacKenzie, *The Book of Why. The New Science of Cause and Effect*, New York 2018.
- Popitz, Heinrich, *Phänomene der Macht*, 2., stark erw. Aufl., Tübingen 1992.
- Popitz, Heinrich, *Phenomena of Power. Authority, Domination, and Violence*, übers. von Gianfranco Poggi, New York 2017.
- Popper, Karl R., *Logik der Forschung. Zur Erkenntnistheorie der modernen Wissenschaft*, Wien 1935.
- Popper, Karl R., »Von den Quellen unseres Wissens und unserer Unwissenheit«, in: ders., *Vermutungen und Widerlegungen. Das Wachstum der wissenschaftlichen Erkenntnis. Teilband I: Vermutungen*, Tübingen 2009.
- Pouliot, Vincent, »Practice Tracing«, in: Andrew Bennett / Jeffrey T. Checkel (Hg.), *Process Tracing. From Metaphor to Analytic Tool*, Cambridge / New York 2015, S. 237–259.
- Prinz, Janosch / Conrad Schetter, »Unregierte Räume, ›kill boxes‹ und Drohenkriege: die Konstruktion neuer Gewalträume«, in: Benedikt Korf / Conrad Schetter (Hg.), *Geographien der Gewalt. Kriege, Konflikte und die Ordnung des Raumes im 21. Jahrhundert*, Stuttgart 2015, S. 55–71.
- Ragin, Charles C., »Casing‹ and the Process of Social Inquiry«, in: ders. / Howard S. Becker (Hg.), *What is a Case? Exploring the Foundations of Social Inquiry*, Cambridge / New York 1992, S. 217–226.
- Reemtsma, Jan Philipp, *Mord am Strand. Allianzen von Zivilisation und Barbarei. Aufsätze und Reden*, Hamburg 1998.
- Reemtsma, Jan Philipp, »Die Natur der Gewalt als Problem der Soziologie«, in: *Mittelweg* 36 15 (2006), 5, S. 2–25.
- Reemtsma, Jan Philipp, *Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne*, Hamburg 2008.
- Reemtsma, Jan Philipp, »Gewalt als attraktive Lebensform betrachtet«, in: *Mittelweg* 36 24 (2015), 4, S. 4–16.
- Reemtsma, Jan Philipp, »Erklärungsbegehren«, in: *Mittelweg* 36 26 (2017), 3, S. 74–103.
- Reese-Schäfer, Walter, *Niklas Luhmann zur Einführung*, Hamburg 1992.
- Reichenbach, Hans, *Experience and Prediction. An Analysis of the Foundations and the Structure of Knowledge*, Chicago 1938.
- Ricoeur, Paul, *Die lebendige Metapher. Mit einem Vorwort zur deutschen Ausgabe*, München 1986 [1975].
- Riekenberg, Michael: »Mikroethnien, ›Gewaltmärkte‹, Frontiers. Ethnische Kriege in Lateinamerika im 19. Jahrhundert«, in: Wolfgang Höpken / Michael Riekenberg (Hg.), *Politische und ethnische Gewalt in Südosteuropa und Lateinamerika*, Köln u. a. 2001, S. 109–130.

- Rožič, Peter / Peter J. Verovšek, »Reviewed Work: ›The Logic of Violence in Civil War‹ by Stathis N. Kalyvas«, in: *Cambridge Review of International Affairs* 16 (2008), 2, S. 114–116.
- Sánchez-Pagés, Santiago, »Reviewed Work: ›The Logic of Violence in Civil War‹ by Stathis N. Kalyvas«, in: *Reis: Revista Española de Investigaciones Sociológicas* 134 (2011), S. 149–154.
- Sartre, Jean-Paul, *Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie*, Reinbek bei Hamburg 1993 [1943].
- Schattka, Chris, *Die Rahmung von gewaltsamen Protesten. Grundzüge einer Gewaltforschung jenseits von Kontext- und Situationsignoranz*, MS, Bielefeld 2019.
- Scheffler, Wolfgang, »NS-Prozesse als Geschichtsquelle. Bedeutung und Grenzen ihrer Auswertbarkeit durch Historiker«, in: Wolfgang Scheffler / Werner Bergmann (Hg.), *Lerntag über den Holocaust im Geschichtsunterricht und in der politischen Bildung*, Berlin 1988, S. 13–27.
- Schickore, Jutta, »Scientific Discovery«, in: Edward N. Zalta (Hg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*, 2018. Online unter: <https://philpapers.org/rec/ZALTSE> [18. 3. 2019].
- Schinkel, Willem, *Aspects of Violence. A Critical Theory*, Basingstoke / New York 2010.
- Schlumbohm, Jürgen (Hg.), *Mikrogeschichte – Makrogeschichte: komplementär oder inkommensurabel?*, Göttingen 1998.
- Schlumbohm, Jürgen, »Mikrogeschichte – Makrogeschichte: Zur Eröffnung einer Debatte«, in: ders. (Hg.), *Mikrogeschichte – Makrogeschichte: komplementär oder inkommensurabel?*, Göttingen 1998, S. 7–32.
- Schütz, Alfred, »Symbol, Reality and Society«, in: Lyman Bryson / Louis Finkelstein / Hudson Hoagland / R. M. MacIver (Hg.), *Symbols and Society*, New York 1955, S. 135–202.
- Schützeichel, Rainer, »Theorie und Empirie. Besprechung von Andreas Balog, *Soziale Phänomene. Identität, Aufbau und Erklärung*«, in: *Soziologische Revue* 33 (2010), 2, S. 208–214.
- Schützeichel, Rainer, »Pfade, Mechanismen, Ereignisse. Zur gegenwärtigen Forschungslage in der Soziologie sozialer Prozesse«, in: Rainer Schützeichel / Stefan Jordan (Hg.), *Prozesse. Formen, Dynamiken, Erklärungen*, Wiesbaden 2015, S. 87–147.
- Schützeichel, Rainer, »Ontologischer Reduktionismus und relationale Soziologie«, in: Gerhard Wagner (Hg.), *Die Provokation der Reduktion. Beiträge zur Wissenschaftstheorie der Soziologie*, Wiesbaden 2017, S. 119–152.

- Schützeichel, Rainer, »Small Variations, Huge Differences. Über zwei Chicagoer Schulen«, in: *Soziologische Revue* 40 (2017), 4, S. 563–576.
- Schützeichel, Rainer, »Das Problem der Situation. Über einen operativen Begriff der Soziologie«, in: *Mittelweg* 36 28 (2019), 1–2, S. 205–225.
- Schützeichel, Rainer, *Grundlagen der Sozialwissenschaften, Bd. 1: Wissenschaftstheorie*, Ms. Bielefeld 2019.
- Scott, Marvin B./Stanford M. Lyman, »Praktische Erklärungen«, in: Manfred Auwärter u. a. (Hg.), *Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität*, Frankfurt am Main 1976, S. 73–114.
- Seale, Clive, »Quality in Qualitative Research«, in: *Qualitative Inquiry* 5 (1999), 4, S. 465–478.
- Sémelin, Jacques, *Säubern und Vernichten. Die Politik der Massaker und Völkermorde*, Hamburg 2007.
- Shaw, Martin, *War and Genocide. Organized Killing in Modern Society*, Cambridge 2003.
- Simmel, Georg, »Das Problem der historischen Zeit«, in: Uta Kösser/Hans-Martin Kruckis/Otthein Rammstedt (Hg.), *Georg Simmel. Goethe; Deutschlands innere Wandlung; Das Problem der historischen Zeit; Rembrandt*, Gesamtausgabe Bd. 15, Frankfurt am Main 2003, S. 287–310.
- Smith, Colin, »Sartre and Merleau-Ponty: The Case for a Modified Essentialism«, in: John Stewart (Hg.), *The Debate between Sartre and Merleau-Ponty*, Evanston 1998, S. 25–35.
- Snyder, Timothy, *Bloodlands. Europe Between Hitler and Stalin*, New York 2010.
- Snyder, Timothy, *Black Earth. The Holocaust as History and Warning*, New York 2015 (dt. *Black Earth. Der Holocaust und warum er sich wiederholen kann*, München 2015).
- Soeffner, Hans-Georg, »Appräsentation und Repräsentation. Von der Wahrnehmung zur gesellschaftlichen Darstellung des Wahrzunehmenden«, in: Hedda Ragotzky/Horst Wenzel (Hg.), *Höfische Repräsentation*, Tübingen 1990, S. 43–64.
- Sofsky, Wolfgang, *Traktat über die Gewalt*, Frankfurt am Main 1996.
- Solomon, Robert C., »Emotions, Thoughts and Feelings. What is a ›Cognitive Theory‹ of the Emotions and Does it Neglect Affectivity?«, in: Anthony Hatzimoyisis (Hg.), *Philosophy and the Emotions*. Royal Institute of Philosophy Supplement: 52. Cambridge, 2003, S. 1–18.
- Stegmüller, Wolfgang, *Erklärung Begründung Kausalität. Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie, Band 1*, Heidelberg/Berlin 1983.
- Stinchcombe, Arthur L., »Reply to Collins«, in: *Berkeley Journal of Sociology* 14 (1969), S. 84–87.

- Stinchcombe, Arthur L., »Is the Prisoners' Dilemma all of Sociology?«, in: *Inquiry. An Interdisciplinary Journal of Philosophy* 23 (1980), 2, S. 187–192.
- Stinchcombe, Arthur L., *Constructing Social Theories*, Chicago 1987.
- Stinchcombe, Arthur L., »On the Virtues of the Old Institutionalism«, in: *Annual Review of Sociology* 23 (1997), S. 1–18.
- Stinchcombe, Arthur L., *The Logic of Social Research*, Chicago / London 2005.
- Sutterlüty, Ferdinand, »Kollektive Gewalt und urbane Riots. Was erklärt die Situation?«, in: Axel T. Paul / Benjamin Schwalb (Hg.), *Gewaltmassen. Über Eigendynamik und Selbstorganisation kollektiver Gewalt*, Hamburg 2015, S. 231–256.
- Sutterlüty, Ferdinand, »Fallstricke situationistischer Gewaltforschung«, in: *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung* 14 (2017), 2, S. 139–155.
- Swedberg, Richard, »From Theory to Theorizing«, in: ders. (Hg.), *Theorizing in Social Science. The Context of Discovery*, Stanford 2014, S. 1–28.
- Swedberg, Richard, *The Art of Social Theory*, Princeton 2014.
- Swedberg, Richard, »Theorizing in Sociological Research. A New Perspective, a New Departure?«, in: *Annual Review of Sociology* 43 (2017), S. 189–206.
- Tacke, Veronika, »Funktionale Differenzierung als Schema der Beobachtung von Organisationen. Zum theoretischen Problem und empirischen Wert von Organisationstypologien«, in: dies. (Hg.), *Organisation und gesellschaftliche Differenzierung*, Opladen 2001, S. 141–169.
- Tarrow, Sidney, »Book Review Essay. Inside Insurgencies. Politics and Violence in an Age of Civil War«, in: *Perspectives on Politics* 5 (2007), 3, S. 587–600.
- Tavory, Iddo, »Between Situations. Anticipation, Rhythms, and the Theory of Interaction«, in: *Sociological Theory* 36 (2018), 2, S. 117–133.
- Terpe, Sylvia, *Ungerechtigkeit und Duldung. Die Deutung von sozialer Ungleichheit und das Ausbleiben von Protest*, Konstanz 2009.
- Thompson, James D., *Organizations in Action. Social Science Bases of Administrative Theory*, New York 1967.
- Tilly, Charles, *Big Structures, Large Processes, Huge Comparisons*, New York 1984.
- Tilly, Charles, »Micro, Macro, or Megrim?«, in: Jürgen Schlumbohm (Hg.), *Mikrogeschichte – Makrogeschichte: komplementär oder inkommensurabel?*, Göttingen 1998, S. 7–32.
- Tilly, Charles, *Durable Inequality*, Berkeley 1998.
- Tilly, Charles, »The Trouble with Stories«, in: Ronald Aminzade (Hg.), *The Social Worlds of Higher Education. Handbook for Teaching in a New Century*, Thousand Oaks 1999, S. 256–270.

- Tilly, Charles, *Why? What Happens When People Give Reasons ... and Why*, Princeton 2006.
- Tiratelli, Matteo, »Reclaiming the Everyday. The Situational Dynamics of the 2011 London Riots«, in: *Social Movement Studies* 17 (2018), 1, S. 64–84.
- Todd, Peter M./Gerd Gigerenzer, »Précis of Simple Heuristics that Make us Smart«, in: *Behavioral and Brain Sciences* 23 (2000), 5, S. 727–741.
- Tooley, Michael, »Laws and Causal Relations«, in: *Midwest Studies In Philosophy* 9 (1984), 1, S. 93–112.
- Traugott, Mark, *Armies of the Poor. Determinants of Working-Class Participation in the Parisian Insurrection of June 1848*, Princeton 1985.
- Traverso, Enzo, *Auschwitz denken. Die Intellektuellen und die Shoah*, Hamburg 2002.
- Tyrell, Hartmann, »Physische Gewalt, gewaltsamer Konflikt und der Staat. Überlegungen zu neuerer Literatur«, in: *Berliner Journal für Soziologie* 9 (1999), 2, S. 269–288.
- van Creveld, Martin, *Die Zukunft des Krieges*, München 1998.
- Vennesson, Pascal, »Case Studies and Process Tracing. Theories and Practices«, in: Donatella Della Porta/Michael Keating (Hg.), *Approaches and Methodologies in the Social Sciences. A Pluralist Perspective*, Cambridge 2008, S. 223–239.
- Vollmer, Hendrik, »Stress und soziale Differenzierung«, in: Bettina Heintz/Hartmann Tyrell (Hg.), *Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen. Sonderband der Zeitschrift für Soziologie*, Stuttgart 2014, S. 408–424.
- Vollmer, Hendrik, »Schweigsame soziale Prozesse, historische Ereignisse, flüchtige Teilnehmer und sozialer Wandel«, in: Rainer Schützeichel/Stefan Jordan (Hg.), *Prozesse. Formen, Dynamiken, Erklärungen*, Wiesbaden 2015, S. 303–317.
- Vollmer, Hendrik, »Silences in Sociological Theorising«, in: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 6 (2017), S. 118–121.
- von Trotha, Trutz, »Zur Soziologie der Gewalt«, in: ders. (Hg.), *Soziologie der Gewalt. Sonderheft 37 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Opladen 1997, S. 9–56.
- von Trotha, Trutz/Michael Schwab-Trapp, »Logiken der Gewalt«, in: *Mittelweg* 36 (1996) 5, S. 56–64.
- Wagenknecht, Susann/Jessica Pflüger, »Making Cases. On the Processuality of Casings in Social Research«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 47 (2018), 5, S. 289–305.

- Wagner, Kathrin, Massenerschießungen auf Utøya. Eine prozesssoziologische Erklärung der Gewaltausübung im Fall Breivik, ORDEX Working Paper, Bielefeld 2018.
- Weber, Max, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der Verstehenden Soziologie, Tübingen 1972.
- Weenink, Don, »Frenzied Attacks. A Micro-Sociological Analysis of the Emotional Dynamics of Extreme Youth Violence«, in: *The British Journal of Sociology* 65 (2014), 3, S. 411–433.
- Welzer, Harald, »Gewalt braucht kein Motiv«, in: Ulrich Bielefeld/Heinz Bude/Bernd Greiner (Hg.), Gesellschaft, Gewalt, Vertrauen. Jan Philipp Reemtsma zum 60. Geburtstag, Hamburg 2012, S. 504–525.
- Wenzl, Thomas/Andreas Wernet, »Fallkonstruktion statt Fallrekonstruktion. Zum methodologischen Stellenwert der Analyse objektiver Daten«, in: *Sozialer Sinn* 16 (2015), 1, S. 85–102.
- Wildt, Michael, »Differierende Wahrheiten. Historiker und Staatsanwälte als Ermittler von NS-Verbrechen«, in: Norbert Frei (Hg.), Geschichte vor Gericht. Historiker, Richter und die Suche nach Gerechtigkeit, München 2000, S. 46–59.
- Wildt, Michael, »Der Holocaust, organisationssoziologisch betrachtet. Ein Lehrstück für Historiker. Rezension zu: Stefan Kühl, ›Ganz normale Organisationen. Zur Soziologie des Holocaust, Berlin 2014«, in: *Mittelweg* 36 24 (2015), 6, S. 106–118.
- Wiley, Norbert, »The Micro-Macro Problem in Social Theory«, in: *Sociological Theory* 6 (1988), 2, S. 254–261.
- Wilson, Thomas P., »Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung«, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit 1 + 2, 5. Auflage, Opladen 1980, S. 54–79.
- Wilson, William Julius, The Truly Disadvantaged. The Inner City, the Underclass and Public Policy, Chicago/London 1987.
- Windisch, Steven/Pete Simi/Kathleen Blee/Matthew DeMichele, »Understanding the Micro-Situational Dynamics of White Supremacist Violence in the United States«, in: *Perspectives on Terrorism* 12 (2018), 6, S. 23–37.
- Wolters, Laura, »Vorwärtspanik am Wickeltisch? Zum Verhältnis von Emotionen und Gewalt«, in: *Mittelweg* 36 28/1–2 (2019), S. 177–204.
- Wrong, Dennis, »The Oversocialized Conception of Man in Modern Sociology«, in: *American Sociological Review* 26, (1961), 2, S. 183–193.
- Wydra, Harald, »Reviewed Work: ›The Logic of Violence in Civil War‹ by Stathis N. Kalyvas«, in: *Cambridge Review of International Affairs* 20 (2007), 2, S. 347–348.

# Zu den Autoren

*Thomas Hoebel*, Soziologe, ist seit 2019 Wissenschaftler in der Forschungsgruppe Makrogewalt am Hamburger Institut für Sozialforschung. Er ist Gründungsmitglied der Forschungsgruppe »Organisation, Dauer und Eigendynamik von Gewalt« ([ordex-forschungsgruppe.de](http://ordex-forschungsgruppe.de)).

*Wolfgang Knöbl*, Soziologe, ist seit 2015 Direktor des Hamburger Instituts für Sozialforschung. Zuvor war er Professor für Soziologie an der Georg-August-Universität Göttingen.



# Hamburger Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung Edition

Die Hamburger Edition ist ein wissenschaftlicher Verlag für historisch informierte Sozialwissenschaften, für Geschichts- sowie Politikwissenschaft.

» [Mehr erfahren](#)